

ERICH VON
DÄNIKEN

(Hrsg.)

**Neugierde
verboten!**

Fragen • Funde • Fakten

KOPP

1. Auflage Juni 2014
2. Auflage Dezember 2014

Copyright ©2014 bei

Kopp Verlag, Bertha-Benz-Straße 10, D-72108 Rottenburg

Alle Rechte vorbehalten

Bearbeitung und Redaktion: Claudia und Peter Fiebag, Northeim

Lektorat/Korrektorat: Thomas Mehner/Dr. Renate Oettinger

Umschlaggestaltung: Stefanie Müller

Satz und Layout: Agentur Pegasus, Zella-Mehlis

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-86445-118-8



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC* C014496

Gerne senden wir Ihnen unser Verlagsverzeichnis

Kopp Verlag

Bertha-Benz-Straße 10

D-72108 Rottenburg

E-Mail: info@kopp-verlag.de

Tel.: (0 74 72) 98 06-0

Fax: (0 74 72) 98 06-11

Unser Buchprogramm finden Sie auch im Internet unter:

www.kopp-verlag.de

Erich von Däniken (Hrsg.)

Neugierde verboten!

Fragen • Funde • Fakten

- Kosmische Spuren, Band 8 -

»Wenn wir der oder den SuperZivilisationen im All auch nur ein geringes Maß an wissenschaftlichem Interesse unterstellen, dürfen wir wohl mit Recht davon ausgehen, dass sie auch unsere Erde nach ihrer Entdeckung nicht haben »links liegen lassen«, sondern bedacht gewesen sein werden, die sich auf ihrer Oberfläche abspielenden biologischen und evolutionären Vorgänge zu studieren, möglicherweise sogar in irgendeiner Weise [...] zu manipulieren.«

Dr. Johannes Fiebag, Planetengeologe, 1985

»Der Bereich der Intelligenz ist also sehr vielschichtig und vor allem geprägt durch unsere anthropozentrische Denkweise. Als Nachweise für fremde Intelligenzen suchen wir natürlich in erster Linie Produkte dieser Wesen oder Spuren der Veränderung in der Umwelt. Angesichts der Relativität dessen, was Intelligenz ist, muss man sich fragen, ob wir in jedem Fall solche Veränderungen oder Artefakte überhaupt wahrnehmen. [...] Im Falle von außerirdischen Zivilisationen könnten diese uns durchaus so weit intellektuell evolutionär voraus sein, dass wir nicht in der Lage wären, sie zu verstehen oder überhaupt zu bemerken [...].«

Prof. Dr. John B. Campbell, Archäologe und Anthropologe, 2003

»Selbst wenn zu uns eines Tages vielleicht Besucher aus anderen Galaxien kommen, wenn wir plötzlich Besuch bekommen: Na und? Sie sind nicht anders als wir Menschen. Okay, vielleicht haben sie eine etwas andere Gestalt. Aber im Grunde unterscheiden sie sich nicht von uns. Respektiert sie! Schaut sie euch an. Und schüttelt ihnen furchtlos die Hand. Sofern sie eine haben.«

Dalai Lama, Geistliches Oberhaupt der Tibeter, 2013

Inhaltsverzeichnis

I. TABU UND FORSCHUNG

<i>Dr. h. c. Erich von Däniken</i> Vorwort	15
<i>Prof. Dr. Luis E. Navia</i> Die Suche nach Antworten zum Ursprung des Universums	17
<i>Dipl.-Bibl. Ulrich Dopatka</i> ETI-Forschung als Normalität. Zur stillen Wandlung von Tabus	21
<i>StD Dipl. Hdl. Peter Fiebag</i> Bausteine der Geschichte. Vergangene Wirklichkeiten	30

II. PHARAONEN UND PROPHETEN

<i>Dr. h. c. Erich von Däniken</i> Neugierde verboten!	43
<i>G. F. L. Stanglmeier</i> Akte Abydos: Was weiß man wirklich über den Verbleib des altägyptischen Gottes Osiris?	47
<i>Jürgen Zimmermann</i> In den Krypten des Harthor-Tempels. Prähistorische Wurzeln von Dendera	57
<i>Dr. Algund Eenboom</i> Altes Testament reloaded. Das dramatisch neue Bild der Geschichte Israels	69

Horst und Anke Dunkel

**Die Legende der Königin von Saba, ihres Sohnes Menelik
und der Bundeslade. Forscher entdecken den Palast
der Königin von Saba** 79

StD Dipl. Hell. Peter Fiebag

Forscherneid. Erzählungen, Schriften, Fakten 87

Dr. Algund Eenboom

**Vergessene Heiligtümer: Abessiniens wundersame Windgleiter.
Verborgene Einsiedler und fliegende Wagen** 93

III. KOSMISCHE INDIANERKULTUREN

Dr. h. c. Erich von Däniken

Verflixter Weltuntergang 111

Gisela Ermel

**Tortuguero wiederentdeckt.
Bolon Yokte, Gott L und ein Flugobjekt** 115

Rafael Videla Eissmann

**Das uralte Wissen der Mapuche.
Fliegender Berg und Himmelsleiter** 125

Edison Boaventura Jr.:

**Rätselhafte Felsbilder in Brasilien.
Flugscheiben, ET und fremdartige Wesen** 130

Wolfgang Siebenhaar

Die Inka vor den Inka. Die verlorene Stadt Machu Picchu 138

Marie-Marthe Rennel

Inka, Indianer und die verlorene Stadt. Alte Rätsel, neue Fakten 152

Gary A. David

**Die Fliegenden Schilde der Kachinas.
Hopi-Mythen und Felsbilder** 160

Gisela Ermel

Kusiut, Nusmata und Sonnenboot.

Was die Bella Coola über die Vergangenheit wissen 166

IV. HEILIGE STÄTTEN

Dr. h. c. Erich von Däniken

Kosmische Bauten und Verbindungen.

Der Mittelmeerraum und seine mysteriöse Vorzeit 175

StD Dipl. Hdl. Peter Fiebag

Planet der Heiligtümer.

Das Wunder vom Monte Sant'Angelo 184

Fabio Broussard

Steinerne Wahrzeichen: Herkunft unbekannt.

Die polygonale Mauer Amelias 199

Reinhard Habeck

Kosmische Hieroglyphen

211

Dr. Ryofu Pussel

Kukai und der Donnerkeil.

Uraltes Wissen, bewahrt von buddhistischen Mönchen 220

V. VERBORGENES WISSEN

Dr. h. c. Erich von Däniken

Der Jahrtausendspuk

227

Armin Schrick

Die hermetische Templersymbolik von Montsaunes.

Der Schlüssel auf der Suche nach dem Heiligen Gral? 231

Frank Grondkowski

Die Stufenpyramiden von Teneriffa. Rätsel der Kanaren

242

<i>Dr. Jury Morozov</i>	
Der Ring des Jupiters. Erstaunliches Wissen der Maori	250
<i>Lars A. Fischinger</i>	
Das »Aluminiumobjekt von Aiud«. Neue Materialanalyse	253
<i>Dr. Vladimir V. Rubtsov</i>	
Nicht von dieser Welt? Die Schwarze Kugel aus der Ukraine	258

VI. ASIENS GEHEIMNISSE

<i>Dr. h. c. Erich von Däniken</i>	
Schatzsuche	273
<i>Hartwig Hausdorf</i>	
Unerklärliche Funde in Asikli Hüyük. Schädelrepanationen auf dem »Knochenhügel«	276
<i>Dr. Hermann Burgard</i>	
Die Offenbarungen der Encheduanna. Lichtschiffe über Sumer	284
<i>Gottfried Bonn</i>	
Die Legenden der Drachenschlangen. Mythologische, sakrale und außerirdische Deutungen	295
<i>Frederick Dodson</i>	
Chinas Himmelsdrachen. Ursprung eines Mythenmotivs	306

VII. AUSSERIRDISCHES LEBEN

<i>Dr. h. c. Erich von Däniken</i>	
Panspermia	317
<i>Roland Roth</i>	
Die Existenz im Untergrund. Leben auf anderen Welten immer wahrscheinlicher	322

<i>Hansjörg Ruh</i>	
Außenseiter des Lebens. Der Kohlenstoff-Chauvinismus	327
<i>Alireza Zarei Nejad Farshi</i>	
Trichoplax adhaerens - nicht von dieser Welt?	
Die neue Evolutionstheorie	332
<i>Dipl-Bibl. Ulrich Dopatka interviewt Dr. Steven J. Dick</i>	
Die kulturelle Evolution der ETIs	345
<i>StD Dipl. Hdl. Peter Fiebag</i>	
»Come search with us!« Die Forschungstätigkeit der A. A. S.	348

ANHANG

Literaturverzeichnis	357
Die Erich-von-Däniken-Stiftung	377
Die A.A. S.	379

I.

Tabu und Forschung

Vorwort

VON DR. H.C. ERICH VON DÄNIKEN

Vor über 120 Jahren - im Jahr 1890 - erschien ein umfangreiches Werk mit dem Titel *The Story of Man* (zu Deutsch: *Die Geschichte des Menschen*). Autor dieses Buches war der US-Professor J. W. Buel. Gleich zu Beginn stellte Professor Buel Fragen wie diese:

»Hat Gutenberg die Buchdruckkunst erfunden? Weshalb gab es dann schon 2000 Jahre früher bedrucktes Papier in China? War Galileo der Erfinder des Teleskops? Woher kannten es denn die zentralamerikanischen Kulturen? Woher stammte das Fernrohr, das der römische Kaiser Nero benutzte, um Gladiatorenkämpfe zu beobachten? In der Vatikanischen Bibliothek in Rom werden einige Edelsteine aus fernen Ländern aufbewahrt, auf denen mikroskopische Zeichnungen eingraviert sind. Zum Beispiel der nackte Körper von Herkules inklusive jedes Muskels und die einzelnen Haare. Welche Wissenschaft steckte dahinter? Unsere Generation ist sicher, wir hätten den Stahl erfunden. Aber die Assyrer und Inder beherrschten den Stahl Jahrtausende vorher. Selbst Saladin, der gegen die Kreuzritter kämpfte, tat dies mit einem Schwert aus Stahl. Mit einem einzigen Schwerthieb zertrennte er einen Vogel im Flug in zwei Teile. Ist das Glas eine Erfindung in nachchristlicher Zeit? Aber in den Ruinen von Pompeji, zerstört vor 2000 Jahren durch den Vulkan Vesuv, wurde eine regelrechte Glasfabrik gefunden mit Hunderten von gläsernen Kunstwerken, auch Trink- und Vergrößerungsgläsern. Wir sind stolz auf die Erfindung der Elektrizität. Aber elektrische Signallampen kamen bereits in Salomons Tempel zum Einsatz. Schwarzpulver, eine Erfindung des Mittelalters? In China kannte man es Jahrtausende früher...«

Die Fragen von damals sind immer noch unbeantwortet - und viele neue kamen dazu. Seit einigen Jahren wissen wir, dass unser Blauer Planet irgendwann von Außerirdischen besucht wurde. Die Texte aus dem Alten Indien berichten darüber, doch auch biblische Gestalten wie Hesekeil oder Henoch. Natürlich wurden die ETs damals nicht »Außerirdische« ge-



Erich von Däniken.
(Foto: Peter Fiebag)

nannt, sondern »Götter« oder »Wächter des Firmaments«. Wer waren sie? Was wollten sie? Woher kamen sie? Werden sie wiederkommen?

Inzwischen gibt es weltweit über hundert Autoren, die von dem Thema fasziniert sind. Und seit drei Jahren produziert der US-amerikanische *History Channel* eine TV-Serie mit dem Titel *Ancient Aliens*. Sie erreicht die höchsten Einschaltquoten seit der Existenz des *History Channels* - und dies mit inzwischen 90 (!) Fortsetzungen. Es tut sich was. Weltweit. Die Idee einer außerirdischen Beeinflussung der Menschheit ist nicht mehr wegzudenken.

Ich bin stolz auf die Herausgabe von Band 8 der *Kosmischen Spuren*. Mutige Menschen aus verschiedenen Fachbereichen präsentieren ihre Sicht der Dinge. Allen Autoren herzlichen Dank für ihr Engagement! - Ein besonderer Dank gebührt dem unermüdlichen Studiendirektor Peter Fiebag, der die Texte auswählte und redigierte.

Allen Lesern dieses Buches wünsche ich viele interessante Erkenntnisse.

Herzlichst Ihr

Erich von Däniken

Die Suche nach Antworten zum Ursprung des Universums

VON PROF. DR. LUIS E. NAVIA

Der berühmte britische Wissenschaftler John B. S. Haldane (1892-1964) fasste in wenigen Worten eine kosmologische Wirklichkeit von enormer Bedeutung zusammen. Das Universum, schrieb Haldane, ist sicher nicht nur komplizierter, als wir es uns vorstellen, sondern komplizierter, als wir es uns überhaupt vorstellen können. Eine Aussage, die eine eindruckliche Herausforderung für diejenigen darstellt, die nach Antworten zu Ursprung und Struktur des Universums, nach dem Ursprung des Lebens auf unserem bescheidenen Planeten und nach den Gründen für den Aufstieg der menschlichen Spezies suchen.

Seit dem Altertum, zum Beispiel bei den griechischen Philosophen, wurden die Ideen angefochten, denen zufolge die Erde der Mittelpunkt des Universums sei und dass das Leben und besonders der Mensch einzigartige Schöpfungen seien. Anaximander (610 v.Chr.-547 v.Chr.) erkannte, wie endlos sich das Universum im Raum und ewig in der Zeit ausdehnt, während Anaxagoras (499 v.Chr.-428 v.Chr.) sich den Mond und die Planeten voller Lebensformen vorstellte und sogar menschenähnliche Geschöpfe dort für möglich hielt.

Eine Einzigartigkeit der menschlichen Gattung begriffen die altgriechischen Philosophen als ein narzisstisches Vorurteil, nämlich dass das, was den Menschen ausmacht, ihn zu einem einzigartigen Phänomen werden lässt.

Es gab unter diesen Philosophen also eine entfernte Anlehnung, eine gedankliche Vorwegnahme John Haldanes Aussage, die uns demütig werden lässt angesichts der unermesslichen Vielseitigkeit der Schöpfung. Wir bewohnen einfach ein Universum, das komplizierter ist, mannigfaltiger, als wir es uns überhaupt vorstellen können.

In neueren Zeiten hat die Einsicht, dass wir nicht allein im Universum sein können, da Leben ein natürliches Phänomen ist, so selbstverständlich, wie

jeder andere Prozess in der Natur, an Bedeutung gewonnen und sich durchgesetzt. Bereits im 16. Jahrhundert, als Giordano Bruno (1548-1600) annahm, dass das Leben über das ganze Universum verbreitet sei, begann für die Wissenschaft ein langsamer, schmerzhafter Prozess, sich vorzustellen, dass es andere bewohnte Planeten, älter als die Erde, gibt, auf denen sich hoch entwickelte Zivilisationen entfaltet haben.

Unsere heutige Suche nach weit entfernten Planeten, die zumindest bewohnbar sind, ist Zeugnis der Vertiefung der Erkenntnis und Erfahrung *einiger* wissenschaftlicher Denker. Das Haupthindernis auf diesem Weg war die, geradezu endemische, *Überheblichkeit* der menschlichen Art, die als angeblich spezielle Schöpfung Gottes oder der Götter von ihrer Einzigartigkeit überzeugt war. Wir wähten uns als privilegiert, was bedeutete, dass wir allein im Universum sind. Dieser dem Menschen innewohnende Stolz wird besonders in der Überzeugung der Theologen und einiger Philosophen des 13. Jahrhunderts offenbar, die auf die Befolgung der Aristotelischen These beharrten, die Erde sei der einzige und alleinige Platz im Universum, auf dem Leben möglich ist.

Bereits damals gab es jedoch Stimmen, die die Einmaligkeit der Erde und der Menschengeschöpfe für ein absurdes Patent hielten, da dann, wäre dies der Fall, Gott mit einem begnadeten Maler verglichen werden könnte, der nur ein einziges Werk schuf und, genau genommen, noch dazu eines mit schlechter Qualität. Denn schließlich - worauf der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer (1788-1860) pessimistisch beharrte - zeige die menschliche Art jede Menge Anzeichen dafür auf, als Fehler der Natur verstanden werden zu können.

An dieser Stelle betritt Erich von Däniken die Szenerie. - Mit der Veröffentlichung seines provozierenden ersten Bestsellers *Erinnerungen an die Zukunft* vor vier Jahrzehnten stellte Erich von Däniken eine Reihe Fragen zu Behauptungen in den Raum, die seit alters her als gottgegeben angesehen wurden - meistens von gewöhnlichen Mitmenschen, aber auch von Akademikern wie Historikern und Archäologen. Es erinnert an Sokrates (469 v.Chr.-399 v.Chr.), der sein Leben damit verbrachte, *Fragen* zu stellen, ohne Antworten zu geben, wenn Erich von Däniken Fragen aufwirft, deren Antworten herausfordernd sind und deren definitive Lösung noch aussteht.

Erich von Däniken reist um die Welt und findet immer wieder die erstaunlichsten Dinge, die keine eindeutigen Erklärungen haben, und formuliert dabei eine - in der Wissenschaftsgeschichte nicht komplett neue - Hypothese, dass die Spezies Mensch vielleicht nicht eine solch natürliche

Geschichte hat, wie immer angenommen wurde. Er wirft Fragen auf und äußert seine Zweifel in Bezug auf Dinge, die normalerweise als unumstößliche Fakten angenommen werden. Er gibt sich nicht mit den Antworten zufrieden, die vom wissenschaftlichen Establishment angeboten werden, weil er überzeugt war und ist, dass viele Sachverhalte in Wahrheit komplizierter und rätselhafter sind, als man im Allgemeinen annimmt. Er inspiziert alte Monumente, analysiert schriftliche und mündliche Überlieferungen des Altertums und kommt zur Einsicht, dass er die Schlussfolgerungen der akademischen Forscher ablehnen muss, da er überzeugt war und ist, dass unter der glatten Fumieroberfläche die Wahrheit in einer tieferen Schicht zu finden sei.

Diese Wahrheit, argumentiert er, sei die *Möglichkeit*, dass in alten Zeiten die Menschheit Einflüssen ausgesetzt gewesen sein kann, die außerhalb des Menschengeschlechts zu suchen sind.

Das Universum kann, wie John B. S. Haidane insistiert, komplizierter sein, als wir es uns überhaupt vorstellen können. Warum sollte es dann nicht möglich sein, dass in der Geschichte des Menschen, beladen mit Unvollkommenheiten und Mängeln, vielleicht Spuren von Einflüssen außerirdi-



Erich von Däniken und der Philosoph Prof. Luis Navia.

scher Lebensformen und Intelligenzen zu finden sind? Warum könnten die monumentalen Zeugnisse vergangener Kulturen, deren Arbeitsleistung schwierig zu erklären ist, nicht Spuren einer fortschrittlichen Zivilisation enthalten, die, aus welchen Gründen auch immer, die Menschheit beeinflusste?

Erneut behauptet Erich von Däniken nicht etwa, endgültige Antworten oder abschließende Erklärungen zu haben. Er wirft Fragen auf und lenkt die Aufmerksamkeit auf die unzählbaren Widersprüchlichkeiten, die uns umgeben. Er fordert die wissenschaftliche Welt heraus und erinnert sie daran, dass weder in der Wissenschaft noch in der Philosophietheorie mit absoluter Sicherheit - diese ist im Allgemeinen nur in der Mathematik möglich - Beweisführungen erfolgen können, sondern dass man immer mit einer Bandbreite an Sicherheit beziehungsweise Unsicherheit Antworten entwickeln kann.

Deshalb sind - im Rahmen eines Universums, über das wir kaum alles wissen - auch Kontakte mit Außerirdischen eine Erklärungsmöglichkeit, die es wert ist, einbezogen zu werden. Zumindest hat Erich von Däniken uns gezwungen, das zu überdenken, was wir zu wissen glauben, und hat im Bewusstsein einiger, wohl nicht zu vieler, eine gesunde Dosis Neugier injiziert, die bei dem einen oder anderen auch wissenschaftliche Früchte tragen kann. Ein außerirdischer Ursprung des Lebens oder des Menschen oder zumindest ein Kontakt mit Wesen aus anderen Regionen des Universums stellt eine *Möglichkeit* dar, die es wert ist, wissenschaftlich berücksichtigt zu werden. Diese Möglichkeit zurückzuweisen und mit herkömmlichen Erklärungen auf einem eingetretenen Pfad zu bleiben, ist in der Tat ein Zeichen intellektueller Mittelmäßigkeit.

Für seine außerordentlichen Bemühungen, das Niveau der menschlichen Neugier zu heben, gebührt Erich von Däniken ein herausragender Platz in der Geschichte des menschlichen Bewusstseins.

ETI-Forschung als Normalität. Zur stillen Wandlung von Tabus

VON DIPL.-BIBL. ULRICH DOPATKA

Experimente und Berechnungen zur Entstehung komplexer Lebensbausteine, Studien zu den Bedingungen für Leben in den zu Hunderten neu entdeckten Exo-Planetensystemen, Indizien für Leben auf dem Mars, Hypothesen zu einer exotischen Biologie auf dem Saturnmond Titan oder Projekte, in den eisbedeckten Ozean auf dem Jupitermond Europa einzutauchen - all dies sind längst keine unrealistischen Gedankenspiele von Fantasten mehr, sondern handfeste, wissenschaftliche Überlegungen. In den vergangenen Jahren konnte ich an etlichen astronomischen Kongressen teilnehmen, die genau diese Themen immer stärker in den Fokus ihrer Forschung rückten. Ein herausragendes Beispiel, das weit über das zweite Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts hinauswirken wird, war der 10. Bio-Astronomie Weltkongress 2011 in Montpellier, Frankreich. Zum ersten Mal wurde die Veranstaltung der *International Astrobiology Society and Bioastronomy (Commission 51 of the International Astronomical Union)* [1] gemeinsam mit der ISSOL (*International Society for the Study of the Origin of Life and Astrobiology Society*) organisiert, die sich schwerge- wichtig mit Fragen der Lebensentstehung befasst [2]. Etwa 600 Teilneh- mende vertraten ihre Universitäten, Forschungsinstitutionen und -Organi- sationen. Neben einem übervollen Vortragsprogramm präsentierten Wis- senschaftler aus aller Welt auf 319 Stellwänden ihre Forschungsprojekte und -ergebnisse. Auch in Panel-Diskussionen wurden Fakten und Hypo- thesen dargeboten.

Viele Titel der Vorträge oder Präsentationen machten schon im Vorfeld neugierig. Einige Beispiele:

- »Eine Neue Definition von Leben«
- »Exoarchäologie und Evolution«
- »Könnten irdische Lebenskeime zu anderen Planeten transportiert werden?«
- »Die organisch-zelluläre gemäßigte Zone«

- »Die >Große Stille< durchbrechen: Die Simulation von aktivem SETI«
- »Atmosphärenmodelle für Sterne, Braune Zwerge und M-Sterne«
- »Ist Wasser für Leben notwendig?«
- »Ein mathematisches Modell für die Evolution und SETI«
- »Verschiedene Wege zur *Encephalisation*« [Verhältnis von Gehirn und Körpermasse] bei Wesen einer technologischen Zivilisation«
- »Informationsbezogene, natürliche Selektionstheorie wirkt mit bei der Definition von Leben und Intelligenz«.*

Wichtiger aber als die Details wissenschaftlicher Experimente oder mathematischer Formeln waren die Schlussfolgerungen, die gezogen wurden, und die generellen Meinungen, die direkt oder indirekt zum Ausdruck kamen. Nach meiner Beobachtung hat sich der »Main-Stream« der Forschung, man könnte auch sagen: der wissenschaftliche Zeitgeist, der an den Tag gelegt wird, wenn die Experten untereinander diskutieren, langsam gewandelt. Aspekte der Forschung nach außerirdischem Leben stehen nicht mehr außerhalb, werden nicht partout als Science-Fiction abgestempelt. Das gilt auch für die Thematik intelligentes Leben und sogar für den Kontakt mit ETI. Zumindest untereinander (!) hat man nicht mehr Angst, sich die akademischen Finger schmutzig zu machen.

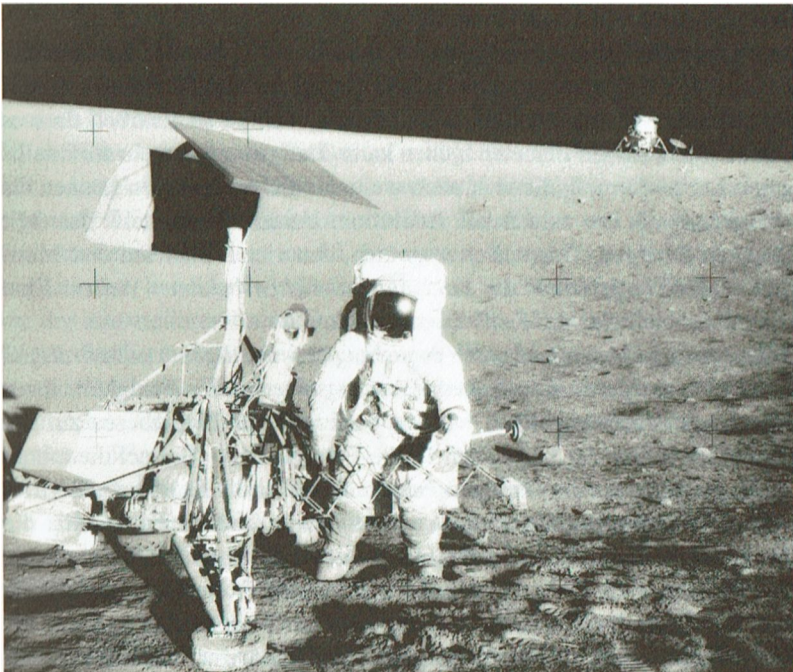
So war *Panspermia* auf dem Kongress nichts Anrühiges. Im Gegenteil: Dass sich Lebenskeime und Bausteine des Lebens von Stern zu Stern, zum Beispiel durch den Sonnenwind, verbreiten können, galt als »alter Hut«. Um die kosmischen Parallelen der Struktur des Lebens auszudrücken, sprach man auch von der »galaktischen Evolution«. Panspermia forciert die Ausbreitung einer einheitlichen Art des Lebens. Aber auch wenn es *neu* entsteht, haben wir keine bizarren Siliziumwesen vor uns, sondern wiederum dasjenige Leben, wie wir es durch Panspermia kennen - so die Quintessenz vieler Vorträge.

Die Chance, dass *Leben aus unbelebter Materie* entsteht, galt bislang als ein ausgesprochener Lottogewinn, sehr viele Faktoren müssten zusam-

* Die Originaltitel des 10. Bio-Astronomie Weltkongresses 2011 lauteten auf Englisch: »New Definition of Life«, »Exoarchäology and Evolution«, »Could terrestrial pollen grains be transported to other planets?«, »The Organic-Mediated Habitable Zone«, »Breaking the >Great Silence< the game of active SETI«, »Model Atmospheres for Stars and Brown Dwarfs and M Stars«, »Is Water Necessary for Life?«, »A Mathematical Model for Evolution and SETI«, »Multiple Paths to Encephalization and Technical Civilizations« und »Information Natural Selection Theory Contributes Defining Life and Intelligenz«.

mentreffen, hieß es. Doch in der enormen biochemischen Komplexität scheint man einen goldenen Schlüssel gefunden zu haben, der plausibel macht, wie es zu den ersten sich selbst reproduzierenden Makromolekülen gekommen ist: Darwinismus auf molekularer Ebene! Unter veränderten Bedingungen setzen sich einzelne chemische Verbindungen durch, entwickeln neue Überlebensmechanismen ..., wenn man bei Molekülen von Überleben sprechen darf. Die Forschergemeinde tut es. Computersimulationen helfen, im Zeitraffer Evolutionsschritte von Abermillionen Jahren zu simulieren und neue Denkansätze im Labor zu überprüfen.

Neue Denkansätze gelten auch für eine andere Frage. Bislang galt es als sakrosankt anzunehmen, dass, würden wir auf der Erde unter gleichen Bedingungen die Evolution noch einmal ablaufen lassen, das Leben einen völlig anderen Verlauf nehmen würde. In der wissenschaftlichen Literatur ist diese Frage als »*Rerun évolution on Earth*« geläufig. Heute etabliert



Die Astronauten von Apollo 12 (1969) besuchten die Sonde Surveyor 3, die 1967 gestartet war. Auf ihr fanden sich getrocknete Bakterien (*Streptococcus mitis*), die mit zum Mond gereist waren und, zurück auf der Erde, wieder keimten. (Foto: NASA)

sich die Erkenntnis, dass Konvergenz, der evolutionäre Druck, gleiche oder stark ähnliche Formen zu entwickeln, nicht nur für Formen und Äußerlichkeiten gilt, sondern auch für die Qualitäten, die Fähigkeiten von Lebewesen. Als quasi programmiert gilt auch die *Entwicklung von Intelligenz* als Überlebensstrategie des Lebens, die sich früher oder später entwickeln wird.

Wissenschaftliche Hypothesen, die die *belebte Erde und die Menschheit als raren Einzelfall* betrachten, wurden durch neue Untersuchungen widerlegt. Beispielsweise können Minisonnen, auch größere, sogenannte »Braune Zwerge«, doch ohne Weiteres gemäßigte Zonen mit belebten Planeten haben - auch wenn Gravitationskräfte dazu führen, dass diese Planeten ihrem Heimatstern immer die gleiche Seite zeigen. Auch Doppelsternsysteme schließen - was bisher abgelehnt wurde - stabile Planetenbahnen nicht aus! Und: Generell gilt, dass das Leben selbst in der Lage ist, sich auch außerhalb der gemäßigten Bereiche beste Umweltbedingungen zu schaffen: bei Welten in den kälteren Zonen eines Planetensystems zum Beispiel durch Treibhausklimaeffekte.

Auch dass ein Planet unbedingt einen Mond - wie dies bei der Erde der Fall ist - haben muss, um eine stabile Biosphäre und Kontinuität in der Evolution zu garantieren, gilt nicht mehr. Leben ist so flexibel, dass es auch auf mondlosen Planeten blühen kann. Das gilt umso mehr für intelligente Lebensformen, die sich noch weitaus rascher anpassen können als eine Spezies in der natürlichen Evolution. Unterm Strich heißt das: Mit Braunen Zwergen, Doppelsternsystemen, den vielen Planeten und Monden explodiert geradezu die *Zahl der möglichen belebten Welten*. Eine optimistische Sicht, die Konsequenzen hat.

Konsequenzen besonders, wenn es um *kognitiv intelligente außerirdische Lebensformen* geht, mit eigenem Bewusstsein und der Fähigkeit, ihren Planeten zu verlassen. Nach wie vor basieren viele Hypothesen auf der bekannten, schon 50 Jahre alten Drake-Formel. Diese Formel dient aber nicht nur dazu, die notwendigen Faktoren, die für die Existenz außerirdische Zivilisationen nötig sind, zu *quantifizieren* und als Endresultat die Zahl der Zivilisationen in der Galaxis zu erhalten, die zu Radioastronomie und Weltraumfahrt fähig und willens sind. Was die Frage nach der Existenz solcher Welten betrifft, steigt mit der Zahl der Exoplaneten und der Erkenntnis über die Anpassungsfähigkeit von Leben auch die Wahrscheinlichkeit und damit die Anzahl der Zivilisationen.

Wissenschaftler der Gegenwart versuchen hingegen, über mathematische Modelle mehr aus der Drake-Formel zu bestimmen, sie sozusagen zu *qualifizieren*. Besonders der Faktor der Lebensdauer einer solchen Zivili-

sation kann in einen Kontext mit Erkenntnissen der Evolutionsforschung gebracht worden. Solche Prozesse verlaufen dynamisch, erst sehr langsam, dann immer schneller, exponentiell. Wie bei Populationen von Lebensformen - und das gilt auch für Kulturen - nachzuweisen ist, verläuft über sehr lange Zeiten der Lebensweg zyklisch, schafft Ableger oder pendelt sich langfristig auf ein stabiles Niveau ein. Vereinfacht gesagt deuten solche, breit fundierten, Berechnungen darauf hin, dass technologische Zivilisationen durchaus langlebig sein können, Ableger bilden wie die großen Kulturen der Menschheit und auch energetisch stabil sein können.

Und das ist der Punkt! ETI-Zivilisationen, die sehr alt sind, die unvorstellbare Informationen und Erfahrungen gespeichert haben, die ihre biologische Evolution selbst übernahmen, deren Technologie weit mehr Innovationen entwickeln konnte als unsere, sind mit Sicherheit in der Lage, Grenzen zu überschreiten, die für die Menschheit der Gegenwart noch existieren. Das kann alles umfassen: von interstellarer Raumfahrt über Langlebigkeit bis zu völlig neuen Formen des Denkens und Handelns.

Wir erkennen, dass eines aus dem anderen folgt. Jede neue Erkenntnis der Wissenschaft hat Konsequenzen: Panspermia und Einheitlichkeit des Lebens als Normalität, - galaktische Evolution, - Erde nicht als rarer Einzelfall, - Konvergenz in der Evolution, - kognitive Intelligenz kein Einzelfall, - Langlebigkeit von Zivilisationen als Normalfall ... und wir mögen ergänzen: konsequenterweise interstellare Raumfahrt und die Nichtisolierung von belebten Welten im All. Eine ganze Kette von Fakten und Argumentationen, bei denen die Verzahnung von belebten Welten im All nicht vor der interstellaren Raumfahrt haltmacht. Eine Faktenkette!

Gegen fundierte Erkenntnisse und neue Forschungsergebnisse kann sich niemand wehren. Und das ist gut so! Schwieriger haben es aber manche skeptischen Geister, die Konsequenzen der Argumentationskette zu akzeptieren. Warum?

Interstellare Kontakte als Regelfall und eine Erde, die seit Äonen nicht von anderen Welten isoliert war, um nur diese Beispiele zu nennen, widersprechen, so wird argumentiert, fundamentalen wissenschaftlichen Prinzipien. Worum geht hierbei eigentlich?

Naturgesetze beziehungsweise Definitionen lernen wir in der Schule, und Einsteins Formel $E = mc^2$ oder viele andere physikalische, mathematische etc. Naturgesetze sind vielen Menschen geläufig. Doch es gibt noch Hunderte weiterer sogenannter Gesetzmäßigkeiten oder Prinzipien, die ebenfalls Gültigkeit haben.

Wer hat schon vom Riepischen Gesetz gehört? Diesem zufolge wird kein Informationsmedium von einem neuen vollkommen verdrängt, sondern nur ergänzt: Handschriften oder Bücher usw. wird es immer geben - trotz elektronischer Medien, die ihrerseits wieder von etwas Neuem nicht verdrängt, sondern nur an den Rand gedrängt werden. Das Pareto-Prinzip besagt, dass 80 Prozent jeder Arbeit etwa 20 Prozent Aufwand erfordern. Will man auch die restlichen 20 Prozent ausführen, muss man dafür 80 Prozent Aufwand investieren - was gegen Perfektion spricht. Im Mooreschen Gesetz ist definiert, dass sich alle zwei Jahre die Komplexität von Computerchips verdoppelt. Bekannt, weil lustig, aber nichtsdestoweniger mit einem Wahrheitsgehalt versehen, ist zum Beispiel das Peters-Prinzip: In großen Betrieben oder Verwaltungen werden qualifizierte Mitarbeitende befördert: so lange, bis sie auf eine Stufe gelangen, für deren Aufgaben sie unfähig sind. Und wer es auf die Spitze treiben will, kann noch Muiphys Gesetz nennen, nachdem im Mittelwert bei den meisten Mitmenschen eher etwas schiefeht, wenn es die Möglichkeit zwischen positivem und negativem Ausgang gibt.

Zwei solcher Gesetzmäßigkeiten wurden immer wieder ins Feld geführt, wenn es um die Verneinung von ETI-Kontakten mit unserer Erde geht. Das eine ist das »Mittelmaß- oder Mittelmäßigkeitsprinzip« (bekannter unter dem englischen Begriff »Principle of Mediocrity«), Bei dem anderen handelt es sich um »Ockhams Gesetz« (umgangssprachlich als »Ockhams Rasiermesser« bezeichnet). Beide Prinzipien besagen, dass man sich bei der Einschätzung von Unbekanntem auf Erfahrungswerte stützen sollte. Beim Mittelmaßprinzip gilt: Wenn ich einen Lottoschein ausfülle, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass ich nichts gewinne - weil ich der Normalfall bin. Der Normalfall ist nicht nur der Flugpassagier, der nicht abstürzt, sondern auch die Erde im All, das Leben oder eine Menschheit, die natürlich nicht Kontakt mit außerirdischen Wesen hatte oder hat. Das Prinzip schließt theoretisch natürlich nicht den Lottogewinn oder außerirdische Besucher aus, relativiert nur ihre Wahrscheinlichkeit außerordentlich. Diese Logik des Mehrheitsprinzips hat nur einen Haken, wenn es um Fragen wie zum Beispiel die Isoliertheit der Erde im All geht. Das Mittelmaßprinzip ist dann gültig, wenn man, wie beim Gewinnschlüssel einer Lotterie, alle Fakten kennt. Die Beurteilung derselben Frage wandelt sich über die Zeit aufgrund des ihr zugrunde liegenden Wissensstandes. Wenn wir bei unserem Thema Menschheit und ETI bleiben ..., nach den ersten paar Milliarden Jahren, als unser Universum noch jung war, gab es noch nicht eine ausreichende Menge schwerer Elemente, um Planeten mit

Ökosphären entstehen zu lassen. Einem hohen Lottogewinn käme es deshalb gleich, wenn sich schon nach vier oder fünf und nicht erst nach neun Milliarden Jahren eine Erde wie die unsere gebildet hätte. Oder mit anderen Worten: Das, was Mittelmaß oder Durchschnitt ist, wandelte sich mit der Zeit. Heute sind belebte Welten, auch Welten mit Intelligenzen im Vergleich zum Ur-Universum keine Rarität. Heißt das, dass - gemäß dem Mittelmaßprinzip - die meisten galaktischen Zivilisationen auf dem technologischen Stand der unseren sind? Oder sind die meisten nicht eher (viel) weiter entwickelt, und es gibt nur wenige, die zufällig erst ein paar tausend Jahre »auf dem Buckel haben«?

Hält man sich vor Augen, dass die Gültigkeit der Resultate des Mittelmaßprinzips erst greift, wenn bei der Einschätzung genügend Informationen vorliegen, kann man sich kaum eine Galaxis vorstellen, die mit Zivilisationen übersät ist, die fast ausschließlich gerade »aus dem Ei gekrochen« sind. Das Resultat der Abschätzung, was das Mittelmaß bei anderen Welten und Zivilisationen darstellt, wandelt sich aber nicht allein durch die Jahrmilliarden und die Evolution, sondern sehr dynamisch und fast dramatisch durch die belebten Welten selbst. Sobald die ersten ETI (Extraterrestrischen Intelligenzen) sich in der Galaxis ausbreiten (oder auch die Entwicklung auf anderen Welten forcieren), steigt ihre Zahl. Das, was früher die durchschnittliche Verteilung war, verschiebt sich.

Kurzgefasst: Das Mittelmaßprinzip kann nicht dazu dienen, stichhaltige Aussagen auf Zahl und Kulturniveau außerirdischer Zivilisationen anzustellen, weil es sich bei dem Thema nicht um fixe statische Angaben handelt, sondern um dynamische, evolutionäre Prozesse. Diese Relativierung der pessimistischen Einschätzung von Skeptikern konnte man in Gesprächen beim 10. Bio-Astronomie Weltkongress 2011 zum Thema ETI immer wieder feststellen. Hier hat ein Denk- und Umdenkprozess stattgefunden, weil sich langsam nüchterne Fakten statt emotionale Pauschalierungen durchsetzen.

Das gilt auch für Ockhams Prinzip. Es besagt, dass zur Erklärung eines unbekanntes Sachverhaltes man diejenige Antwort wählen sollte, die mit den wenigsten Hypothesen auskommt. Also wie mit einem Rasiermesser sollten alle Erklärungen abgeschnitten werden, die nicht der einfachsten entsprechen. Bekannt ist die Anwendung auf UFO-Sichtungen: Erklärungen als Wetterballone, Halluzinationen oder sogar geheime, militärische Flugapparate sind einfacher als außerirdische Raumfahrzeuge. Was »Ockhams Rasiermesser« jedoch stumpf macht, sind fehlende Informationen. Das kann an Beispielen deutlich werden, wie sich eine solche Einschätzung zu gleichen Fragen im Laufe der Zeit ändert. Was ist die Erklärung

rung für Krankheiten?, fragte man sich auch im Alten Rom. Am einfachsten erklärt man dies - würde man »Ockhams Rasierer« zu jener Zeit angewendet haben - vielleicht als Strafe der Götter. Nicht etwa durch hypothetische winzige Viren oder Bakterien! Denn diese konnte damals niemand sehen oder analysieren. Heute wissen wir es besser! Oder nehmen wir das Beispiel der Meteoriten. Bis ins 19. Jahrhundert war die einfachste - aber wie wir heute wissen, nicht die korrekte - Erklärung, dass es sich bei den Berichten schlichtweg um Unwahrheiten handeln müsse. Steine, so die Überzeugung der Gelehrten, können nicht aus dem Himmel regnen! Die beiden Beispiele zeigen deutlich: Der Wissenshintergrund bestimmt das, was am wahrscheinlichsten gilt. Wir müssen gar nicht in die Vergangenheit reisen, um Beispiele für die Relativität von »Ockhams Prinzip« zu finden. Auf die Frage, woher die Kinder kommen, wird ein Kleinkind aufgrund seiner Informationen vielleicht den Klapperstorch als naheliegendste Antwort wählen.

Pauschalierungen ohne Rücksicht auf neue Forschungsfakten führen zu Fehleinschätzungen. In Umgangargumentationen von Kritikern und Skeptikern wird gerade bei ETI-Fragen sehr häufig und populär mit Alltagswissen »Ockhams Rasierprinzip« angewendet. Wissenschaftler peilen aber nicht über den Daumen. Wenn man eine neue Faktenkette zugrunde legt und weiter fortgeschrittene Zivilisationen im All nicht nur für möglich hält, sondern auch ihre interstellare Expansion mit berücksichtigt, werden plötzlich ganz andere Erklärungen von Phänomenen viel wahrscheinlicher und naheliegender. Die Interpretation eines archäologischen Fundes oder einer Überlieferung, nach Ockhams Methode erstellt, kommt in vielen Fällen vielleicht zu dem Schluss, dass ein kultischer Hintergrund als Erklärung vorliegen muss. Das vorschnelle »Muss« wird aber sofort relativiert, wenn man davon ausgeht, dass ein Kontakt mit »Götter-Astronauten in der Vorzeit stattgefunden hat und ein Faktor bei der Interpretation wird. Plötzlich wird »Ockhams Rasiermesser« scharf!

Es gibt noch ein namenloses Prinzip: Erst wird etwas für absurd gehalten, dann als Denkvariante akzeptiert, und dann heißt es schließlich: »Das haben wir doch schon immer gewusst!« Wem immer man dieses Prinzip zuschreiben will ... sie oder er hat recht. Die in der Astrobiologie- und SETI-Forschung tätigen Wissenschaftler haben, so mein Eindruck, in den vergangenen Jahren ihren Horizont erweitert, weil neue Fakten und Berechnungen sie dazu zwingen. Eine galaktische Evolution, die Nicht-Isolation unseres Planetensystems, ETI als Faktor werden einkalkuliert. Die Diskussionen untereinander waren auf diesem wie auf vorangegangene-

nen Forschungskongressen sachlich und faktenorientiert - trotz der Brisanz der erörterten Fragen. Vielleicht ist es gerade diese Brisanz, die hinderlich wird, wenn Wissenschaftler solche Fachdiskussionen mit der »Außenwelt« führen wollen. Oder auch die Tatsache, dass viele Überlegungen, die sich mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen decken, bereits von Laienforschern formuliert wurden? Um komplexe Forschungsergebnisse und -kalkulationen zu verstehen und als Allgemeinwissen zu etablieren, braucht es Zeit. Wie viel, kann man schlecht abschätzen, aber ein Prozess ist angestoßen worden. Er ist unumkehrbar.

Dass Wissenschaftler sich daher nicht scheuen, ihre Forschungsfelder Aspekten eines möglichen Kontaktes mit außerirdischen Intelligenzen zu öffnen, ist nur auf den ersten Blick verwunderlich. Man erkennt zwar, wie vorsichtig argumentiert und theoretisiert wird, aber der gemeinsame Tenor sind Fakten für neue Argumentationen. Widerspruch ernten solche Wissenschaftler, die den Horizont weiter fassen, eher im inhaltlichen Detail als in genereller Ablehnung. Hoffen wir, dass bei der ETI-Forschung noch weitere Wissenschaftsdisziplinen andocken und vor allem, dass Informationen darüber, was hinter den Kulissen der Forschung passiert, von den Medien häufiger, in größerem Umfang und ohne Ressentiments der Öffentlichkeit vorgestellt werden - ohne den Beigeschmack der Lächerlichkeit und Unwissenschaftlichkeit.

Bausteine der Geschichte. Vergangene Wirklichkeiten

VON STD DIPL.-HDL. PETER FIEBAG

»Opas Wissenschaftstheorie ist tot! Sie hat sich totgelaufen, unter anderem mit ihren engen Abgrenzungskonzepten (der Wissenschaft vom Rest der Welt) und leeren Rationalitätsvorstellungen.«

Helmut F. Spinner,
Professor für Philosophie, Wissenschaftstheoretiker

Die Wissenslage in der modernen Informationsgesellschaft des 21. Jahrhunderts ändert sich permanent, weil Information und harte Gegeninformation wissenschaftliche Theorien und Sichtweisen korrigieren und revidieren. Was heute als richtig angepriesen wird, morgen schon kann es überholt sein. Beleuchtet man das Selbstverständnis historischer Wissenschaften, wird eine »Objektivitätsfalle« sichtbar. Und sichtbar wird auch, dass die Paläo-SETI-Forschung zu Recht einen Anspruch auf breite Akzeptanz hat.

Denn Paläo-SETI-Forschung eröffnet viele Möglichkeiten, bislang ungeklärte und rätselhafte Ereignisse unserer Vorgeschichte zu betrachten und in unser Wissensgebäude einzuordnen. Ungezählte Veröffentlichungen von Forschern - Artikel, Vorträge, Bücher, Forschungsberichte, Internetbeiträge - haben in einem halben Jahrhundert unterschiedlichste Bausteine zu einer neuen Geschichte der Menschheit zusammengetragen. Dabei wurde der Fokus auf uralte Kulte, jahrtausendealte Megalithanlagen, auf unerklärliche Funde, biblische Ereignisse, das Dogon-Rätsel, die weltweit anzutreffenden pyramidalen Bauwerke, antike Fluggeräte und manch andere große Menschheitsfrage gelenkt.

Geschichtliche Hohlräume

Natürlich geriet und gerät jeder, der eine solche alternative historische Sicht darlegt, in die Kritik der etablierten, konservativen Wissenschaften. Auf der einen Seite hat sich in etlichen Fällen dennoch in den vergangenen Jahren ein durchaus kreativer Gedankenaustausch ergeben: Archäologen, Anthropologen und Historiker, Raumfahrtwissenschaftler und Astronauten, Philosophen, Naturwissenschaftler, ebenso Philologen und Theologen haben jeweils eigene Bausteine zur Paläo-SETI und damit zur Geschichte der Menschheit hinzugefügt.

Auf der anderen Seite gibt es aber auch die sogenannten Kritiker, die behaupten, die Paläo-SETI sei wissenschaftlich nicht akzeptabel. Sie führen in schöner Regelmäßigkeit den derzeitigen Stand konservativer Forschung ins Feld. Ein Problem dieser Gattung »Kritiker« ist, dass sie selbst oft genug ihren eigenen Standpunkt nicht reflektieren, nicht relativieren, ihr vermeintliches Wissen absolut setzen. Mark Twain hat es einmal so formuliert: »Der Jammer mit den Weltverbesserern ist, dass sie nicht bei sich selber anfangen.«

Der Physiker Prof. David Böhm [1] hat darauf hingewiesen, »dass wir Fakten *schaffen*. Beginnend mit einer unmittelbaren Wahrnehmung entwickeln wir ein Faktum, indem wir ihm Ordnung, Form und Struktur verleihen. In der klassischen Physik wird ein Faktum im Sinne der Ordnung planetarischer Umlaufbahnen *>gemacht<*. In der allgemeinen Relativitätstheorie wird ein Faktum im Sinne der Ordnung der Riemannschen Geometrie *>gemacht<* usw.

Diesen Gedanken nahm mein Bruder, der Naturwissenschaftler Dr. Johannes Fiebag [2], auf:

»Wirklichkeit >ist< also nicht, sie entsteht erst in dem Moment, in dem wir beobachtete Vorgänge in die uns geläufigen Schemata einordnen: in der Physik, in der Biologie, natürlich auch in der Archäologie und Mythologie. Tatsächlich sind es nur Erscheinungen, die wir wahrnehmen und die wir als Fakten bezeichnen, wenn sie in das bestehende Weltbild zu integrieren sind - und als >pseudo-wissenschaftlichen Unsinn<, wenn das nicht möglich ist. So wurde die Existenz von Sonnenflecken, die Galileo Galilei als Erster durch sein Fernrohr entdeckt hatte, von der damals maßgeblichen wissenschaftlichen Institution [...] zu >Sehstörungen< deklariert, weil sie mit den gültigen Dogmen nicht in Einklang zu bringen waren. Trotzdem existierten sie. In gleicher Weise wurde die Kugelgestalt der Erde geleugnet, wurde bestritten, dass Meteorite aus dem Weltraum auf unseren Planeten fallen

(weil es, wie jedermann weiß, >im Himmel keine Steine gibt<), war die Annahme, die Lebensgeschichte könne auch durch Katastrophen kosmischen Ursprungs beeinflusst worden sein, noch bis in die beginnenden 80er-Jahre des 20. Jahrhunderts ein >Hirngespinst<. Heute wissen wir es besser.

Aber lernen wir auch daraus? Kaum - die scientific Community (die wissenschaftliche Gemeinschaft) lässt weltweit durch >anerkannte Wissenschaftler verkünden, was Fakten sind und was nicht [...]. Ich meine, man kann gar nicht oft genug daraufhinweisen, dass >Fakten< in Wahrheit nur unsere eigenen Vorurteile - und >Wirklichkeiten< immer nur ein Spiegel unserer aktuellen Weltsicht ist. Und dass vorgebliche >Hirngespinnste< im Laufe der Geschichte noch immer eine Chance gehabt haben, eines Tages zum ganz gewöhnlichen Wissensgut der Menschheit zu gehören.«

Diese Einsicht gilt in besonderer Weise für die historischen Wissenschaften. Denn, so schreibt Professor Thomas Müller 1998 in einem Grundlagenpapier für das Historische Seminar der Universität Zürich [3]:

»Vergangene Ereignisse sind der Gegenwart allein in Nachrichten, Spuren und Überresten der Vergangenheit zugänglich. Historisches Arbeiten ist immer nur partielle Vergegenwärtigung vergangener Ereignisse, bleibt somit immer ein [...] lückenhafter Annäherungsversuch an vergangene Wirklichkeiten.«

Der berühmte Historiker Fohlenelle [4] vergleicht Wissen mit einem Hohlraum, den es durch fortgesetztes Hinzufügen zu füllen gilt,

»wenn man so sagen darf, Plätze zu reservieren [sind], die [neue Wahrheiten] erst in der Zukunft einzunehmen haben.«

Nehmen wir als Beispiel die mittelamerikanische Ruinenstadt Teotihuacán. Ursprünglich wurde einmal behauptet, unter den Pyramiden der heiligen Stadt gebe es keine Gräber. Inzwischen ist man eines Besseren belehrt worden. Bei Ausgrabungen stießen die Archäologen im Jahr 2010 am Ende eines Tunnels, 15 Meter tief unter der Quetzalcoatl-Pyramide, auf eine Grabkammer, in der möglicherweise vor rund 1800 Jahren ein Herrscher Teotihuacáns beigesetzt wurde. Der Tunnel ist etwa drei Meter breit, bis zu fünf Meter hoch und knapp 120 Meter lang. Mithilfe einer ferngesteuerten Kamera wurde der unterirdische Gang erstmals erkundet.

»Der Fund könnte der Schlüssel zum Verständnis der präkolumbischen Kulturen Mittelamerikas sein«, kommentiert der Ausgrabungsleiter, Sergio

Gómez Chávez, die Entdeckung. Vieles, so die Archäologen, deute bereits jetzt darauf hin, »dass mit der Versiegelung des Tunnels eine bisher unbekannte Ära im antiken Mexiko endete und eine neue begann«.

Da haben wir einen solchen »geschichtlichen Hohlraum«, den es zu füllen gilt. Eine neue Wahrheit wird in der Zukunft hier ihren Platz einnehmen. So lange, bis eine weitere »Wahrheit« auftauchen wird. Das Problem ist, dass die Geschichtsschreibung des Historikers nicht anders kann, als vom aktuellen Wahren auszugehen. [5] Wir müssen also von einer »aktuellen Vergangenheit« sprechen, die schon morgen in einer »Endlagerstätte« für ehemalige wissenschaftliche Doktrin »entsorgt« wird, weil neue Wahrheitsansprüche gelten.

In seinem Werk *Ideologie und Geschichte der Wissenschaften* resümiert der Wissenschaftshistoriker Pecheu: »Die kritische Historie wählt aus und richtet, setzt Geltungen fest und verwirft, gestaltet die Vergangenheit um im Sinne der Gegenwart.« Wie, so muss man sich doch zwangsläufig fragen, sollen wir da die wirklichen Wahrheitskeime erkennen, wenn Historie permanent verändert wird?

Erkenntnis im Wandel der Zeit

Es ist ein gewaltiger Irrtum, in den sich gerade Paläo-SETI-Kritiker immer wieder begeben, wenn sie meinen, historische Vorgänge ließen sich wie ein naturwissenschaftliches Ereignis bewerten - und wenn sie sogenannte Kriterien der wissenschaftlichen Qualität anführen. Diese aber sind, wie zum Beispiel der Philosoph Stephen Toulmin [6] zeigt, keineswegs immer anwendbar:

»Tatsächlich darfman zweifeln, ob es jemals so etwas wie eine endgültige Darstellung der Ziele der Wissenschaft geben kann. [...] Philosophen verfallen oft der Versuchung, die Wissenschaft so zu charakterisieren, dass man das Resultat auf einem kleinen Blatt getrost nach Hause tragen kann: Sie halten bestimmte Forderungen (wie die, dass erfolgreiche Voraussagen geliefert werden müssen) für den einen und einzigartigen Test, den jede wissenschaftliche Hypothese passieren muss.«

Und Toulmin zeigt,

»warum man nicht hoffen kann, aufgrund solcher Pauschalantworten irgendetwas wirklich zu verstehen. Es gibt kein Universalrezept für alle Wissenschaften und alle Wissenschaftler, ebenso wenig wie es für

alle Kuchen und für alle Köche ein Rezept gibt. Es gibt viele Dinge in der Wissenschaft, die überhaupt nicht nach vorgegebenen Regeln und Methoden gemacht werden können. /.../ - Unsere Urteilsmaßstäbe sind ergänzbar und veränderbar.«

Stephan Toulmin wendet sich zu Recht gegen die Gemeinplätze im Selbstverständnis der »wissenschaftlichen-technischen Zivilisation«. Wie sollte in einer historischen Wissenschaft auch die Geburt eines Königs oder eine Revolution, die schon stattgefunden hat, vorausgesagt werden können? Allenfalls lässt sich von einer »Zurücksage« sprechen. Sein Fazit: Es gibt nicht einen einzigen, einfachen Test für wissenschaftliche Qualität.

Geschichte setzt sich zusammen aus einmaligen Ereignissen und Erscheinungen. Diese lassen sich also nicht, wie naturwissenschaftliche Gesetze, zur Überprüfung wiederholen. Alles hängt von der Plausibilität der Geschehnisse ab, wie sie der Historiker oder Archäologe darstellt. Und jedem muss klar sein, dass jede Theorie innerhalb gegebener historischer und sozialer Bedingungen ausgearbeitet wird. [7]

2010 ging folgende Nachricht durch die Medien [8]: »Die erste Schrift der Welt. - Auf allen Erdteilen fanden Archäologen in steinzeitlichen Felsmalereien die gleichen Symbole. Es könnten Zeichen einer Urschrift sein, die lange vor den frühen Zivilisationen entstand.«

Die Paläoanthropologin Genevieve von Petzinger hatte Symbole und Muster, die Steinzeitmenschen an Fels- und Höhlenwände gemalt hatten, genauer analysiert. Schließlich konnte sie ein System ermitteln: »Als ich das sah, lief mir ein Schauer den Rücken hinunter«, erinnert sich von Petzinger. Die Absolventin der *University of Victoria*, Paläoanthropologie, hatte möglicherweise die erste Schrift der Menschheit entdeckt. Zu dieser Erkenntnis gelangte sie aufgrund der geometrischen Symbole, die in den Höhlengemälden doppelt so oft auftauchten wie Darstellungen von Tieren, Herden und Jagdszenen. »Das bedeutet, dass es buchstäblich Tausende gemalter Zeichen aus dem Jungpaläolithikum geben muss«, legt von Petzinger dar.

Eine computergestützte Auswertung erfasste aus 146 französischen Höhlen 5000 Zeichen aus dem Zeitraum von 35 000 bis 10 000 Jahren vor der Jetztzeit. Das Ergebnis: 26 Symbole erschienen an zahlreichen Fundorten. Selbst als die Forscherin außerhalb Frankreichs auf Spurensuche ging, waren es wieder und wieder diese Zeichen, auf die sie traf. Die ermittelten Daten übertrug sie anschließend auf eine Karte, die zeigt, wie die Symbole

über die Kontinente verteilt sind. Was Genevieve von Petzinger ebenfalls verblüffte, war, wie sie sagt, dass noch kein Forscher die Symbole vor ihr systematisch katalogisiert hatte.

Hätten Paläoanthropologen die Bücher des Paläo-SETI-Forschers Prof. Marcel Homets sowie der Autoren Erich von Däniken, Peter Kolosimo oder Robert Charroux gelesen, dann, ja dann wären sie zu dieser Erkenntnis schon vor Jahrzehnten gekommen. Aber Ignoranz und Tunnelblick verhindern die Reflektion des eigenen Standpunktes, setzen vermeintliches Wissen absolut und missachten Ideen außerhalb des aktuellen Horizontes. Wie sagte es mein Bruder Johannes Fiebag so treffend: »... dass vorgebliche >Hirngespinnste< im Laufe der Geschichte noch immer eine Chance gehabt haben, eines Tages zum ganz gewöhnlichen Wissensgut der Menschheit zu gehören«.



Moderne Computeranalysen steinzeitlicher Symbolik bestätigen, was Paläo-SETI-Pionier Prof. Marcel F. Homet 1949 bis 1952 auf seinen Expeditionen durch das Amazonasgebiet belegte: Vor Jahrtausenden existierte ein weltweiter Informationscode. Der »Zehnfingerstein« von Coata, der fast identisch mit einem Fund in Vilmaure/ Frankreich ist. (Foto: Homet)

Lernen sollten Kritiker der Paläo-SETI auch von dem bekannten Geschichtswissenschaftler Reinhard Kosselek, der selbstkritisch anmerkt: »Was wir heute über die Vergangenheit sagen, ist ja nicht eine Eins-zu-Eins-Abbildung, sondern der Versuch, ein lückenhaftes Quellennetz zusammenzuflicken.« [9]

Ich lebe in einer kleinen Stadt im nördlichen Deutschland, in Northeim. Nie hätte ich geglaubt, nur wenige Kilometer entfernt von einem römischen Schlachtfeld zu wohnen. Dieses wurde zur Verblüffung aller Historiker im Sommer 2008 auf dem Harzhorn bei Northeim entdeckt. Münzfunde, Speerspitzen, ein Kettenhemd, Knochenreste und sonstiges Fundmaterial lassen eine eindeutige Datierung des Geschehens in das 3. Jahrhundert nach Christus zu. Dies war für alle Historiker eine absolute Überraschung, denn mit einer solch massiven Militärpräsenz der Römer jenseits des Limes, so weit innerhalb der Germania Magna, war zu diesem späten Zeitraum nicht zu rechnen. Bislang nicht.

Die Sensation besteht darin, dass dies der erste Beleg ist, dass die Römer noch über 200 Jahre nach ihrer Niederlage in der Varusschlacht große angelegte militärische Vorstöße bis weit in das Innere Germaniens unternahmen. Damit gerät das überkommene Geschichtsbild heftigst ins Wanken. Dr. Michael Geschwinde vom Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege:

»Wir sind es gewohnt, dass Geschichte von Historikern geschrieben wird. Hier kehrt sich der übliche Prozess plötzlich um: Eine archäologische Entdeckung greift quasi in unser Geschichtsbild ein, zwingt uns zu Korrekturen, schreibt selbst Geschichte neu! Unsere Vorstellungen von einer >römerfreien< germanischen Stammesentwicklung im 1. bis 3. Jahrhundert nach Christus müssen revidiert werden !.../. Zwar gab es bereits Berichte römischer Quellen über Feldzüge auch lange nach der Varusschlacht, nie zuvor jedoch war dies belegbar. Auch bei jenen historischen Texten wird der Harzhorn-Fund zu einer Neubewertung führen.«

Dieses Beispiel macht nur zu deutlich: Vergangene Ereignisse sind der Gegenwart allein in Nachrichten, Spuren und Überresten zugänglich. Historisches Arbeiten bleibt immer ein lückenhafter Annäherungsversuch an vergangene Wirklichkeiten. [3] »Diese Begrenztheit historischer Erkenntnisse hat verschiedene Ursachen: Einem Historiker steht immer nur eine limitierte Auswahl an Quellen zur Verfügung - weil die Materialbasis umso schmaler und lückenhafter wird, je weiter zurück die zu erforschende Vergangenheit liegt.« Es gibt unzählige vergangene Ereignisse, zu denen

„Solcher Fund nur einmal im Leben“

Forscher ziehen Bilanz nach Entdeckung des römischen Schlachtfeldes bei Northeim

Von Matthias Brunnert (dpa)

Oldenrode – Irgendwann um das Jahr 230 nach Christus: Germanische Krieger haben sich am Harzhorn verschanzt. Auf dem Höhenzug im heutigen Kreis Northeim wollen sie ein römisches Heer abfangen, das auf dem Rückmarsch von einem Feldzug nach Germanien den Pass Richtung Süden überqueren muss. Den Hunger bekämpfen die Krieger mit Schweinefleisch vom Holzkohlegrill. Ihre Vorräte bewahren sie in Keramikgefäßen auf. Doch die Römer schießen die Stellung Dank ihrer besseren Waffentechnik mit Katapultgeschossen sturmreif und erobern schließlich die Anhöhe.

„Noch ist dies ein Gedankenmodell“, sagt Professor Michael Meyer. Doch nach der ersten Sondierungsgrabung, die der Archäologe von der Freien Universität Berlin vorgenommen hat, könnte sich alles genauso abgespielt haben. Mitte März vergangenen Jahres wurde das Schlachtfeld im Kreis Northeim entdeckt, seitdem arbeiten die Experten ununterbrochen dort.

Die Forscher fanden Scherben eines Keramikgefäßes sowie Reste von Holzkohle und Schweineknochen. Rund um die Stellung lagen Pfeil- und Katapultspitzen der römischen Soldaten und schließlich Sandalen-nägel, die die Legionäre beim



Ein wahrer Prachtfund: Eine römische Silbermünze, die auf einem ehemaligen Schlachtfeld gefunden wurde. Foto: dpa

Stürmen der Anhöhe verloren haben könnten. Wie viele Römer das Harzhorn erobert haben, sei noch ungewiss, sagte Meyer. Klarheit haben die Wissen-

schaffler unterdessen über den Zeitpunkt der Schlacht gewonnen. Das Gefecht habe offenbar um das Jahr 230 nach Christus stattgefunden, sagte der Münz-

experte des Historischen Museums Frankfurt, Frank Berger. Das bewiesen neue Funde römischer Silbermünzen. Die sechs Denare, an verschiedenen Stellen des Schlachtfeldes mit Metalldetektoren aufgespürt, wurden in den ersten drei Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts, sagte Berger. Mit den Denaren seien damals die römischen Soldaten bezahlt worden. Ein Denar sei der Sold für etwa zwei bis drei Tage gewesen. Die bei Oldenrode gefundenen Münzen gehörten vermutlich Legionären, die bei dem Gefecht mit den Germanen getötet wurden.

Insgesamt haben die Forscher seit der Entdeckung des Areals im vergangenen Sommer 800 Metallgegenstände entdeckt, vor allem römische Waffenteile und Ausrüstungsgegenstände. Zu den jüngsten Funden gehöre aber auch eine germanische Lanzenspitze, sagte Prof. Meyer.

Das heute von Wald bedeckte Schlachtfeld ist nach den jüngsten Untersuchungen deutlich größer als zunächst angenommen. Das gesamte Schlachtfeld wissenschaftlich zu erforschen, werde mehrere Jahrzehnte dauern, sagte der niedersächsische Landesdenkmalpfleger Henning Hafsmann. Eine Aufgabe, die Professor Meyer offenbar nicht schreckt. Im Gegenteil: „Als Archäologe bekommt man so einen Fund nur einmal im Leben.“

Ein Sensationsfund in Niedersachsen bringt eine historische »Gewissheit« zu Fall. Die Römer waren noch lange Zeit nach der Varusschlacht fernab der Limesgrenze präsent. (Oldenburgische Volkszeitung, 18. April 2009)

die Quellen gänzlich fehlen oder die keine Spuren hinterlassen haben. Der Historiker bringt zudem stets seine eigene Gegenwart und seinen Standort in die Rekonstruktion vergangener Ereignisse ein. Die eisklaren drei Konsequenzen lauten daher: Geschichtswissenschaftliche Aussagen sind

1. immer vorläufig,
2. nie vollständig und damit
3. jederzeit revidierbar.

Geschichtswissenschaftliche Ausführungen sind »Urteile im Konjunktiv, auch wenn sie gewöhnlich in behauptenden Sätzen formuliert werden«. 11 Ol

Steinzeit-Kino

Auch dies sei noch einmal deutlich betont: Unvoreingenommenheit gibt es in der Wissenschaft nicht. Diese Tatsache muss man sich bewusst machen, sonst gerät man, wie viele Kritiker, in die sogenannte »Objektivitätsfalle«. Die historische oder archäologische Forschung wird selten bis nie eindeutige Antworten liefern, fast immer sind mehrere Interpretationen eines Sachverhalts möglich und begründbar. [11] Und doch werden von Wissenschaftlern und Medien solche »hegemonialen Ansprüche« vertreten. Sie wollen die Interpretation der Welt bestimmen, und sie unterdrücken alle Alternativen. Jeder Gedanke an unterschiedliche Welten gefährdet das Konzept ihrer eigenen Interpretation.

Ebenfalls im Jahr 2010 wurde diese Meldung veröffentlicht: »Steinzeitliches Kino. Filme auf Felsen«. [12] In ihr hieß es:

»Gab es in der Jungsteinzeit Open-Air-Kinos? Forscher haben eine erstaunliche Theorie entwickelt. Demnach bestaunten unsere prähistorischen Vorfahren Abfolgen von Felsenzeichnungen, die an Filme erinnern. Jetzt haben die Wissenschaftler die Bilder zum Laufen gebracht.

Schwertkämpfe und Kriegsszenen, Menschen auf der Jagd und bei rituellen Tänzen, dazu ausgeklügelte Licht- und Soundeffekte: Es scheint, als sei den Steinzeit-Kinobesuchern einiges geboten worden.«

Diese doch recht verblüffende Annahme über eine »prähistorische Kinoproduktion« vertreten britische und österreichische Archäologen, die in der Region von Valcamonica (Lombardei, Italien) bis zu 6000 Jahre alte Felszeichnungen einer Analyse unterzogen. Mitunter bis zu 50 Bilder nebeneinander würden den Eindruck einer Animation entstehen lassen: »Diese Felszeichnungen sind keine statischen Momentaufnahmen, sondern Bilder, die Geschichten im Kopf der Betrachter entstehen ließen - ganz wie im Kino«, erklärt Frederick Baker vom Museum für Archäologie und Anthropologie der britischen Universität Cambridge. Zudem könnten Effekte wie das »Ein- und Ausblenden« beim Film durch den sich verändernden Sonnenstand hervorgerufen worden sein. Und die besonders glatten Felsen hoben die Gravuren wie auf einer Leinwand hervor.

Bei *Spiegel Online* konnte man zu dieser Pressemeldung folgenden Eintrag lesen:

»Lustigerweise hat diese >Theorie< schon der größte Wissenschaftler aller Zeiten, Erich von Däniken, vor über 40 Jahren in seinen Büchern erwähnt.

Das ist nichts Neues. Damals musste der Mainstream-Wissenschaftler sich vehement gegen Dänikens Theorien wehren, weil er sonst nicht mehr ernst genommen wurde.

Heute werden Erichs alte Theorien aufgewärmt und als neue wissenschaftliche Erkenntnis verkauft ...

Zeitgeist ...«

Lassen wir offen, ob die Prähistoriker mit ihrer ungewöhnlichen Kintopp-Theorie richtig liegen. Doch ein wenig mehr offener Geist und offener Verstand täten vielen Wissenschaftlern gut. Denn wie leichtfertig werden oft Behauptungen in die Welt gesetzt, die man als Tatsachen verkauft, werden begeistert von Kritikern und Medien aufgenommen und sind doch nur Vermutungen, Fantasien. Bereits Jakob Burckhardt (1818-1897) ging in seinen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* so weit zu sagen: »Die Geschichte ist überhaupt die unwissenschaftlichste aller Wissenschaften, nur dass sie viel Wissenswürdiges überliefert.«

Zeitalter des technischen Atheismus

Ein anschauliches Negativbeispiel bietet Carl-Friedrich Geyer in seinem Werk *Mythos. Formen, Beispiele, Deutungen*. Dort behauptet er: »Der Mythos spricht nicht über Götter oder vergleichbare Mächte, sondern von unserer Existenz.« - Woher nimmt Geyer eine solche Gewissheit? War er bei der Entstehung des Mythos' denn dabei? Auf solche gedanklichen Kurzschlüsse und ihre Folgen verwies bereits Prof. Rolf Ulbrich [13] 1988:

»Der Mensch negiert seine Geschichte, seine Erfahrungen und seine Religionen, weil er modern sein möchte /.../. Vielmehr sollte gefragt werden, weshalb die Menschen zu allen vergangenen Zeiten ihren Göttern derart viel Interesse entgegenbrachten, obschon sie doch nach Ansicht der Atheisten gar nie existierten. Weshalb begegneten die Menschen den Göttern mit Furcht und Zittern? Weshalb brachten sie ihnen Opfer dar? Weshalb richteten sie Gesänge und Gebete zum Himmel? Weshalb schufsteten Generationen an Tempeln und heiligen Bauwerken? Weshalb sind die alten Überlieferungen voll von Göttern? Weshalb imitierten die Menschen Tätigkeiten und Gegenstände von Göttern? [...]

Im Zeitalter des technischen Atheismus sollten wir nicht nur fragen, ob die einst allmächtigen Götter, die Geber aller Güter, die Inbegriffe von Vernunft und Moral, Entwicklungshelfer von fernen Planeten waren.

Wir sollten diesen Göttern aufgrund unserer technischen Erfahrungen auch Eigenschaften und Lebensformen z.ubilligen, die wir selbst noch nicht kennen, die wir vielleicht niemals besitzen werden.«

Fassen wir zusammen: Eine grundlegende Erkenntnis aus der Entwicklung der historischen Wissenschaften ist von jedem zu beherzigen, der sich - von welchem Standpunkt aus auch immer - mit unserer Vergangenheit befasst. Geschichtliche und vorgeschichtliche Dokumente und Überlieferungen müssen immer wieder neu befragt werden, müssen immer wieder neu bewertet und mit dem aktuellen Wissen verglichen werden. Die Paläo-SETI-Theorie ist daher auf einem guten Weg, nicht nur in Einzelfragen bestätigt zu werden. Denn ein einziger Beweis, ein einziges unzweideutiges Relikt außerirdischer Herkunft würde mit einem Schlag die Theorie der Paläo-SETI bestätigen. Deshalb ist es so wichtig, dass Neugierde nicht »verboten« wird, dass Gedanken und Ergebnisse vorgetragen und auch in wissenschaftlichen Kreisen frei diskutiert werden können und dass Laien wie Wissenschaftler nach weiteren, noch unbegangenen Wegen suchen, um so neue Bausteine zur Paläo-SETI-Forschung und zur Geschichte der Menschheit hinzuzufügen.

II.

Pharaonen und Propheten

Neugierde verboten!

VON DR. H.C. ERICH VON DÄNIKEN

Auf meinem Schreibtisch landen monatlich sensationelle Informationen wie diese:

1. Auf der Klippe des Göbekli-Tepe (Südostanatolien im Bergland bei Sanlifura, Türkei) wurde vor Jahren eine monumentale Anlage ausgegraben, die 6000 Jahre älter ist als die Große Pyramide von Gizeh. Bei den Erbauern kann es sich nicht um primitive »Steinzeit-Heinis« gehandelt haben, denn sie bewegten 50 Tonnen schwere Blöcke und erstellten schriftartige Symbole.
2. Bei der heutigen Stadt St. Louis (USA), unweit des Zusammenflusses von Missouri und Mississippi, existiert eine gewaltige Indiometropole, zu der 120 Pyramiden gehören.
3. Unter der rätselhaften Stadt Teotihuacán (Mexiko) wurden Schächte entdeckt, die zu Tunnels führen. Einer dieser Tunnel liegt in 15 Metern Tiefe, ist vier Meter breit, zweieinhalb Meter hoch und (bisher) 116 Meter lang. Zuvor wurden drei Kammern ausgemacht, die mit tonnenschweren Steinen verschlossen sind.
4. Tief unter dem sogenannten »Tempel Nr. 16«, einer Maya-Pyramide in Copán (Honduras), entdeckten Archäologen 1992 zwei Räume. In einem Raum lag ein Sarkophag, und der war angefüllt mit giftigem Quecksilber. Im zweiten Raum sollen »hochwertige Beilagen« gefunden worden sein.
5. 1999 fanden Amateure in Sachsen-Anhalt die sogenannte »Himmelscheibe von Nebra«. Sie soll die weltweit älteste konkrete Himmelsdarstellung zeigen.
6. 1993 ratterte Rudolf Gantenbrinks Roboter *Upuaut* durch einen Schacht in der Großen Pyramide und landete vor einer kleinen Türe. Sensationell! Und weiter?
7. Im Jahr 2000 machte die französische Astronomin Chantal Jegues-Wolkiewicz eine höchst verblüffende Feststellung, die etliche Prähistoriker in Wut versetzte. Es ging um die Felszeichnungen in der Höhle von Lascaux (Dordogne, Frankreich). Die Zeichnungen sind

17 000 Jahre alt. Als Astronomin waren ihr Dinge aufgefallen, die Archäologen nicht im Entferntesten in den Sinn kamen. Die Felsdarstellungen zeigten in Wirklichkeit ganze Sternbilder, von denen man stets angenommen hatte, die Chaldäer hätten sie - viel später - entdeckt. Jeder Zufall war ausgeschlossen, denn die Positionierung von Steinbock, Skorpion oder Stier in der Halle entsprachen dem Sternenhimmel vor 17 000 Jahren.

Sieben Beispiele. Was ist daraus geworden? Ich beginne mit meinen Erläuterungen von hinten:

7. Die Altertumswissenschaft sagt zu der Entdeckung der Astronomin: »Reine Spekulation« (Dr. H. Floss, Uni Tübingen).
6. Hinter dem Bohrloch stießen die Mitarbeiter der amerikanischen Gesellschaft *National Geographic* auf ein zweites Türchen. Ein Gönner aus Singapur finanzierte einen dritten Roboter, der ein Loch in das Türchen bohrte.
5. Auf der Mittelmeerinsel Thera (Santorin) sei ein Vulkan ausgebrochen, und der Himmel habe sich verfinstert. Für die damaligen Menschen der Bronzezeit, die einem Sonnenkult huldigten, sei dies derart unerklärlich gewesen, dass sie irgendwie ins heutige Sachsen-Anhalt pilgerten und ihre Himmelscheibe enttäuscht vergruben. Aha! Kein Wort darüber, wozu die Scheibe ursprünglich überhaupt hergestellt wurde, geschweige denn, was sie alles darstellen könnte. Glauben macht selig.
4. Ich unterhielt mich mit dem Grabungsleiter von Copán, einem hochgebildeten Honduraner, der Archäologie an der weltberühmten *Yale University* (USA) studiert hat. »Wozu das flüssige Quecksilber in einem unterirdischen Sarkophag?«, wollte ich wissen. Quecksilber sei ein Farbverstärker, antwortete er selbstsicher. Die Maya hätten es verwendet, um die Farben an ihren Fresken hervorzuheben. »Und was ist mit den hochwertigen Beilagen?« Ein paar Figürchen, meinte er wegwerfend. Wirklich? Es ist nicht zu fassen, mit welch nichtssagenden Ausreden die Neugierde ertränkt wird. Als ob die Maya ihren »Farbverstärker« unter einer Pyramide in einem Sarkophag versteckt hätten.
3. Die Existenz der Tunnel unter Teotihuacan ist inzwischen unbestritten. Und was liegt in den Kammern, die immerhin mit »tonnenschweren Steinen« verschlossen waren? Hunderte mysteriöse Kugeln, zwischen vier und zwölf Zentimeter groß, gefüllt mit Lehm und überzogen mit Schwefeldisulfid. Welchen Zweck sollten die

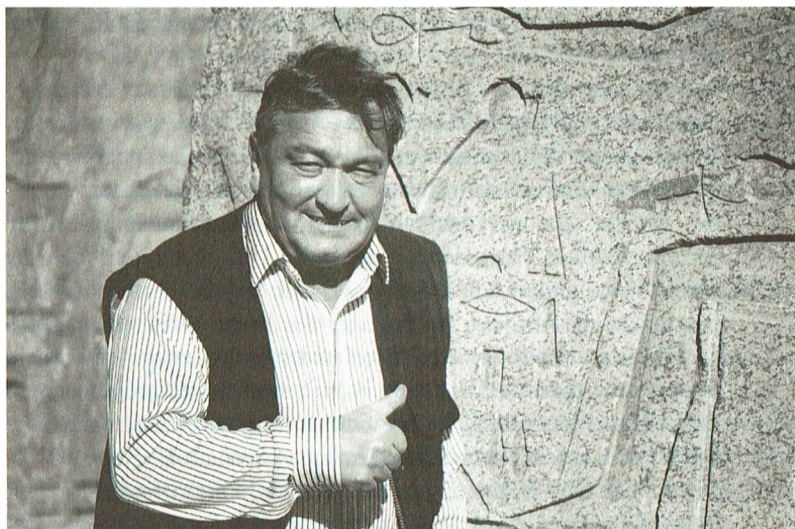
kleinen Bälle in den mit glitzerndem Staub bedeckten Kammern erfüllen?

2. *Cahokia*, so wird eine der Indianermetropolen Nordamerikas genannt. »Gottgleiche Wesen« sollen verehrt worden sein, die als Darstellungen des Morgen- und Abendsterns wiedergegeben sind. In Gräbern wurden sternförmig gelegte Skelette gefunden. Daneben diverse »Donnervögel«. (Bei den kanadischen Indianern an der Pazifikküste *Thunderbirds* genannt.) Und wozu betrieben die Indios ihren gigantischen Aufwand? Die wissenschaftlich glücklich machende Antwort: Im Sommer des Jahres 1054 sei ein Stern im Sternbild des Stiers explodiert und zur Supernova geworden. Diese Nova habe 23 Tage lang so hell wie die Venus geleuchtet. Deshalb die Verehrung für die Sterne. Unglaubliche Logik! Wie wär's mit einem Ansatz aus der Ancient-Astronaut-Hypothese?
1. Die Anlage in der Türkei, von der noch nicht einmal zwei Prozent freigelegt wurden, wird nur schleppend erschlossen. Zu aufwendig! Zu teuer! Mag sein - doch die Datierungen bringen die Chronologie durcheinander. Es darf nichts Älteres geben als Ägypten und Sumer.

Entdeckt - verschwiegen - hinausgezögert. Neugierde unerwünscht. Ich könnte hundert solcher Fälle auflisten, und in jedem einzelnen Fall rege ich mich auf, weil nichts oder nur wenig geschieht. Aber sicher schreibe ich die zuständigen Stellen an und bitte um Auskunft. Entweder kommt gar keine Antwort oder ein höflicher »Bedaure-Brief«. Da wird dann jeweils auf das Internet verwiesen. Und dort findet man eine Obstschale aus unausgereiften oder verfaulten Früchten. Doch hingehen, fotografieren, sich persönlich überzeugen darf man nicht. Wo bleibt eigentlich die wissenschaftliche, wo die journalistische Neugierde?

Die Geheimnistuerei stinkt zum Himmel, und was mich am meisten auf die Palme bringt, ist das scheinheilige Getue der zuständigen Stellen, die sich jedes Mal so verhalten, als gebe es gar keine Geheimnisse. Weshalb dann die Blockaden? Es wird mit gezinkten Karten gespielt. Ist unsere Gesellschaft faul geworden? Der angeborene Drang zur Neugier ausgestorben? Sind wir ganz einfach mit Informationen übersättigt und hocken lieber vor dem Bildschirm, anstatt im Gelände herumzukriechen?

Nichts Neues unter der Sonne. Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Die gerade herrschende Meinung - der Zeitgeist, dieser Mörder der Vernunft - verhindert den Fortschritt.



Ist die Neugier ausgestorben? Weshalb errichten Wissenschaftler Denkblockaden? (Foto: Tatjana Ingold)

Möglich, dass ich in einem Punkt weiterkomme. Bekannterweise stiegen die chinesischen »Urkaiser« einst mit fliegenden Drachen vom Himmel.

Nun kaufte ein großer chinesischer Verlag die Rechte aller meiner Bücher, inklusive der Romane und Kurzgeschichten. Was sollte das? Die eher gottlos ausgerichteten Staaten der Welt hatten meine Literatur bislang verpönt. Und jetzt soll Däniken plötzlich dem Millionenheer der chinesischen Leser nähergebracht werden? Weshalb der Wandel?

China betreibt seit wenigen Jahren Raumfahrt. Weltraumkapseln mit dem Namen *Shenzhou* durchfliegen das All, und ab 2011 wurden die ersten Bauteile der chinesischen Raumstation *Tiangong* ins Weltall geschossen. Was bedeuten *Shenzhou* und *Tiangong* auf Deutsch? »Magisches Schiff« und »Himmlischer Palast«. Für alle, die sich an die Überlieferungen prähistorischer Weltraumbesucher erinnern: logisch und sinnvoll!

Akte Abydos: Was weiß man wirklich über den Verbleib des altägyptischen Gottes Osiris?

VON G. F. L. STANGLMEIER

1291 vor Christus: Machtwechsel am Nil - wieder einmal. Vorbei sind die ruhmreichen Tage der 18. altägyptischen Königsdynastie. Tell-el-Amarna etwa, die aus dem Boden gestampfte Hauptstadt des Aton-Kults mit dem Herrscher-Duo Echnaton und Nofretete an der Spitze, ist schon jetzt, rund 30 Jahre nach Baubeginn, größtenteils ein geschliffenes Ruinenfeld. Und sogar Tutanchamun liegt seit mindestens 20 Jahren in seiner Felsengruft im Tal der Könige.

Nach dem Ableben des »Übergangspharaos« Horemhab betritt die neue Königslinie offiziell die Historienbühne. Der Armeeingehörige Paramessu wird als König Ramses I. zum Begründer der 19. Dynastie. Aber damit ist der Fehlstart bereits programmiert. Ramses I. nämlich ist krank. Höchstens zwei schlappe Jahre konnte er die Machtinsignien, Szepter und Geißel, in Händen halten, bevor sie seinen kraftlosen Fingern entglitten.

Ihm folgte auf dem Fuß sein Sohn Sethos I. (circa 1291-1278 v. Chr.).

Sethos I. weiß als liebender Sohn, was er dem Verblichenen schuldig ist. Im Tal der Könige wird in aller Eile eine Gruft für den Leichnam Ramses' I. hergerichtet. Und in Abydos lässt er für den Dynastiengründer einen kleinen, aber feinen Tempel bauen. Und doch nimmt er sich mickrig aus im Vergleich zu der Anlage, die Sethos für sich selbst in Abydos, dem »Mekka des Alten Ägypten«, errichten ließ. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang sein bedeutendster Bau, der nie fertiggestellte Tempel der sieben Reichsgötter. Doch dabei ließ es Sethos nicht bewenden. An der Westseite des steinernen Säulenwaldes legte der neue Pharao einen äußerst mysteriösen Komplex an - das sogenannte »Osireion«. Gedacht war es als letzte Ruhestätte für den Kopf des Osiris', des Herrschers der Unterwelt.

Wer mit wem gegen wen?

Spätestens an diesem Punkt wird die Angelegenheit endgültig rätselhaft und zu einem der größten ungelösten Knackpunkte jener Epoche. Denn den alten Mythen und Legenden zufolge bekriegten sich Osiris und sein verbrecherischer Bruder Seth. Letzterem war die Popularität Osiris' im Volke stets zuwider, weshalb Seth ihn hinterrücks ermordete und zerstückelte.

Hinter dem Gott Osiris könne sich ein »Götter«-Astronaut verbergen, meinen Vertreter der Annahme, Außerirdische hätten in frühen Menschheits-epochen die Erde besucht und seien als göttliche Wesen angesehen worden. Dazu Erich von Däniken: »Osiris ist gleich Orion.« Der Schweizer gründet seine Ansicht auf einen Passus in der Pyramide von Pharao Pepi I. Dort ist in den heiligen Pyramidentexten nachzulesen: »Siehe, Osiris kommt als Orion, empfangen hat Dich der Himmel im Orion, geboren bist Du mit Orion ...«

Was passierte mit dem in Einzelteile zerlegten Osiris nach seiner Ermordung? Osiris' Ehefrau, die Göttin Isis - wie Osiris und Seth eine mutmaßliche »Götter«-Astronautin - fügte die über fast einem Dutzend altägyptischer Gaue verstreuten Leichenteile ihres Gatten wieder zusammen, und zwar im Osireion von Abydos! Wir haben also die unglaubliche Situation, wenn wir den alten Texten folgen, dass Sethos I. seinem Lieblingsgott Osiris eine letzte Ruhestätte errichten ließ, während Seth seinem Bruder Osiris erfolgreich nach dem Leben trachtete.

Dank ihrer »Künste« gelang es Isis, Osiris noch einmal kurzzeitig zum Leben zu erwecken. Aber das war's dann auch. Der Kopf des Osiris wurde nebst Torso und Extremitäten im Osireion aufgebahrt, auf einer kleinen künstlichen Insel, die den bekannten »osirisförmigen« (anthropomorphen) Totenbehältnissen nachempfunden gewesen sein soll.

Dort liegt der Gemeuchelte aber nicht mehr. Transportierte man ihn zurück zum Sternbild des Orion, seiner kosmischen Heimat? Sojedenfalls lassen sich die 1881 aufgefundenen sogenannten »Pyramidentexte« in der Unas-Pyramide interpretieren. Oder ist alles vielleicht ganz anders?

Sethos I. ist nach meiner Ansicht eine der schillerndsten Figuren der Pharaonenzeit. »Seine Mumie«, schreibt die Publizistin Helga Lippert, »gilt neben der von Ramses II. als eine der besterhaltenen Königsmumien.« Keine Frage: Bezogen auf den Kopf des Königs trifft diese Einschätzung voll und ganz zu. Die Gesichtszüge machen einen würdevollen, ja geradezu majestätischen Eindruck. Doch wie so oft im Leben täuscht das erste

Bild. Und wenn noch so viele Ägyptologen Gegenteiliges behaupten - die sterblichen Überreste des Königs sind der Beleg einer ägyptologischen Katastrophe. Das Desaster beginnt bereits am Hals des Potentaten - er ist gebrochen. Noch schlimmer ist es um Sethos' Hüftregion bestellt. Dazu die bereits zitierte Publizistin Helga Lippert: »Bei den mehrfachen Umbettungen des Fürsten wurde der Unterleib zerquetscht.«

Doch Sethos sorgt auch für positive Schlagzeilen. Das beste Beispiel hierfür ist sein eigenes Grab. KV 17 (so die offizielle ägyptologische Bezeichnung des Mausoleums) war bis vor wenigen Jahren das längste, je im Tal der Könige aufgespürte Grab eines altägyptischen Herrschers. Entdeckt hat den insgesamt 94 Meter langen Kammern- und Gängekomplex der Italiener Giovanni Battista Belzoni (1778-1823). Doch die Ausbeute an Artefakten war gering.

Als bald jedoch keimte neue Hoffnung auf spektakuläre Funde in dem einstigen Zirkus-Kraftprotz, späteren Ingenieur und Pionier der Ägyptologie auf, denn im Beisein seines Mitarbeiters Abd-el-Rassul stieß Belzoni auf das größte Geheimnis der Totenanlage, den Eingang zu einem Tunnel, der sofort steil in die Tiefe führte. Über einhundert Jahre fragte man sich, was man an dessen Ende wohl auffinden würde. Howard Carter (1874-1939), der später das Tutanchamun-Grab freilegte, machte sich ebenso an die Beantwortung der Frage wie später ein Spross des berühmten thebanischen Grabräuber-Clans derer von und zu Rassul. Sie scheiterten samt und sonders.

KV 17 gibt sein Geheimnis nicht preis

Richtig Bewegung in die Sache kam erst, als der US-amerikanische Radar-experte Dr. Robert Cribbs im Jahr 2001 im Tal der Könige auftauchte. Seine Aufgabe: Im Auftrag der Ägyptischen Altertümerverwaltung sollte er KV 17 auf Hohlräume untersuchen und den Geheimgang, genannt »Passage K«, erkunden. Völlere Tatendrang und Elan machte sich Cribbs an sein Lägwerk. Ausgestattet mit modernstem Equipment konnte der Amerikaner auch recht bald Erfolge vermelden. So stieß er in der ersten Grabhälfte auf bislang unentdeckte Hohlräume sowohl in den Wänden als auch im Boden. Ferner konnte der Ingenieur Scheintüren lokalisieren und ins Leere führende Schächte.

Bald kam Cribbs zu der Schlussfolgerung, dass KV 17 noch längst nicht vollständig wissenschaftlich erfasst sei. Wie zutreffend die Mutmaßung des Amerikaners war, bestätigte sich in »Phase 2« der KV-17-Untersu-

chung, der geplanten vollständigen Erkundung von »Passage K«. Das Vorhaben scheiterte kläglich. Bereits die ersten Inspektionen zeigten Dr. Cribbs, dass es für eine Ausgrabung so ziemlich an allem mangelte. Modernes Equipment, Fach- und Hilfskräfte etc. standen nicht im notwendigen Umfang zur Verfügung. Vor allem aber war es die Zeit, die, ohnehin rar und kostbar, eingehendere Untersuchungen unmöglich machte. Robert Cribbs beschloss deshalb, eine zweite Untersuchungsperiode anzuknüpfen. Geplant war sie für das nachfolgende Jahr. Bis heute ist es bei dieser Ankündigung geblieben ... Wieder einmal herrschte Chaos in der Ägyptologenarbeit.

Dann kam Zahi Hawass. Völlig überraschend - wie es häufiger seiner Art entsprach - kündigte der stämmige Chef der Ägyptischen Altertümerverwaltung (SCA) an, dass ein Team unter seiner Leitung die »Passage K« in der Sethos-Gruft freilegen würde. Was danach *wirklich* folgte, wird bis heute unter der Decke gehalten. Monatlang drang über den Fortgang der Ausschachtungen kein Sterbenswörtchen nach außen - es gab nicht einmal Gerüchte. Ende Juni 2010 ließ Hawass dann die Katze aus dem Sack:

- »»Passage K««, führten die ägyptischen Wissenschaftler aus, »endet im Nichts.«
- Man sei auf farbige Wandmalereien gestoßen, die aber bereits in der Vergangenheit überwiegend stark gelitten hätten.
- Der mysteriöse Tunnel sei insgesamt 174 Meter lang.

Fundstücke gefällig? Ja, die soll's gegeben haben, darunter ein Uschebti, eine kleine Figur, die einem Verstorbenen mit ins Grab gelegt wurde, um für ihn in der Totenwelt Helferfunktionen zu übernehmen. Zwei, drei Pressefotos wurden diesbezüglich publiziert - lächerlich geradezu!

Götter, Gräber und Geheimgänge

Auch in der Folgezeit mangelte es an geeigneter Fachpublikation. Sollte sich daran zwischenzeitlich etwas geändert haben, wurde die interessierte Öffentlichkeit darüber wahrhaft spärlich informiert. Klar im Vorteil sind hingegen Prä-Astronautik-Forscher. Die erfuhren bereits 1969 von den »Astronomischen Wandmalereien« im Grab KV 17. Von wem? Von Erich von Däniken und durch seinen ersten Kinofilm *Erinnerungen ein die Zukunft*. Nach seinen Vorgaben nahm die Film-Crew die Arbeit auf und hielt dabei auch Teile der astronomischen Malereien im Bild fest. Einziger

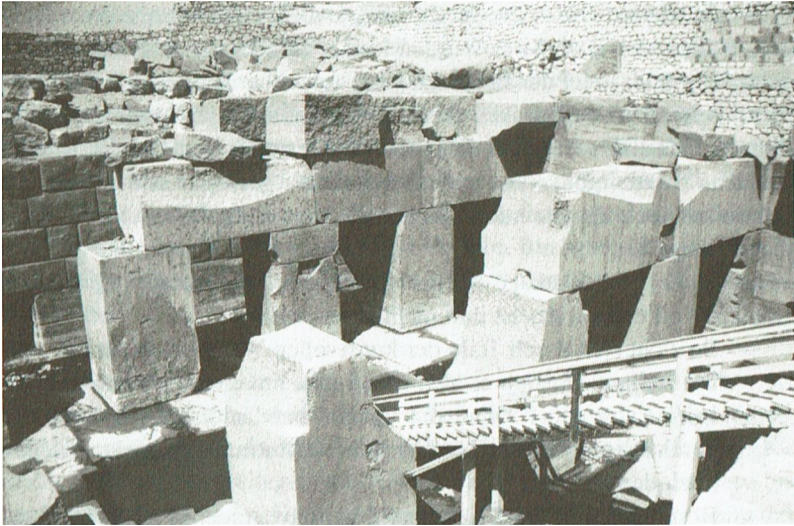
Schönheitsfehler: Die »Passage K« gehörte nicht zu den inspizierten Gängen, Hallen und Kammern. Würden hier hochinteressante Fundstätten - etwa 120 Meter unter der Erdoberfläche - nicht berücksichtigt? Und falls nicht, weshalb? Von Däniken erinnert sich kaum an jene Periode, in der ihm die Gedanken wahrlich nicht nach Sethos oder dem Tal der Könige standen. »Aber irgendetwas soll da besonders gewesen sein«, weiß der Schweizer noch. Es war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die »Passage K«.

»Passage K« hin, »Passage K« her: Die Bedeutung von KV 17 hat von Däniken voll erfasst, das ist ihm nicht abzusprechen.

- So zieht sich durch Teile der kunstvollen Wandmalereien ein weißer Balken. Handelt es sich dabei etwa um eine codierte »Schatzkarte« von »K«? Ohne die entsprechenden Vergleichsfotos des abschüssigen Ganges lässt sich diese Mutmaßung weder belegen noch dementieren.
- Bestätigen aber lässt sich bereits seit etwa einem halben Jahrhundert, dass sich Sethos I. für Astronomie interessierte und engagierte.
- Die geheimen Türen und Kammern der Anlage sind tatsächlich existent. Dennoch brechen die Ägyptologen darüber nicht in Jubel aus. Viele erwarten hinter den Vertiefungen und unter den geglätteten Mulden nicht mehr als Schutt und Abfall von den antiken Baumaßnahmen in KV 17.
- Finden sich in den »Geheimgängen« von KV 17 Hinweise auf Osiris? Oder gar sein Grab?

Das Osireion

Doch das Geheimnis von Abydos hört hier nicht auf. Kommen wir zurück auf das Osireion, das touristische Prunkstück des altägyptischen Religionszentrums. Das Osireion liegt unmittelbar hinter dem Sethos-Tempel (allerdings 15 Meter unterhalb des Niveaus des Kultbaus Sethos' I.) und fällt sofort durch seine Megalithbauweise auf. Die massiven Granitblöcke sind zig Tonnen schwer und erinnern an manchen Stellen an inkaische Bauten, etwa in Cuzco, die freilich Jahrtausende jünger zu sein scheinen. In diesem Bau soll, wie bereits beschrieben, Osiris einer der zahlreichen Legenden zufolge aufgebahrt gewesen sein. Doch Fakt ist: Der Totengott wurde dort nicht mehr aufgefunden, Osiris war und ist verschwunden. Erich von Däniken kommt deshalb zu der Ansicht: »Bis heute wurde in Abydos kein Kopf des Gottes Osiris gefunden. Und das wird wohl so bleiben.« Das ist



Blick auf das Osireion in Abydos, erstellt aus bis zu 100 Tonnen schweren Granitblöcken. Es liegt 15 Meter unter dem Niveau des Sethos-Tempels. Ist es tatsächlich das älteste Bauwerk Ägyptens? (Foto: Tatjana Ingold)

durchaus die wahrscheinlichste Variante. Aber langst nicht die einzige! Denn Osiris könnte doch am selbigen Ort bestattet worden sein, allerdings an anderer Stelle. Konkret im Umfeld des nicht vorhandenen Tempels von Dynastiegründer Ramses I.

Ramses I. fand nämlich bis heute bei der Suche nach Osiris faktisch keinerlei Beachtung. Das könnte sich freilich als bedauerlicher Fehler erweisen, denn im Gegensatz zu anderslautenden Verlautbarungen aus den Reihen der Fachwelt besaß Ramses senior wie seine Nachfolger Sethos und Enkel Ramses II. in Abydos sehr wohl einen Tempel, der gleichfalls Osiris zugedacht war. Allerdings hält der Bau einem Vergleich mit den drei anderen Anlagen seiner Klasse nicht stand. Das überrascht nicht, hat Ramses I. doch vielleicht nicht einmal selbst den Huldigungsbau mehr in Auftrag gegeben. Der gute Mann, nicht mehr als eine Randfigur der Weltgeschichte, verstarb nämlich spätestens anderthalb Jahre nach seiner Inthronisierung in betagtem Alter. Dennoch wurde der Ramses-I.-Bau fortgeführt. Die Verpflichtung hatte Sethos I. sich selbst auferlegt - entsprechend gewissenhaft errichtete er auch die zwar (relativ) bescheidene, aber einstens doch respektable und bestaunenswerte Kultstätte.

Davon ist allerdings nicht mehr allzu viel vorhanden. Hierher, zu Ramses I., »verirrt« sich kaum ein Tourist. Dabei könnten weitere archäologische Räumungs- beziehungsweise Forschungsarbeiten in diesem Bereich spannende Neuigkeiten ans Licht bringen. Wurde etwa - wie im Falle des Sethos-Tempels geschehen - eine unterirdische Anlage in Angriff genommen oder sogar vollendet? Oder ließ sich der listenreiche wie rätsel-freudige Sethos noch etwas anderes einfallen?

Die diesbezügliche Quellenlage ist gelinde gesagt »mau«. Ein halbes Dutzend Altertumsforscher, »meine Schwarzen Schafe der Ägyptologie«, hat sich von München bis Tokio darum bemüht, nähere Informationen, Materialien oder Unterlagen zu ergattern. Am Ende der Großfahndung lagen gerade einmal zwei magere Aufsätze mit rund 90 Seiten, fünf Fotos und drei Zeichnungen auf meinem Schreibtisch.

Dieses Material allerdings hatte es buchstäblich in sich, besonders die Schrift *The Temple of Ramesses I. at Abydos*. Dort hat Herbert E. Winlock (1884-1950), eine illustere Gestalt der Ägyptologie, eine Rekonstruktion publiziert, die den Verfasser an die hervorragenden Deutungsversuche eines Josef F. Blumrich oder der Fiebag-Brüder erinnert. Es handelt sich dabei laut Winlock um nicht mehr und nicht weniger als »das abydenische Symbol für Osiris«! Schön und gut, aber was hat das mit der Paläo-SETI-These zu tun?

Sehen wir uns zuerst einmal an, wie die Ägyptologen die Sache betrachten. Für sie handelt es sich bei der Gesamtkonzeption um das »geheimnisvolle Osiris-Reliquienkästchen Abt«, das im 8. oberägyptischen Gau (also dem »Abydos-Gau«) sicher verwahrt wurde. Einer Theorie zufolge war in dem Schutzbehälter der Kopf des Osiris niedergelegt. Aber das ist nicht einheitlich so. Einige Forscher sprechen gar von einer kompletten Mumie des Totengottes, die Abydos beherbergt haben soll.

Wie dem auch sei: Dies ist skizzenhaft die Sichtweise der zuständigen Fachwissenschaft.

Alternative Sichtweise

Um es klar und deutlich auszudrücken: Diese Darstellung, basierend auf dem diesbezüglich vorliegenden Quellenmaterial, ist durchaus nicht abwegig. Aber: Sic weist bei näherer Betrachtung erhebliche Schwachstellen auf.

So weist Erich von Däniken mit Recht darauf hin, dass Osiris *nach* seiner Reanimation nicht wieder beigesetzt wurde. Das Kerlchen lebte - und wie!

Keine Frage: Osiris war Astronaut. Das jedenfalls ist den Unas-Erzählungen zu entnehmen (so benannt nach den Texten des Pharaos Unas, eingemeißelt in dessen Pyramide), weshalb man sie als »Pyramidentexte« bezeichnet.

Und Osiris ließ es krachen! Er fuhr sogar neuerlich zur Himmelsstraße auf, war also wieder als »Götter«-Astronaut in Amt und Würden. Osiris war trotz zeitweiser Zerlegung anschließend also wieder putzmunter und enorm in Form.

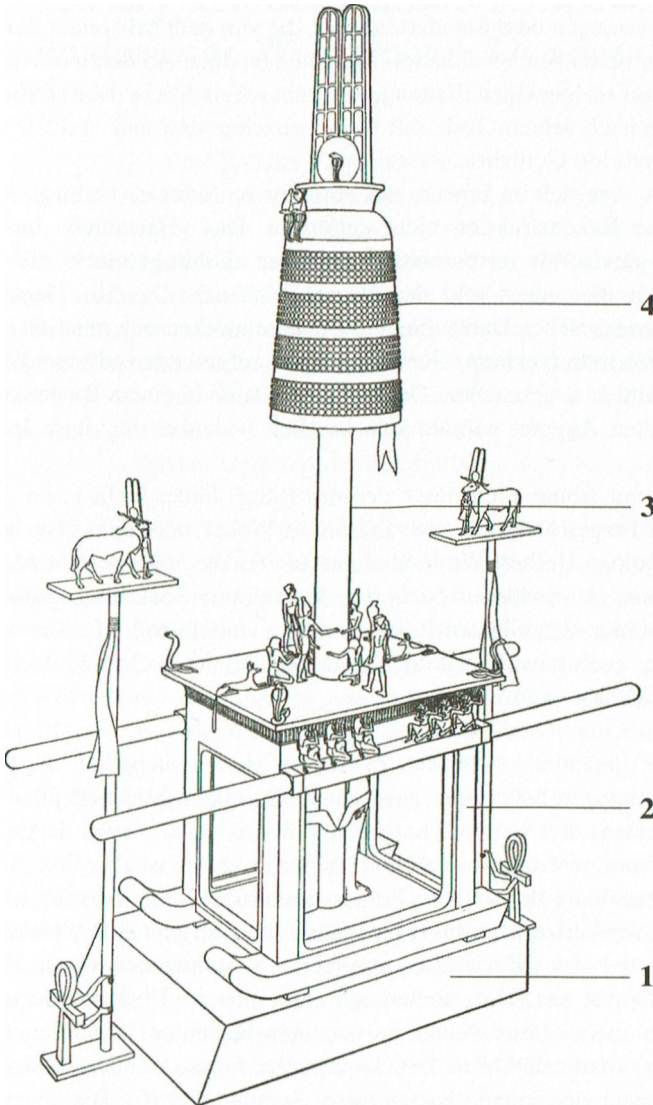
Doch allem Anschein nach hieß es für Osiris - wie bei den meisten Sternensfliegern - eines Tages, Abschied zu nehmen von Ägypten. Aber die vermeintlichen Astronauten, im Fachjargon Außerirdische genannt, hinterließen (wie so häufig am Ende von Zusammentreffen mit der Spezies Mensch) gemäß der von von Däniken formulierten Theorie »... irgendwo durch das Depot von Zeichen ihrer Anwesenheit markiert« einige Relikte. Gehörte dazu etwa das von Winlock rekonstruierte »abydenische Symbol von Osiris«? Wir wissen es nicht, aber wer nur ein bisschen Ahnung hat von altägyptischen Konstruktionen, wird die Außergewöhnlichkeit, ja, Einzigartigkeit des »Reliquienkästchens Abt« sofort erkennen.

Das Reliquienkästchen Abt

Betrachten wir den (auf der gegenüberliegenden Seite abgebildeten) Gegenstand: Von unten nach oben ist »Abt« in vier Abschnitte unterteilt:

- Zunächst ist da die Bodenplatte oder das Fundament - es könnte sich auch um eine Art Kasten handeln. (1)
- Darauf abgestellt findet sich ein schreinähnlicher, viereckiger Aufsatz, dem unten zwei Kufen - jeweils eine auf jeder Seite - Halt geben. Im Bedarfsfall wurde dem »Abt« durch den Einsatz von unterlegten Rundhölzern sowie Zugseilen an den nach oben gebogenen Kufenspitzen eine gewisse Mobilität verliehen. (2) Zusätzlich waren am Baldachin des Schreins parallel zu den Kufen im Oberteil zwei dicke Tragestangen befestigt. Die augenfällige Besonderheit an »Abt« in diesem Segment besteht darin, dass sämtliche vier Seitenwände des Schreins offen geblieben und somit für jedermann einsehbar waren.
- Das dritte Element ist eine säulenartige Stange, die offensichtlich von der Bodenplatte nach oben durch das Schreindach führt - direkt in den vierten Teilabschnitt. (3)
- Dieser vierte Abschnitt zeigt, auf die herausragende Stange »ge-

pfropft«, einen »mit der Osiriskrone geschmückten bienenkorb-
artigen Kasten«. (4)



Winlocks aus dem Jahr 1937 stammende Rekonstruktion des
Reliquenkästchens »Abt«. Was könnten die einzelnen Teile im
Falle einer technischen Neuinterpretation darstellen?

Damit ist das abydenische Symbol erklärt. Allerdings: Nur nach Ansicht der Fachexperten, denn aufmerksame Betrachter sehen sofort, dass es neben der eigentlichen Konfiguration noch zahlreiche andere Elemente gibt. Da stehen zum Beispiel an den beiden Querseiten des Schreins zwei Fahnenstangen oder Standartenhalter, die von dem bekannten Zeichen für Leben, dem »Anch-Schlüssel«, gehalten werden. An deren oberen Enden steht auf rechteckigen Platten jeweils ein »Apis-Stier«. Der göttliche Stier wurde nach seinem Tode mit Osiris gleichgesetzt und »bildete mit ihm eine hybride Gottheit«.

Allein, was sich im Inneren des einsehbaren Schreins verbirgt, lässt sich bei der Rekonstruktion nicht enträtseln. Das »Herzstück« der Anlage bleibt uns somit verschlossen. Insgesamt allerdings macht die Gesamtkonfiguration einen sehr detaillierten Eindruck. Ganz im Gegensatz zu den symbolischen Darstellungen. Die beschränken sich nämlich meist auf die zentrierte (zentrale) Stange mit dem aufgesetzten »Bienenkorb« und der darüber angebrachten Osiris-Krone. Osiris in einem Bienenkorb? Na, die Alten Ägypter würden sich herzlich bedanken für diese Interpretation ...

Doch mit Ironie allein lässt sich das Rätsel leider nicht lösen. Zu viele offene Fragen bedürfen einer Erklärung. Woher, beispielsweise, bezog der Ägyptologe Herbert Winlock vom New Yorker *Metropolitan Museum of Art* seine Informationen bezüglich des Reliquienkästchens »Abt«, die ihn zu der hier abgebildeten Rekonstruktion veranlassten? Erklärungsbedarf besteht auch hinsichtlich des Allerheiligsten. Versuchte Winlock hier etwas zu vertuschen?

So viel jedenfalls steht fest: In Abydos ist mit Sicherheit die Serie der Entdeckungen noch lange nicht zu Ende (allein 2013 und 2014 wurden mindestens drei weitere Pharaonengräber entdeckt - zwei davon in Abydos). Voraussetzung zur Erfüllung dieser Prognose ist allerdings die rasche Durchsuchung des antiken Religionszentrums, denn Abydos ist dramatisch vom Verfall bedroht. Insbesondere das Osireion ist den Unbilden von Natur und Mensch schutzlos ausgesetzt. Sein Fundament steht zwischenzeitlich fast ganzjährig meterhoch unter Wasser. Ursache: Grundwasser. Dessen stetes Anschwellen, so vermuten Fachleute, ist vielleicht auf erhöhten »hydrostatischen Druck« zurückzuführen. Vielleicht hängt damit ein Rätsel zusammen, das vor allem Sethos I. betrifft. Hat er etwa einen Weg gefunden, »Abt« an einem sicheren Ort zu verwahren? Und kennen einige Insider diesen Ort sogar? Die Möglichkeit ist nicht auszuschließen. Wir forschen weiter.

In den Krypten des Hathor-Tempels. Prähistorische Wurzeln von Dendera

VON JÜRGEN ZIMMERMANN

»Ich konnte wohl kaum erwarten, in Ägypten etwas vollständiger Erhaltenes und zugleich Vollkommeneres als Tentyra [Dendera] zu finden. Ich war verwirrt durch die Vielfalt der Objekte, erstaunt über das Ungewohnte, das ihnen anhaftete, und die Furcht quälte mich, sie nie wieder zu sehen ...«

Vivant Denon in *Voyage* (1802)

»Wie sein ebenso gut erhaltener Parallelbau in Edfu zog auch der Hathor-Tempel mit einer nahezu unübersehbaren Fülle von Inschriften Generationen von französischen Forschern in den Bann. Die Dendera-Texte gewähren uns Einblick in den komplizierten Kosmos eines späten ägyptischen Tempelbetriebes, in dem sich die Tradition und das religiöse Wissen von nahezu dreitausend Jahren angesammelt hatte.«

Dieter Arnold in *Die Tempel Ägyptens* (1992)

»Als ich mich nach der rechten Seite hin zurückwandte, bemerkte ich in einer düsteren Anhäufung von Ruinen ein aus enormen Massen errichtetes und mit Hieroglyphen übersätes Tor, und durch dieses Tor fiel mein Blick ins Tempelinnere. Ich wünschte, ich könnte meinen Lesern das Gefühl vermitteln, das mich befiel.« Der dies schrieb, war Vivant Denon, der 1802 mit der französischen Armee unter General Belliard die Tempelstätte von Dendera erreichte. Tief beeindruckt riefen die Ruinen in dem Forscher »ein Empfinden wortloser Ehrfurcht wach«, und er fügte hinzu, »dass das gesamte Heer, ohne dass man den Soldaten besondere Vorliebe für die Antike nachsagen konnte, ganz ähnlich empfand. [...] Ich war viel zu sehr

von Staunen ergriffen, um noch kühl urteilen zu können. Alles, was ich bisher gesehen hatte, konnte dieses Gefühl der Bewunderung nur verstärken. Das Monument, das ich hier sah, erschien mir wie der Ur- und Inbegriff eines Tempels in seiner höchsten Vollendung.«

Die Geschichte Denderas

Dendera fasziniert Ägyptenreisende auch noch in unserer Zeit. Am linken Nilufer in Oberägypten gelegen, befindet sich der heilige Tempelbezirk gegenüber dem heutigen Qena, am Rande der Wüste, wo auch noch Reste des alten Ortes mit dem Ursprungsnamen Tentyra vorhanden sind. Aus dessen Namen leitet sich über die Bezeichnung »*ta.ntarer*« phonetisch die heutige Ortsbezeichnung Dendera her. Diesem griechischen Namen wiederum liegt das Koptische »Nitentore« zugrunde. Der deutsche Ägyptologe Johannes Dümichen hat in seinem 1865 herausgegebenen Werk *Bauurkunde der Tempelanlagen von Dendera* 136 Namen des Ortes dargelegt. Sein altägyptischer und ursprünglich heiliger Name soll *An* gewesen sein.

Was wissen wir derzeit über die Geschichte dieser 280 mal 280 Meter großen Kultstätte, in der Forscher der Paläo-SETI uralte Bildnisse von technischen Artefakten wie Glühlampen und Stromleitungen vermuten? Mitunter wird behauptet, die Tempelanlage sei erst in der Ptolemäer-Zeit (3. bis I. Jahrhundert v.Chr.) erbaut worden. Es ist zutreffend, dass der



Geheimnisvoller Hathor-Tempel. (Zeichnung: David Roberts, 1841)

Oberbau des Tempels in der Ära der Herrschaft der Ptolemäer neu errichtet wurde. Dies zeigen auch die für diese Zeit typisch hieroglyphisch überladenen Wandinschriften. Dass diese Tempelanlage erstmals vor kaum mehr als 2000 Jahren erbaut wurde, heißt dies jedoch nicht. Die Wurzeln stecken wie üblich in der Erde.

Peter A. Clayton merkte 1982 an:

»Obwohl der Platz, wo er sich erhebt, schon lange Kultstätte war und auch der Tempel bereits seit Langem bestand (Überlieferung und Funde weisen seine Anfänge bis in die VI. Dynastie zurück, um 2290 bzw. 2320-2135 v. Chr.), stammt die erhaltene Tempelanlage, mit deren Bau unter der XXX. Dynastie (4. Jh. v. Chr.) begonnen wurde (ältester Teil: >Geburthaus<, Mammisi, Nektanebos /., um 380-362/361 v. Chr.), im Wesentlichen aus spätptolemäisch-römischer Zeit. Der Neubau des großen Tempels begann unter Ptolemaios IX. Soter II. (116-80 v. Chr.), und auch die meisten nachfolgenden Herrscher leisteten ihren Beitrag zu seiner Erweiterung und Verschönerung, darunter auch Kleopatra VII. Auch römische Kaiser - insbesondere Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius und Nero - ließen den Tempel weiter ausschmücken, und am Eingangspylon liest man in Hieroglyphenschrift die Namen der Kaiser Domitian, Nerva und Trajan (98-117 n. Chr.).«

Etwas genauer wird Dieter Arnold, bis 1984 Professor an der Universität Wien und Kurator der Ägyptenabteilung des *Metropolitan Museum of Art* in New York. In seinem Werk *Die Tempel Ägyptens* (1992) berichtet er:

»Der Kult der Göttin Hathor von Iunu (Tentyris) lässt sich anhand einiger Quellen und Funde bis zurück zu einem sagenhaften Tempel des Cheops und schließlich bis in prähistorische Zeit verfolgen. Bauliche Reste dieser frühen Anlagen sind jedoch - mit Ausnahme eines kleinen Ka-Hauses des Mentuhotep Nebhepetre - nicht bekannt. Denn in spätptolemäischer Zeit wurden jene älteren Bauten abgebrochen und durch den heute noch stehenden Tempel ersetzt.«

Doch oft wird übersehen, was bereits der angesehene Ägyptenforscher Dr. Johannes D. Dümichen im Jahr 1877 in seiner *Baugeschichte des Denderatempels* ausführt, dem es zum ersten Mal gelang, »von einem ausgedehnten, in seiner ursprünglichen Anlage bis in die fernste historische Zeit zurückreichenden Tempelgebäude die Geschichte der Erbauung« darlegen zu können. Er zeigt die Wurzeln auf, die die offizielle Geschichtsschreibung revolutionieren könnten, würde man mit allen Kon-

Sequenzen die leidlich übergangenen Texte und Abbildungen aus der Zeit des ersten Baues richtig oder sogar überhaupt einmal deuten.

Was bestätigt Dr. Dümichen in seiner Beweisführung, dass die Geschichte der Tempelanlage in die fernste historische Zeit reicht? Er führt aus, dass »noch unter Thutmosis III. (traditionelle Zeitrechnung 1429-1426 v. Chr. ein aus der Zeit des Chufu (traditionelle Zeitrechnung 2620-2580 v. Chr.) herrührender Bauplan des Dendera-Tempels vorhanden gewesen« sei. Pharaon Thutmosis ordnete einen Neubau des in Verfall geratenen Tempels nach einem in dem Tempelarchiv aufbewahrten alten Bauplan an, der aus der Zeit des Chufu herrührte, doch der, wie es Dr. Diimichen schien, nicht das Original, sondern nur die unter Chufu gefertigte Kopie eines noch älteren Planes war, dessen ursprüngliche Abfassung in der prähistorischen Zeit Ägyptens anzusiedeln sei. Johannes Diimichen verweist ausdrücklich darauf, dass nach den Schriften der Bauplan in einer alten Schrift auf Tierhaut zur Zeit der Horus-Nachfolger gefunden worden sei. Die ägyptische Beschreibung »Zeit der Horus-Nachfolger« verweist damit auf die prähistorische Epoche.

Weiterhin führt er aus, dass die Tätigkeit der Ptolemäerzeit nur »der dritte Neubau eines uralten Heiligtums ist, dessen ursprüngliche Anlage bis in die ersten Dynastien der uns bekannt gewordenen ägyptischen Könige hinaufreicht«. Außerdem legt er dar, »dass dieser Platz eine Verehrungsstätte der Hathor seit Urzeiten sei, dass die Mauern des Tempels sich an derselben Stelle befänden wie ehemals, dass alle seine Räume, die dieselben Namen führten und denselben heiligen Zwecken dienten wie vordem, an ihrem alten Platz angelegt« worden seien. Dies besagt klar, dass die Mauern der Räume auf den alten Grundrissen neu gebaut wurden. Dabei seien die Bezüge der Räume zu heiligen Handlungen gleich geblieben.

Dass sich der Neubau nur auf die oberirdisch gelegenen Räume bezieht und nicht auf die unterirdischen Anlagen, ergibt sich aus den weiteren aufgefundenen Ausführungen, nach denen »in den Schreckenszeiten der Invasion fremder Völker [...] die im Souterrain und in den hohlen Tempelmauern versteckten Krypten niemals von einem Fremden betreten, niemals durch den Fuß eines Unreinen entweiht worden seien«. Diese Bemerkung ergibt nur dann einen Sinn, wenn die unterirdische Anlage zum Zeitpunkt dieses Ausspruches tatsächlich noch vorhanden war. Denn wären die Krypten nicht mehr existent gewesen, wäre diese Bemerkung praktisch sinnlos.

Damit steht fest: Die unterirdischen Anlagen, von denen Touristen nur

noch den obersten Bereich betreten können, weil in den noch tiefer liegenden Kammern Grundwasser eingesickert ist, mussten nicht unbedingt neu gebaut werden; sie waren möglicherweise noch komplett oder in wesentlichen Teilen vorhanden. Sehr wahrscheinlich wurde lediglich die oberirdische Tempelanlage nach dem überlieferten Grundriss auf dem antiken Fundament neu errichtet.

Warum indes erbaute man das neue Kultgebäude auf diesen alten Fundamenten? Einen Sinn ergibt dies nur dann, wenn man an die Riten und das Wissen der ägyptischen Urzeit anschließen und die heilige Bedeutung der Krypten fortführen wollte. Hierbei blieben die Bezüge der Räume zu den unterirdischen Kammern bestehen, denn der verfallene Oberbau wurde mit räumlichem Bezug zu den Krypten nach einem aus der Zeit des Chul'u herrührenden Grundriss rekonstruiert. J. D. Dümichen führt ausdrücklich auf, dass »die Geschichte der Erbauung des Dendera-Tempels von seiner ersten Gründung bis zur Vollendung des letzten Wiederaufbaus sich demnach über einen Zeitraum von mehr als 3000 Jahren, beginnend im 4. Jahrtausend vor Christus und endend im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, erstreckt«.

Die Gretchenfrage: Glühlampe oder Sonnengott?

Die Geschichte des Dendera-Tempels beginnt also unterhalb des Wüstenbodens, wo dieser zum einen möglicherweise ganz oder in Teilen unverändert seit der Gründung Bestand hatte, zum anderen mit Schriften und Abbildungen bedeckt war, die noch aus der Gründungszeit stammten oder aufgrund alter oder überlieferter Texte nachempfunden wurden.

Bei dem Streit über das Alter der Krypten und damit den Wurzeln des Tempels geht es in Wirklichkeit um Abbildungen in diesen unterirdischen Räumen, die den Ägyptologen im Magen liegen und insofern gerne in Ausführungen umgangen werden. Sowohl der schweizerische Weltbestsellerautor Erich von Däniken als auch die österreichischen Sachbuchautoren Reinhard Habeck und Peter Krassa gehen davon aus, dass in den Krypten so etwas wie überdimensionale Glühlampen abgebildet werden. Ein Unding, wenn man bedenkt, dass die angeblich primitiven Ägypter vor circa 5000 Jahren keine Elektrizität gekannt haben können oder dürfen. Nach dem von dem Wiener Elektroingenieur Walter Garn Anfang der 1980er-Jahre konzipierten Modell der Glühlampe hätte es zudem einer Vakuumpumpe bedurft, um aus einem Glasbehälter eine funktionierende Glühlampentechnik zu konstruieren. Weil nicht sein kann, was im Hin-

blick auf unser heutiges Wissen nicht sein darf, versucht man nun, dies zu widerlegen. Aber anstatt davon auszugehen, dass man diese Abbildungen nicht nach herkömmlicher Ägyptologie deuten kann (oder will), sucht man Erklärungen, die verwegener klingen als jede technische Interpretation.

Nach dem großen französischen Ägyptologen Auguste Mariette, der 1857 in Kairo die Sammlung des Ägyptischen Museums begründete, war der Bedeutung der unteren Krypten ein höherer Stellenwert beizumessen als den oberen Räumen. Mariette folgerte weiter, dass die in den Krypten dargestellten Embleme und Statuen auch in diesen Krypten aufbewahrt wurden. Das schließt implizit ein, dass das, was aussieht wie eine Glühlampe, auch faktisch vorhanden gewesen sein muss und in den unterirdischen Kammern mit den entsprechenden Reliefs aufbewahrt wurde.

Denn einfach ausgedrückt: Wenn in einer ägyptischen Abbildung etwas aussieht wie eine Statue, dann ist es eine Statue! Wenn etwas aussieht wie ein Schiff, dann ist es ein Schiff! Doch wenn etwas aussieht wie eine Glühlampe, dann fangen die offiziellen Vertreter der Ägyptologie - wegen der technischen Deutungsmöglichkeit und der daraus resultierenden Konsequenzen - an, geistig zu stottern und zu deuteln. Die sonst als völlig logisch geltende Annahme Mariettes gilt nun bei der »Probe aufs Exempel« plötzlich nicht mehr.



Die »Glühlampe« von Dendera. (Foto: Peter Fiebag)

Welche Alternativen werden angeboten? Da wäre die Erklärung, bei dem »Glühbirnenrelief« handele es sich um eine Kombination der Vorstellungen vom Lauf der Sonne. Erstes Element sei die Geburt der Schlange aus der Lotusblüte. Bei der Schlange müsse es sich folglich um einen Sonnengott handeln. Resultat: Wenn etwas aussieht wie eine Glühbirne, dann ist es ein Sonnengott. Diese Interpretation stützt sich vermutlich auf Übersetzungen des deutschen Ägyptologen Wolfgang Waitkus, der unter seinem Doktorvater Prof. Kurth die Texte in den unteren Kammern des Hathor-Tempels in Dendera in seiner Dissertationsarbeit übersetzte. Dr. Waitkus liest: »Worte zu sprechen von Horsomtus, dem großen Gott, der in Dendera weilt, dem lebenden Ba (Anm.: eine der Seelenarten, die durch den Vogel



dargestellt werden) in der Lotusblüte der Tagesbarke, dessen Vollkommenheit die beiden Arme des dd-Pfeilers



tragen als sein ssmw-Bud, während die Kas (Anm.: eine der Seelenarten, die durch ausgestreckte Arme und Heinde



dargestellt werden) auf ihren Knien sind mit gebeugten Armen.« Im Anhang erläutert W. Waitkus nochmals den Statuentyp: »Barke, in der eine Schlange in einem ovalen Behälter aus einer Blüte herauskommt.« Bei dieser Lesart würden die Blüte, der Blütenstängel und das Rechteck, in dem er endet, eine sehr stilisierte Sonnenbarke zeigen.

Wenn etwas aussehen soll wie eine Sonnenbarke, dann bildeten es die Ägypter meines Erachtens auch unmissverständlich ab, genau wie Mariette dies postuliert hat, der ab 1859 den Hathor-Tempel vom Schutt der Jahrhunderte befreite.

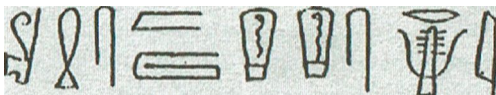
Sonnenbarken sind ein fester Bestandteil mit klar aussagender Abbildung diverser Stelen etc. Im Tempel selbst wurde die Rückwand des »Saales der Götterneinheit« von der Front des Barken-Sanktuariums eingenommen, der sogenannten »großen Stätte«. »Hier standen, den gesamten Raum ausfüllend, vier Götterbarken, die des Horns von Edfu, der Hathor von Dendera, des Harsomtus und der Isis von Dendera«, so D. Arnold. Daher gab es auch keinen Grund, die Sonnenbarke sozusagen kryptografisch darzustellen. Bekanntes Wissen brauchte nicht in Geheimwissenschaften umgemünzt zu werden. Umgekehrt ergäbe es jedoch einen Sinn. Die höchsten Wissensträger waren seit ehemals die Priester. Wenn sie Wissen

vor dem allgemeinen Volk zu verheimlichen hatten, dann konnten sie dies mit allgemein bekannten Formulierungen tun, um ein tiefer gehendes Wissen zu verschleiern. Nur der Eingeweihte wusste dann, was wirklich gemeint war. Waitkus übersetzt zur Krypta Süd 1 A einen Text: »Ich bin ein trefflicher Web-Priester, mit geheimer Brust, einer, der nicht herauskommt mit dem, was er gesehen hat.« Hiermit werden nach dem deutschen Ägyptologen alle Qualitäten eines Priesters umschrieben, der Stillschweigen bewahren muss. Aber worüber muss er Stillschweigen bewahren? Wohl kaum über das Aussehen einer Sonnenbarke, die im Text auch noch beschrieben sein soll.

Folgt man der Argumentation Wolfgang Waitkus', so könne die abgebildete Glasblase als *hn* (Hen) gelesen werden, ein Wort mit der Alltagsbedeutung »Kasten, Truhe, Behälter«. Ich habe mir die Vokabel *hn* - »Truhe«, »Kasten« im *Großen Handwörterbuch Ägyptisch-Deutsch* von Rainer Hannig angesehen. Keine Hieroglyphe zur Vokabel *hn* sieht wie eine Glühlampe beziehungsweise eine Blase aus, sondern wird wie folgt dargestellt:



Wenn die Ausführungen zu einer Abbildung als Truhe beziehungsweise Kasten stimmen sollten, die eine Sonnenbarke erläutern, dann müsste der hieroglyphische Begleittext mit den üblichen bekannten Hieroglyphen geschrieben sein, aber nicht als Abbildung einer Zusammenfassung verschiedener Zeichen, die einen Sonnengott darstellen sollen, aber wie eine Glühbirne aussehen. Diese zusammengefasste Abbildung dürfte es also nicht als eigenständige Hieroglyphe geben, denn ein Begleittext wird nicht mit Abbildungen, sondern mit Hieroglyphen, für uns also sozusagen Buchstaben, geschrieben. Sonst würde man das Beschriebene durch sich selbst erklären wollen. Aber in den Räumen des Tempels finden sich beispielsweise nachfolgende Textauschnitte, die sogar zwei »Glühlampen« als Hieroglyphe enthalten:



Noch einmal ganz klar gesagt: Sollten Vertreter dieser Annahme mit ihrer Meinung richtigliegen, dass es sich um eine Zusammensetzung diverser Bildelemente (Sonnenlauf, Sonnengott etc.) handelt, dürfte diese bildliche Darstellung der Blase nicht als Hieroglyphe erscheinen.

Folgen wir der Überlegung, es würde sich bei dem Schriftsymbol um einen Sonnengott handeln, würde er durch die doppelte Abbildung



zweimal genannt.

Im Ägyptischen steht eine zweifache Abbildung für den Dual. Ein doppelter (dualer) Sonnengott ist jedoch nicht bekannt. Weiterhin führt der Ägyptologe Gardiner diese Hieroglyphe in seiner erweiterten Zeichenliste als Zeichen O 196 unter »Gebäude, Gebäudeteile etc.« auf. Gardiner ordnete die ihm bekannten Hieroglyphen nach Sachbereichen (zum Beispiel Buchstabe A = Der Mann und seine Beschäftigung, E = Säugetiere, Q = Möbel etc.) und nummerierte diese zur besseren Übersicht. Das Zeichen, das als Glühlampe erkannt werden kann und die Ordnungsnummer O 196 hat, ordnete er dem Buchstaben O und damit dem Bereich »Gebäude, Gebäudeteile« zu. Sollte es sich um eine Truhe handeln, hätte sie unter der Sortierung Q für »Möbel« aufgeführt werden müssen. Auch in der ausführlichen Liste der Götternamen führt Hannig in seinem großen Handwörterbuch diese Hieroglyphe in keinem Götternamen auf.

In den von Dr. Dümichen abgebildeten Tafeln der Tempelräume kommt das Zeichen



insgesamt an 16 Textstellen vor, aber *immer* doppelt. Teilweise wird es wie folgt abgebildet:



Es bezeichnet damit einen Platz, einen Ort oder eine wichtige Stelle. Als Sonnengott kann man es durch den Determinativ



für Ort oder Platz keinesfalls deuten, obwohl mir Transkription und Über-

setzung des Zeichens unbekannt sind. Ich befinde mich da trotz der hervorragenden Arbeit von Dr. Waitkus in bester Gesellschaft. Prof. Erich Winter teilte den Autoren Krassa und Habeck mit, dass die Hieroglyphen aus den Krypten von Dendera bis dato unentschlüsselt seien. Sie würden vermutlich so etwas wie eine Code-Sprache der alten Tempeldiener darstellen. Selbst Dr. Waitkus führt aus, dass zur Funktion und Bedeutung der Krypten seine Arbeitsergebnisse nur als erste Näherung zu verstehen seien. Der Zusammenhang von Ritualszenen, Götterbeischriften etc. wurden von ihm nicht weiter systematisch untersucht.

Geheimwissen

Stellen wir uns eine weitere Frage: Wie sollte ein Ägyptologe vor noch gut 100 Jahren ein Zeichen klassifizieren, das aussieht wie eine Glühbirne, aber aufgrund seines damaligen Vorstellungsvermögens nicht entsprechend erkannt wurde? Ich habe bei der Einordnung und Deutung des Zeichens



durchaus Verständnis für die Altägyptologen. Wie hätte ein mögliches technisches Verständnis der frühen Ägypter unterstellt werden können, wenn man noch immer von einem mehr oder weniger primitiven Volk ausging und die Menschen der eigenen Zeit als Krönung aller Wissenden annahm? Inzwischen stellen wir mit Erstaunen fest, welch hohen Wissensstand die Eingeweihten der damaligen Zeit technisch und auch medizinisch entgegen unserer bisherigen Annahme hatten. Wir wissen heute noch wenig darüber, wie es ihnen möglich war, technisch manche Leistungen durchzuführen. Aber: Sie wurden durchgeführt! Der Schluss, dass wir diese Techniken noch nicht entdeckt oder aber erst vor wenigen Jahren quasi wiederentdeckt haben, ist zulässig.

Als Argument gegen ein Geheimwissen um eine Glühlampe wird von Kritikern angeführt, dass diese angeblichen Glühlampen nicht nur in den Krypten als vermeintliches hermetisches Wissen, sondern ganz offen in den oberirdischen Räumen abgebildet worden seien. Meiner Ansicht nach wäre es sogar mehr als seltsam, wenn dies nicht so wäre. Die oberen Räume der Tempelanlage haben einen festen Bezug zu den Krypten, wie sowohl Dr. Dümichen als auch Dr. Waitkus darlegen konnten, und stehen textlich in direktem Zusammenhang. Laut Auguste Mariette wurden die abgebil-

ileten Götterstatuen und Ritualobjekte auch in den Krypten gelagert. Und diese Objekte sehen nun einmal wie entsprechende technische Errungenschaften der Neuzeit aus, wie selbst Prof. Rainer Ose vom Fachbereich Elektrotechnik der FH Wolfenbüttel ausführt.

Auch die »Schlangenabbildung« im Inneren dieses Artefaktes ergibt einen realen Sinn, denn seine Potenzial- und Quasi-Feldstärkemessung ergab, dass, wenn ein positives oder ein negatives Potenzial an eine Hilfelektrode angelegt wird, sich der Verlauf der Feldlinien je nach der gewählten Polarität verändert und die in der »Glühlampe« abgebildete »Schlange« ihren »Kopf« bewegt. Die Abbildung auf dem Relief entspräche demnach - seltsam genug - einem heute (wieder?) real erzeugbaren elektrischen Lichtbogen.

Die Frage ist nicht, warum die Priester oder Schreiber ein angebliches Geheimwissen abbildeten, sondern: Kannten sie noch die Bedeutung dieses Kultes und die Zeichen aus der prädynastischen Zeit, oder war bei ihnen dieses Wissen inzwischen bereits in Vergessenheit geraten?

Tatsache ist: Die defekte Glühbirne, die ich heute in den Müll werfe, dürfte morgen als solche nicht mehr zu erkennen sein. Denn die Glühlampen unserer Zeit sind technisch bereits überholt. Demnächst werden vielleicht nur noch weiße Dioden, die wie Tapeten anzubringen sind, als Lampen leuchten; diese haben mit einer Glühbirne vorn Aussehen her überhaupt nichts mehr gemein. Wie wird dann ein Archäologe in 2000 Jahren, der unsere heutigen Glühlampen nicht mehr kennt, Bilder von leuchtenden birnenförmigen »Dingern« deuten? Als Behälter, in denen wir leuchtende Schlangen oder Würmer (Glühwürmchen) gefangen gehalten und verehrt haben?

Wir müssen lernen, Fakten zu akzeptieren und nicht zu negieren. Es ist eine ebenso traurige wie erschreckende Beobachtung, dass Personen, die eine andere als die offizielle archäologische Meinung vertretende Position beziehen, persönlich und unsachlich im Privatbereich angegriffen werden. Sie haben die Fakten, um die es hier geht, nicht erfunden. Diese Forscher legen nur den Finger in die Wunde der Eitelkeit heutiger angeblicher und tatsächlicher Wissensträger. Querdenker - nicht geistige Stuhnhocker - veränderten das Wissen und die Erkenntnis der Menschheit.

Die heiligen Bildnisse von Dendera

»Das, was wir heute als ägyptische Kunstwerke bezeichnen, waren für die Gläubigen früherer Jahrtausende heiligste Abbildungen. Die einmalige Realistik ihrer Werke fasziniert bis heute. Dem Abgebildeten schrieben die Bewohner Ägyptens einerseits sogar eine lebendige Wirkung zu. Auch deswegen musste die Zeichnung, das Bild, die Statue realistisch wirken. Andererseits fürchtete man sich gerade vor dieser so realitätsgetreuen Wiedergabe, weswegen Reliefs und Schriftzeichen absichtlich zerstört wurden, wenn man sie ihrer Macht berauben wollte.

Was bedeutet dies für die Abbildungen in den Krypten von Dendera, die sich tief unter dem Tempelfundament befinden und deren kleine Einstiege im Boden oder in den Mauern durch eine Platte verdeckt waren, verhüllt in völliges Dunkel? Zum Ersten, dass sie der höchsten Geheimhaltungsstufe unterlagen und nur wenigen Eingeweihten bekannt gewesen sein dürften. Zum Zweiten, dass dieses Geheimnis etwas mit ihrer Macht, ihrer tatsächlichen oder zugeschriebenen, zu tun hatte. Und zum Dritten, dass die abgebildeten Objekte auch tatsächlich vorhanden waren: zum Zeitpunkt des letzten Tempelbaus oder früher.

Dies ist nicht nur Spekulation. Es gibt sogar einen Beweis für diese Behauptung. Ägyptologen haben aus Darstellungen und Inschriften im Tempel geschlossen, es müsse 162 Kultobjekte im Heiligtum der Hathor gegeben haben. Die Sensation, die in allen Diskussionen bislang keine Rolle gespielt hat, ist: 1918 wurden im heiligen See von Dendera mehrere dieser im Tempel abgebildeten Objekte, insbesondere Götterfiguren, wiedergefunden. Nachzulesen ist dieser Fund im *Journal d'entrée*, 46 351 bis 46 383, Ägyptisches Museum, Kairo. Es besteht also aller Grund zu der Annahme: Auch die glühlampenförmigen Objekte haben genau so existiert, wie sie abgebildet wurden.«

Peter Fiebag, 1988

Altes Testament reloaded. Das dramatisch neue Bild der Geschichte Israels

VON DR. ALGUND EENBOOM

Sind Kerntexte der *Bibel* unwahr? Fand der Auszug des Volkes Israel aus Ägypten nicht statt? War Jerusalem zur Zeit Salomons nur ein Dorf? Progressive Archäologen rütteln an überkommenen Auffassungen biblischer Geschichtsschreibung.

Unter Federführung der Archäologen Israel Finkelstein, Direktor des Archäologischen Instituts der Universität Tel Aviv, und Neil Asher Silberman vom *Ename Center for Public Archaeology and Heritage Presentation* in Belgien wird seit einigen Jahren die israelische Staatsreligion buchstäblich auf den Kopf gestellt. Die wichtigsten Säulen dieses theologischen Denkbauwerks laufen Gefahr, ihre tragende Bedeutung zu verlieren und damit das gesamte Konstrukt zum Einsturz zu bringen. *Der Spiegel* formuliert dies so: »Von allen Seiten rücken die Fahnder an [...], vor allem die historische Basis der *Bibel* wankt. Den jüngsten Hieb hat jetzt Israel Finkelstein [...] geführt. Sein Buch bestätigt, dass Kerntexte der *Bibel* unwahr sind.«

Bibel-Update

Neueste Ausgrabungen, bisher nur Experten bekannt gewesen, zeigen nämlich ein ganz anderes Bild als jenes der selbst bei kritischen Wissenschaftlern »gesicherten« Erkenntnisse. Denn die beiden israelischen Professoren stellen mithilfe modernster wissenschaftlicher Methoden ernüchternd fest: »Den Auszug aus Ägypten gab es ebenso wenig wie eine kriegerische Landnahme Kanaans.« Und sie provozieren: Jerusalem unter David und Salomo sei ein unbedeutendes armseliges Bergdorf gewesen; mit Sicherheit ohne zentralen Tempel und prächtigen Palast. Der Monotheismus habe sich viel später entwickelt als bislang angenommen.

Es ist lohnenswert, die Überlegungen der beiden Autoren, wie sie sie in *Keine Posaunen vor Jericho* und *David und Salomo* darlegen, bezüglich der Paläo-SETI-Hypothese zu analysieren. In einem »Reload« habe ich Erkenntnisse, Schlussfolgerungen und Argumente der Paläo-SETI den Forschungsergebnissen jener beiden Wissenschaftler gegenübergestellt und kritisch analysiert.

Zentraler Ausgangspunkt der von Silberman und Finkelstein erstellten Lehrmeinung ist die stete Beweisführung, dass die *Thora* und die deuteronomische Geschichtsdarstellung (also die Fünf Bücher Mose) unverwechselbare Kennzeichen für ihre ursprüngliche Abfassung im 7. Jahrhundert v. Chr. aufweisen, also weitaus später als bislang angenommen und in Selbstzeugnissen der *Bibel* dokumentiert. Die Basis für derartige Aussagen fundiert auf Untersuchungen der Kultur- und Gesellschaftsstrukturen der Zeit unter König Josua. Hier sei eine deutliche Übereinstimmung mit den Inhalten der Fünf Bücher Mose gegeben. Es handele sich also vielmehr um den schöpferischen Ausdruck einer mächtigen religiösen Reformbewegung, die in der späten Eisenzeit (7. Jahrhundert v. Chr.) in Juda blühte.

Bei aller wissenschaftlicher Souveränität, mit der die beiden Gelehrten brillieren, zeigt sich dennoch ein eklatanter Schwachpunkt in der Logik und der daraus resultierenden Konsequenz ihrer Argumentation! - Denn: Sollte kein Auszug aus Ägypten stattgefunden haben - bisher in die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausend datiert -, hätte ein Mose keine Daseinsberechtigung gehabt! Die Erscheinung Jahwes auf dem Sinai und der Empfang der Gesetzestafeln hätten folglich nie stattgefunden! Damit hätte sich beispielsweise der Bau der Bundeslade, jenes hochheiligen Behältnisses, erübrigt, zu dessen Herstellung der Überlieferung nach Gott selbst die Bauanleitung an Mose überreichte und mit deren Hilfe der Prophet mit seinem Gott kommunizieren konnte. Und weshalb hätte man die Stiftshütte und später einen eignen Tempel um ein nicht vorhandenes Heiligtum - das heißt: die Bundeslade - bauen sollen?

Dieses Zentralgestirn der jüdischen Religion mit seinen Gesetzestafeln scheint Herrn Silberman und Finkelstein schwer im Magen zu liegen! Beide sind nicht in der Lage, eine Integration dieser Phänomene vorzunehmen. Aus diesem Grund wird die Bundeslade plus Inhalt nur mit wenigen nichtssagenden Sätzen, eher lieblos, ohne Bezug zu ihren wissenschaftlichen Erkenntnissen erwähnt. Andere, wie die Bibel-Historiker Thomas Thompson und Niels Peter Lemche (Universität Kopenhagen) sowie Philip Davies (Universität Sheffield), gehen sogar noch weiter, wenn sie behaupten, »die vereinte Monarchie von Israel, ja, die gesamte biblische

Darstellung der Geschichte Israels« seien »nichts als aufwendige, geschickte ideologische Konstrukte, produziert von Priesterkreisen in Jerusalem in der Zeit nach dem Exil oder sogar in hellenistischer Zeit« 11],

Ich habe mich bemüht, die aktuellen Ergebnisse der archäologischen Forschung aus Sichtweise der Paläo-SETI-Hypothese einander zuzuordnen und zu interpretieren. - Eines ist sicher: Schon in der frühen Bronzezeit (3000 v. Chr.) ließen sich Einwanderer aus Kanaan in den östlichen Grenzregionen des Nildeltas nieder. Archäologische Funde und historische Texte belegen diese Vorgänge. Die Gründe dafür liegen in erster Linie in den unterschiedlichen klimatischen Verhältnissen. Hungersnöte bei ausbleibenden Niederschlägen waren in Kanaan bezüglich des dort herrschenden Mittelmeerklimas keine Seltenheit.

Nomaden und Bauern aus Kanaan zogen gleichermaßen ins Ostdelta, um die zuverlässige Fruchtbarkeit des Nil-Hochwassers zu genießen. Wandmalereien aus der Nekropole von Beni Hassan in Mittelägypten, datiert auf 1900 v. Chr., zeigen die Ankunft einer Gruppe kanaanischer Händler mit ihren Waren. Andere wurden bei Strafexpeditionen gegen aufrührerische Stadtstaaten in Kanaan versklavt und ins Delta verschleppt. Einige dieser Immigranten stiegen in der ägyptischen Gesellschaft auf und wurden Regierungsbeamte, Soldaten oder sogar Priester.

Hier sei die Geschichte des Joseph erwähnt, der von seinen Brüdern als Sklave nach Ägypten verkauft und dort zum einflussreichsten Beamten und Vertrauten des Pharaos wurde. Der Archäologe Manfred Bietak, Leiter des österreichischen archäologischen Institutes in Kairo, ist sich sicher, Reste seines Palastes, seines Grabes und seiner Statue gefunden zu haben.

Diese kanaanäischen Wanderbewegungen ins Ostdelta setzen sich bis in die Eisenzeit (circa 900 v. Chr.) fort. Die älteste Erwähnung Israels in einem außerbiblischen Text finden wir auf einer Stele, die einen Feldzug des Pharaos Merenptah, Sohn Ramses des Zweiten, 1300 v.Chr. in Kanaan beschreibt. Im Zuge dieser militärischen Aktion wird ein Volk namens Israel vernichtend geschlagen. Dieses ist einerseits der erste Hinweis, dass es in jener Zeit bereits eine als Israel bekannte Gruppe in Kanaan gab. Bedeutend genug, um den Sieg über Israel in Stein zu meißeln.

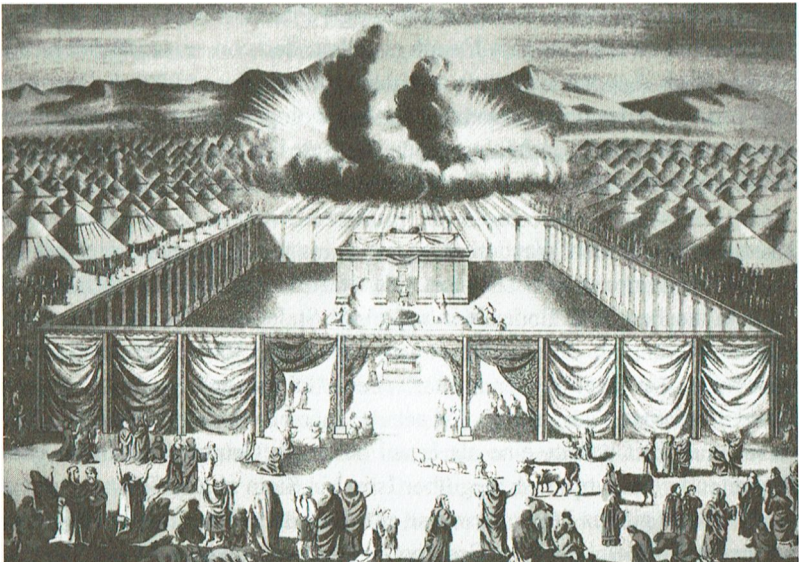
Andererseits gibt es keine Hinweise auf die frühen Israeliten in Ägypten, weder in Tempeln noch in Grabinschriften und auch nicht auf Papyri. »Israel ist einfach nicht existent - nicht einmal als versklavte Nation.« Mit diesen Argumenten schließen unsere beiden Wissenschaftler den Exodus, den Auszug der Israeliten aus ägyptischer Gefangenschaft unter Moses'

Führung, kategorisch aus. Zudem: Im 13. Jahrhundert v. Chr. stand Ägypten auf dem Gipfel seiner Machtentfaltung und hatte Kanaan zu einer seiner Provinzen gemacht. Eine Okkupation der Israeliten dieses Landes gegen die Militärpräsenz einer Großmacht wäre deshalb absurd gewesen und habe mit Sicherheit nicht stattgefunden.

Außerirdisches Equipment

Doch schauen wir uns die Situation etwas genauer an. Wie ich bereits erwähnt habe, gab es seit Jahrtausenden eine Bevölkerungsfuktuation zwischen Kanaan und dem östlichen Nildelta. Oft war der Aufenthalt jener Menschen nur temporär, und unter geänderten Voraussetzungen fanden auch Rückwanderungen statt. Realistisch wäre durchaus der Auszug einer namenlosen, unbedeutenden Gruppe zusammengewürfelter Menschen von einigen hundert bis tausend. Dies ist heute auch die Ansicht zahlreicher Wissenschaftler.

Interessanterweise vertraten bereits die Ingenieure, Natur- und Sprachwissenschaftler George Sassoon und Rodney Dale 1979 in ihrem Buch *Die*



Der Exodus der Israeliten: Stiftszelt und Bundeslade, eine Feuer-Wolkensäule weist dem neuen Glauben den Weg. Fantastische Erzählung oder reales Geschehnis?

Manna-Maschine [3] ebenso wie die Gebrüder Fiebag 1983 in ihrem Buch *Die Entdeckung des Heiligen Grals* (4) die These, dass es eine relativ kleine Gruppe von Auswanderern gewesen sein muss, die Ägypten Richtung Israel verließ. Sie waren zu dieser Überlegung aufgrund der Rekonstruktion einer eigentümlichen Maschine gelangt, deren Beschreibung jahrtausendlang von Juden im Geheimen weitergereicht wurde, bevor sie Schriftgelehrte ab dem 12. Jahrhundert in der *Kabbala* verschriftlichten. Diese Apparatur, genannt »Der Alte der Tage«, versorgte demnach die Israeliten auf ihrer 40-jährigen Wanderung durch die Wüste mit Nahrung, die sie als Manna bezeichneten.

Aus der beschriebenen Größe der Manna-Maschine gelangen Sassoon und Dale zu einer wahrscheinlichen Kapazitätsmenge, mit der sie die Menschen täglich zu ernähren hatte. Und hieraus leiteten sie logisch ab, dass nicht - wie in der *Bibel* behauptet - ein ganzes Volk aus Ägypten flüchtete, sondern eine kleine Gruppe. Menschen, unzufrieden mit ihrem Schicksal, scharten sich um einen Führer und wagten die Rückwanderung durch die Wüste in ihre angestammte Heimat Kanaan. Diese Gruppe wäre wohl einfach zu unbedeutend gewesen, um von der ägyptischen Geschichtsschreibung erwähnt zu werden.

Iis ist bezeichnend, wie hier die Lehrmeinung von Neil A. Silberman und Israel Finkelstein zu schwächein beginnt. Sie sind einfach nicht in der Lage, alternative Interpretationsansätze zu entwickeln. - Versuchen wir es doch einmal mit der Paläo-SETI-Hypothese!

Auf ihrer Wüstenwanderung kommt diese Gruppe, wie ausführlich in der *Bibel* beschrieben, am Berg Sinai in Kontakt mit einer außerirdischen Macht, nennen wir sie Jahwe, Gott oder schlicht die Außerirdischen. Wie weltweit in alten Schriften dokumentiert, erscheinen diese nur wenigen Auserwählten. Mit erzieherischen Maßnahmen, in diesem Fall den berühmten Zehn Geboten, geschrieben von ihrer Hand auf die beiden Gesetzestafeln, beabsichtigen sie, eine größere Gruppe zu beeinflussen: ethisch, moralisch, sozial, religiös. Damit nicht genug: Durch den Bau der Bundeslade und der Stiftshütte und die damit verbundenen physikalischen Phänomene erzielen sie einen prägenden Einfluss auf diese Volksgruppe, die man als die Keimzelle der späteren jüdischen Religion bezeichnen kann.

Ausgestattet mit diesem einzigartigen Equipment außerirdischer Technologie setzen sie als Gruppe gefestigt ihre jahrzehntelange Wanderung durch die Wüste fort - wobei die Manna-Maschine nicht unerwähnt bleiben darf. Endlich, nach Jahren der Wanderung, erreichten sie ihr Ziel. Was

sich zwischenzeitlich ereignet hat, bleibt Spekulation. Fest steht jedoch, dass jene von den Außerirdischen erwählte Gruppe bereits Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr. in Kanaan beheimatet ist und einen Namen trägt – nämlich Israel.

Die unterschiedlichen Übersetzungen beinhalten letztlich einen klaren monotheistischen Anspruch, der durch tief greifende Ereignisse geprägt wurde.

Israel kann übersetzt werden als:

- Gottes Streiter,
- Gott streitet für uns,
- Gott möge für uns streiten,
- Gott herrscht oder
- Gott möge herrschen.

Gott sei Dank hat es die in der *Bibel* beschriebene bluttriefende Landnahme Kanaans im Stile eines göttlich inszenierten Gewaltaktes wohl nie gegeben. Völlig korrekt kann vermutlich diese Darstellung als religiöses Konstrukt einer theologischen Reformbewegung aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. bezeichnet werden.

Ägyptische Texte aus der Spätbronzezeit (1550 bis 1150 v.Chr.) zeigen indes das wahre Bild, das sich den Rückwanderern in Kanaan bot. Die Region stand unter ägyptischer Verwaltung und war eine Ansammlung von Stadtstaaten in den küstennahen Gebieten. Das sich östlich daran anschließende Bergland zwischen der Jesreel-Ebene im Norden und der Bucht von Beerscheba im Süden gestaltet sich denkbar unterschiedlich. Israel im Norden zeigt topografisch wesentlich günstigere Bedingungen als das südlich gelegene Juda. Diese Region, abgeschnitten durch klimatische und topografische Schranken, war wesentlich ärmer und dünner besiedelt. Unsere Ankömmlinge scheinen sich über die gesamte Region verteilt und sich als saisonale Nomaden und Bauern in die schon bestehende Siedlungsstruktur integriert zu haben.

Neue Glaubens- und Kulturkonzeption

Die *Bibel* zeigt auf, dass es nicht einen gemeinsamen Staat der Israeliten gab, sondern zwei kleinere benachbarte Staatsgebilde: Israel und Juda. Beide besaßen allerdings viele kulturelle Gemeinsamkeiten. Und beide verehrten Jahwe. Doch nicht als alleinigen Gott, sondern neben anderen Göttern. Daraus ist klar ersichtlich, wie zahlenmäßig gering jene zugewan-

derte Gruppe aus Ägypten gewesen sein muss, denn eine einheitliche Leitkultur und -religion konnten sie nicht durchsetzen. Nur durch Integration in die bestehenden polytheistischen Strukturen konnten ihre Kultur, ihre Gebräuche und Sitten, ihre Religion überleben. Dieses war ein Akt der friedlichen Infiltration. Normalerweise wird eine zugewanderte Minorität von der etablierten Majorität assimiliert. Doch in diesem Fall etablierte sich tatsächlich eine neu hinzugekommene Minorität und entwickelte ihre Sitten und Gebräuche in kurzer Zeit zu einer eigenständigen Leitkultur. Denn anders lässt sich nicht erklären, wieso Jahrhunderte später »plötzlich« tatsächlich in Israel eine voll ausgeprägte, weitgehend einheitliche Kultur und Religion existieren sollte. Israel mit seinen dann historisch dokumentierten Königen kann ja nicht einfach von heute auf morgen, mir nichts, dir nichts, vorhanden sein.

Unter den Königen David und Salomo erfuhr die Glaubens- und Kulturkonzeption der eingewanderten Gruppe eine Vormachtstellung, einen ersten Höhepunkt. Nachkommen des Hauses David werden auf einer Stele aus dem Jahr 835 v. Chr. ausdrücklich erwähnt. Hasael, König von Damaskus, ließ auf einem schwarzen Basaltstein die Niederlage seiner Feinde notieren: »[Ich tötete Jo]ram, den Sohn von [Ahab], König von Israel, und [ich] löte [Ahaslja, den Sohn von [Joram König] aus dem Hause Davids. Und ich machte [ihre Städte zu Ruinen und] gab ihr Land der [Verwüstung anheim].« Damit stellt sich nicht mehr die Frage nach der bloßen Existenz Davids und Salomons. Von eminenter Bedeutung ist jedoch ihre Zuordnung in die Realität der archäologischen Funde.

Zwischen circa 1005 und 970 v. Chr., der Regierungszeit Davids, gibt es keine Belege für seine Feldzüge und sein Reich. In den küstennahen Tälern bestanden nach derzeitiger Forschungslage weiterhin die kanaani-schen Stadtstaaten und im Bergland die zerstreute Besiedlung nach eisenzeitlichem Schema. Die anschließende Regierungszeit von Salomo bis 931 v. Chr. ergibt derzeit keinerlei archäologische Anzeichen einer monumentalen Architektur, weder für Jerusalem noch für andere Städte im Bergland.

Von den geschätzten 45 000 Bewohnern dieser Region lebten nur etwa 5000 im Südreich Juda, verstreut über Jerusalem, Hebron und etwa 20 kleine Dörfer. Dieses armselige Gebiet repräsentiert das wahre Reich von David und Salomo, dies jedenfalls schlussfolgern Archäologen aus der derzeitigen Fundlage.

Zweifellos aber haben Könige wie David und Salomo in einer solch kleinen isolierten Gesellschaft als herausragende Stammesoberhäupter

existiert, und die im Laufe der Jahrhunderte um sie entstandenen Sagen und Geschichten hatten Bestand und haben es auch Jahrtausende später noch: im 21. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. Aus diesen Fakten resultieren eklatante Konsequenzen!

Wer war dann der Erbauer des ersten prachtvollen Tempels, der zu Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. von den Babyloniern zerstört wurde? N. Silberman und I. Finkelstein erwägen höchstens die Errichtung eines schlichten Heiligtums zu Zeiten Salomos von der Art, wie es im Alten Orient viele gab. Vermutlich entstand die architektonisch endgültige Form, in der *Bibel* kaschiert als Renovierungsmaßnahme, unter König Joas (circa 836 bis 798 v. Chr.). Mit diesem Täuschungsmanöver wurde das Image von Salomo als Erbauer des ersten Tempels gewahrt - eine durchaus akzeptable und nachvollziehbare Chronologie.

Allerdings sei vor geistigen Kurzschlüssen wie vor jenem des Kieler Archäologen Ulrich Hübner gewarnt, der behauptet: »Wir werden aber ohnehin nichts finden, die David und Salomo zugeschriebenen Großbauten gab es nicht.« [5] Dies ist eine zutiefst ignorante und arrogante Sichtweise, die der Archäologie mehr als einmal äußerst geschadet hat. [6] Beispiel: Troja; Beispiel: frühe Besiedlung Amerikas; Beispiel: komplexer Städtebau am Rio Xingu (Amazonasgebiet); Beispiel: Homo antecessor auf der Iberischen Halbinsel etc. Zudem sind die Areale in Jerusalem, die für Palast- und Tempelbauten infrage kommen, heute mit zwei Moscheen überbaut, und in der jetzigen politischen Situation wäre eine Ausgrabung reinster Selbstmord.

Man kann aber akzeptieren, dass sich das Königtum unter den beiden Herrschern schließlich erst allmählich entwickelt habe, wengleich andere Archäologen darauf verweisen, dass »Überreste aus salomonischer Zeit in Jerusalem fehlen, weil sie während der umfassenden herodianischen Bautätigkeit auf dem Tempelberg in der frühen römischen Zeit völlig vernichtet wurden« 111.

Wo bleibt der Exodus?

So oder so: Silberman und Finkelstein bleiben uns trotzdem in der zentralen Frage die alles entscheidende Antwort schuldig. Wie kam es zum Bau dieses Tempels als Haus für ein gemäß ihrer Theorie nicht vorhandenes Heiligtum: die Bundeslade? Dazu gibt es ihrerseits nicht den geringsten Ansatz einer plausiblen Erklärung. Denn: ohne Exodus kein Mose, keine

Gesetzestafeln, keine Bundeslade, Stiftshütte und Manna-Maschine, kein Tempel, der - man kann es drehen und wenden, wie man will - spätestens linde des 9. Jahrhunderts v. Chr. real vorhanden war, wie groß oder klein er auch gewesen sein mag. Und wer, um Himmels Willen, hat diesen Jahwe erfunden! Hier brillieren beide in Ignoranz und Schweigen! Ihre Theorie scheint an der schier unüberwindbaren Hürde eines Missing Links als Interpretationshilfe zu scheitern.

Nehmen wir zur »geistigen Entschlackung« die Paläo-SETI-Hypothese zu Hilfe. Auf einmal wird eine schlüssige Beweisführung sichtbar: Unsere kleine Rückwanderergruppe hat am Berg Sinai Kontakt mit einer außerirdischen Macht. Sie erhält dort ein einzigartiges technologisches Equipment, das nur wenige Auserwählte zu bedienen und zu warten verstehen. Unter Führung der von ihnen als Jahwe verehrten Außerirdischen verbringen sie viele Jahre in der Wüste und werden durch ständigen Kontakt zu »Jahwe« zunehmend monotheistisch geprägt. Schließlich siedeln sie im Bergland von Kanaan und dominieren dort nach kurzer Zeit über die etablierte Bevölkerung. Es liegt auf der Hand, dass ihre technologischen »Mitbringsel« aus der Wüste beim Erringen dieser Vormachtstellung eine entscheidende Rolle gespielt haben.

Mit ihrer Hilfe gelangten vermutlich auch die eisenzeitlichen Stammesoberen David und Salomo zu ihrem legendären Ruhm. Denn nachweislich existierten, belegt durch die Inschrift des syrischen Königs Hasael, nur knapp ein Jahrhundert nach Salomo zwei israelitische Königreiche, davon eines angeführt von einem gewissen König Joram, einem direkten Abkömmling König Davids. Mit dem ausdrücklichen Hinweis auf das Herrscherhaus David wird zugleich belegt, dass selbst in benachbarten Königreichen der Ruhm dieses Herrschers, dessen Nachkommen man nun besiegt hat, bekannt war und »dass sich spätere Könige auf einen Dynastiegründer David berufen haben«, so Jens Kamiah, Professor für Biblische Archäologie an der Universität Tübingen. [5]

Etwa anderthalb Jahrhunderte später: Von einer theologischen Reformbewegung der »Jahwe-allein-Fraktion« im 7. vorchristlichen Jahrhundert wird ein geschickt zusammengestelltes theologisches Schriftwerk verfasst, das zu einem Teil auf einer viel älteren mündlichen Textweitergabe basiert. Denn auch hier gilt: Eine komplexe religiös-soziokulturelle Vorstellung und Lebensweise einschließlich eines kulturellen Gedächtnisses eines Volkes, einschließlich geografisch verorteter Gedenkstätten, lässt sich nicht auf Knopfdruck verordnen. Sie muss lange gewachsen sein, hatte bereits Traditionen ausgebildet und ein künstlerisches, zum Beispiel mu-

sikalisches, und symbolisches Programm entwickelt, das die Menschen, die Gläubigen, kannten und lebten. Nun, im 7. Jahrhundert v. Chr., wird es aber (erstmalig?) als *Thora* und als die deuteronomische Geschichtsschreibung schriftlich zusammengefasst, wird vermutlich in manipulativ-propagandistischer Absicht verändert und ergänzt. Durch die Verschriftlichung erfolgt zugleich eine Zementierung der religiösen, politischen und historischen Sichtweise. Der Erfolg ist grandios, wie man daran erkennen kann, dass diese Schriften bis heute Bestand haben und zum Menschheits-Bestseller schlechthin wurden.

Ziel jener Autoren war es vermutlich, unter Auslassung der Authentizität realer historischer Geschehnisse, dem Monotheismus Jahwes zu einer uneingeschränkten Dominanz und Verehrung zu verhelfen. Durch diesen Schachzug erlangten jene Außerirdische einen praktisch unvergänglichen Status im kulturgeschichtlichen Gedächtnis der Menschheit. Sie repräsentieren den Kern dreier Weltreligionen: der jüdischen, der christlichen und der des Islams. Erst mithilfe der Paläo-SETI-Hypothese wird die Gesamtheit des Phänomens transparent, schlüssig und erklärbar.

Die Legende der Königin von Saba, ihres Sohnes Menelik und der Bundeslade. Forscher entdecken den Palast der Königin von Saba

VON HORST UND ANKE DUNKEL

Unzählige Legenden ranken sich um die Königin von Saba, ihren Sohn Menelik und die Bundeslade, jenen heiligen Behälter, den der biblische Prophet Moses einst am Berg Sinai auf Anweisung seines Gottes zur Aufnahme der Tafeln mit den Zehn Geboten erbaute.

Ob die Königin von Saba eine historische Person zum Vorbild hatte, ist bis heute ungeklärt. Außer im Alten Testament, der frühesten schriftlichen Erwähnung, finden sich literarische Spuren der Königin auch im *Koran*. Ihre größte Bedeutung erlangte die alte Legende jedoch in Äthiopien, niedergeschrieben im *Kebra Nagast*, dem äthiopischen Nationalepos. Nach dieser Überlieferung handelt es sich um eine Äthiopierin aus Axum, die im 10. Jahrhundert v.Chr. eine Reise zum Hofe König Salomos in Jerusalem unternommen haben soll.

Archäologischer Sensationsfund

Kritischen Historikern erschien dieser Anspruch bislang eher dubios. Axum, so die gängige Meinung, sei im zweiten, frühestens im dritten Jahrhundert vor Christus gegründet worden. Die dortigen antiken Ruinen und Stelen wären nach dem bisherigen Ergebnis wissenschaftlicher Untersuchungen nicht alt genug, um als Beweis einer einstigen Metropole des Reiches einer Königin von Saba gelten zu können. Überhaupt habe zur Zeit Salomos nach dem heutigen wissenschaftlichen Kenntnisstand - kein Staatsgebilde existiert, das in der Lage gewesen wäre, eine solch schillernde Persönlichkeit hervorzubringen. Weder schriftliche Berichte noch sonstige Zeugnisse aus jener frühen Zeit, die auf eine Königin von Saba hindeu-

ten, seien bekannt. Es fehle an jeglichem historischen Beweis ihrer tatsächlichen Existenz.

Ist die Legende, die das *Kebra Nagast* überliefert hat, daher nur eine fantasievoll ausgemalte Geschichte, erdacht zur Verherrlichung des äthiopischen Königshauses - oder doch weit mehr als nur ein Märchen?

Im Jahr 2008 sorgten Archäologen um den Hamburger Professor Helmut Ziegert für aufsehenerregende Schlagzeilen, denn sie ließen in einem Statement der Universität mitteilen, den mythischen Palast der Königin von Saba in Äthiopien gefunden zu haben. Seit eh und je behaupten die Einheimischen, die in Axum befindliche antike Bauruine sei die Residenz der Königin gewesen. Auf einer Reise durch das ehemalige christliche Königreich erhielten wir selbst mehrfach diese Auskunft, wenn wir nach den Ruinen und der Residenz der Königin von Saba fragten. Und genau an dieser Stelle, unter einem später errichteten Bauwerk eines christlichen Königs, wurde Prof. H. Ziegert fündig.

Blicken wir zurück auf das Frühjahr 2008. Zwei Wochen lang arbeiteten sich der Hamburger Archäologe und sein siebenköpfiges Team bei 30 Grad Celsius im Schatten millimeterweise durch die historischen Schichtungen, ausgerüstet nur mit Spachtel und Pinzette. »Spaten benutze ich nie«, so der Professor, der zu den erfolgreichsten Archäologen weltweit gehört. Und solche Vorsicht war dringend geboten. Als er mit akribischer Sorgfalt in dem einen Meter breiten, zwei Meter langen und 1,5 Meter tiefen Graben hockte und Erde zur Seite kratzte, stieß er tatsächlich auf die Überreste zweier antiker Königspaläste aus dem 10. Jahrhundert v.Chr., die 3000 Jahre lang verborgen waren. In einem von ihnen »fanden wir unter anderem menschliche Knochen und ein Schafsoffer, das aus jüdischer Zeit stammt. Durch verschiedene Details, die Datierung und die Orientierung bin ich sicher, dass es der Palast ist«, kommentiert Ziegert [1] seine sensationelle Entdeckung.

Der Beginn der Ziegertschen Arbeit reicht bis in das Jahr 1994 zurück, als sich der deutsche Forscher für eine Woche in Axum aufhielt und immer wieder von der legendären Königin, der Bundeslade und den biblischen Gesetzestafeln hörte. Fünf Jahre später hatte er ein Forschungsprojekt konzipiert: »Wir wollten die Wurzeln des äthiopischen Staates erforschen, den Beginn der Äthiopisch-Orthodoxen Kirche herausfinden, ergründen, wieso das Judentum hier verbreitet war.« [11 Eine Bestandsaufnahme vor Ort ergab, dass »von dem, was dort ausgegraben worden war, nichts zu gebrauchen war«.

Feldforschung war angesagt. Zusammen mit einem Übersetzer, der Tigrinya

sprach, die Sprache des alten Äthiopiens, sammelte er alle mündlichen Mythen, Legenden und Erzählungen. Und er verschaffte sich ein detailliertes Wissen über die vorhandene Literatur, bevor er begann, sich in die Erde zu graben, um dort nach Indizien und Fakten zu suchen. Nach achtjähriger Forschungsarbeit, es war mittlerweile das Jahr 2007 angebrochen, hatte er zwar eine ganze Reihe seiner Fragen beantworten können, doch blieben zwei weiterhin ungelöst: »Wie kam das Judentum nach Äthiopien?« und: »Wo lag der legendäre Palast der Königin von Saba?«

Einige Monate später hielt sich Ziegert wieder in Deutschland auf. Nach einem Vortrag sprach ihn ein Mann aus Hamburg an, ein Unternehmer, wie sich herausstellte. Prof. Ziegert erinnert sich gerne an dieses Gespräch, denn »er fragte nur, wie viel Geld die Suche nach dem Tempel und der

Bundeslade kosten würde«. Und kurz darauf hielt Prof. Ziegert 15 000 Euro in den Händen, die ihm sein neuer Mäzen, dessen Name nicht genannt werden soll, übergab.

Sothis-Kult und Bundeslade

Zuversichtlich ging der Archäologe Ende Dezember ans Werk: »Es war eigentlich ziemlich klar, dass er unter dem christlichen Palast liegen musste. Denn außerhalb des Palastes und an den Ecken hatten wir schon gegraben.« Wovon viele andere Expeditionen nur träumen können: Ziegert erhielt ohne Probleme in Addis Abeba die Grabungspapiere. Seine guten Kontakte - unter anderem zum Patriarchen der Äthiopisch-Orthodoxen Kirche - zahlten sich aus.

»Schon mit der ersten Grabung löste sich das Rätsel«, erzählt Helmut Ziegert. [2] Ein verschütteter Gebäudekomplex wurde sichtbar. »Zählt man alle Fakten zusammen, muss es sich um den Palast der Königin handeln.« Dieser Bau stand allerdings nur wenige Jahre. »Die Untersuchung hat gezeigt, dass dieser erste Palast der Königin von Saba nach kurzer Zeit abgetragen |...| wurde.« Unmittelbar darauf wurde ein zweiter Palast erbaut, diesmal aber in neuer Ausrichtung. Nach Erkenntnissen der Archäologen steht er um 18° gedreht zur Ost-West-Achse und wäre damit genau auf die Position ausgerichtet, an der der Stern Sirius damals zum ersten Mal eines jeden Jahres am äthiopischen Nachthimmel auftauchte, wie Astronomen der Universität ermittelten. »Die nun vorliegenden Ergebnisse weisen darauf hin«, schlussfolgert der deutsche Professor, »dass mit der Bundeslade und dem Judentum ein bis nach 600 n. Chr. praktizierter Sothis-Kult (Sirius-Kult, Anm. d. V.) nach Äthiopien kam.« [2] Für seine



A.A. S.-Forscher
*Horst Dunkel in einem
 Falasha-Dorf (Äthiopien)
 auf der Suche nach der
 Bundeslade. Der David-
 stern verweist auf eine
 3000-jährige Tradition.
 (Foto: Dunkel)*

These führt er neben der Orientierung der Kultbauten das Siriuszeichen und aufgefundene Reste von Rinderopfern an.

Die Forscher um Ziegert glauben, dass sie den Tempel des Menelik, des ersten jüdischen Kaisers auf äthiopischem Boden, gefunden haben. Mitten in der Palastanlage stand ein steinerner Altar mit zwei Basaltsäulen. »Und auf dem bewahrten sie die Bundeslade auf«, meint Ziegert. »Wir sind uns inzwischen auch sicher, dass die Bundeslade hier über längere Zeit aufbewahrt wurde«, denn die Forscher entdeckten mehr als 15 Gefäße - allesamt Opfergaben, die sich nicht weiter als 3,5 Meter vom Altar entfernt befanden. Dies sehen die Forscher als Zeichen dafür, dass die besondere Bedeutung des Altars über Jahrhunderte hinweg überliefert worden ist. Das letzte Opfer stammt aus dem Jahr 325 n.Chr. Daher zieht der Professor den Schluss: Hier soll die Bundeslade gestanden haben, die Salomo seinem Sohn aus dem Tempel von Jerusalem mit nach Axum gegeben hat. »Sie ist weder gestohlen worden, noch liegt sie in den Kellern des Vatikans. Auch

wenn ich sie noch nicht gesehen habe, kenne ich doch den Priester, der die Kopien der Bundeslade anfertigt, die in jede neue christliche Kirche gebracht werden.« [3]

Prof. Ziegert bezieht sich dabei auf den Wächter der Bundeslade, Abba Tekulu, den auch wir bei unserer Forschungsreise durch Äthiopien trafen. [4] Im Schatten vor der kleinen Kapelle, die sich unweit der Kathedrale von Axum befindet und in der sich nach Überzeugung der äthiopischen Christen die Heilige Lade befindet, sitzt ein auserwählter Mönch, jahrein, jahraus, sein ganzes Leben. Nur er darf vor die Lade treten. Er könnte Auskunft geben über Art und Beschaffenheit des sakralen Gegenstandes. 2009 überraschte der äthiopisch-orthodoxe Patriarch Abune Paulos anlässlich eines religiösen Treffens am 19. Juni 2009 in Rom mit einer Sensation: »Ich bin hier, um zu sagen, was ich selbst gesehen habe, was ich weiß und was ich bezeugen kann. Ja, die Bundeslade befindet sich bei uns in Axum! Ich habe die Bundeslade gesehen! [...]« Das höchste Heiligtum der Israeliten sei noch immer perfekt erhalten, ebenso wie die Gesetzestafeln des Mose. Zudem »sei die Bundeslade keinem Alterungsprozess unterworfen [...] und nicht von Menschenhand gemacht«. Laut dem »äthiopischen Papst« entspreche die Lade »genau den Angaben der *Bibel*«. Abune Paulos kündigte zudem an, die Lade eines Tages in einem Museum in Axum der Öffentlichkeit zugänglich machen zu wollen. 2012 verstarb das Oberhaupt der Äthiopisch-Orthodoxen Tewahedo-Kirche, ohne sein Versprechen eingelöst zu haben. Ob sein Nachfolger, Seine Heiligkeit Abune Mathias, Erzbischof von Axum, sich an das Versprechen seines Vorgängers zu halten gedenkt, weiß niemand.

Was wir aber wissen: Es ist sehr wahrscheinlich, dass, zumindest bis in Axum der erste wirkliche Tempel errichtet wurde, die Lade - oder ein bereits in Jerusalem geschickt angefertigtes Duplikat - im königlichen Palast deponiert und verehrt wurde. Im Jahr 1535 vor den anrückenden Moslems auf einer der Inseln im Tana-See versteckt, holte sie Kaiser Fasilidas 100 Jahre später zurück nach Axum, wo er neben den Ruinen der im 4. Jahrhundert für den Schrein entstandenen Marienkirche den Bau einer neuen Kirche veranlasste. Hier fand die Lade für die folgenden 300 Jahre ihren Platz im Allerheiligsten, bis Kaiser Haile Selassie, der sich darauf berief, der 225. direkte Nachfolger Meneliks zu sein, sie 1965 in die benachbarte kleine Kapelle überführte. [5] 2013/14 wurde möglicherweise die Lade vorübergehend in ein kleines, eigens errichtetes Häuschen umgelagert, weil an der Kapelle Reparaturarbeiten am Dach vorzunehmen waren. Ob Satellitenfotos den Vorgang den Geheimdiensten der USA und Israels übermittelt haben?

Die Paläo-SETI-Spur

Es gibt eine unüberschaubare Vielzahl an Fassungen des *Kebra Nagast*, des äthiopischen Nationalepos, dem wir es wesentlich verdanken, dass die Geschichte des Königreiches Saba bis in unsere Zeit übermittelt wurde und neugierige Abenteurer und Wissenschaftler auf den verschollenen Palast der Königin in Axum aufmerksam machte. Welche Quelle wir auch heranziehen, durch alle Erzählungen zieht sich ein gemeinsamer roter Faden. Der Ur-Mythos erzählt, dass die »Königin des Südens« vom Ruf König Salomos hörte und seine Weisheit auf die Probe stellen wollte. Durch eine List gelang es Salomo, sie zu verführen. Tatsächlich gebar die Königin von Saba nach Rückkehr in ihre Heimat einen Sohn: Baisah-Lekhem, der sich später Menelik I. nannte. Als er erwachsen wurde, reiste er zu seinem Vater und stahl die Bundeslade mit den Gesetzestafeln aus dem Tempel von Jerusalem. Mit einem »Flugwagen«, den ihm sein Vater zuvor geschenkt hatte, machte er sich vor den nacheilenden Truppen aus dem Staub. Das *Kebra Nagast* [6] schreibt dazu:

»Es war niemand, der ihren Wagenpark gezogen hätte, sondern er (Erzengel Michael) selbst zog den Wagen, in dem sich von der Erde eine Elle hoch erhoben sowohl Menschen als auch Pferde, Maultiere und Kamele [...], alles eilte auf dem Wagen dahin wie ein Schiff auf dem Meere, wenn es der Wind hebt [...], so eilten sie auf dem Wagen dahin, ohne nach vorn oder nach hinten, nach rechts oder nach links zu schwanken.«

Und weiter heißt es:

»Und als die Kinder der Würdenträger Israels sahen, dass sie an einem Tage eine Strecke von 13 Tagen zurückgelegt hatten, ohne müde zu sein, zu hungern oder zu dürsten, weder die Menschen noch die Tiere, und dass alle so waren, als hätten sie sich gesättigt und gelabt, da erkannten und glaubten diese Truppen, dass dies vom Herrn sei.«

Und einige Kapitel später:

»Die Bewohner der Städte und Burgen sind Zeugen dafür, dass, als jene das Land Ägypten betraten, unsere Götter und die Götter des Königs umfielen und zerbrachen, und ebenso wurden die Obeliskten der Götzen zerstört.«

Von diesem unbekanntem Fluggerät wissen weder die *Bibel* noch der *Koran* zu berichten, doch die Beschreibung im *Kebra Nagast* ist äußerst

anschaulich. Der Flugwagen war schnell und nicht zu stoppen und konnte sogar die Obelisken Ägyptens zum Einsturz bringen. Er soll, so heißt es, vom »göttlichen Boten Michael gezogen worden sein«. Zunächst nahmen Menelik und seine Gefährten Kurs auf Ägypten, um dann über das Rote Meer zu fliegen, bis sie die Heimat nahen sahen. Von da an zogen sie über Land in Richtung Axum, um schließlich die Stadt der Königin zu erreichen, wo sich die Bundeslade seither befinden soll. Ausführlich haben A. Eenboom, P. Belting und R. Fiebag [7] in ihrem Buch *Flugzeuge der Pharaonen* diese Berichte untersucht, haben Flugcharakteristik, Geschwindigkeit, Flughöhe, Antrieb, Materialhinweise, Flugroute und Zwischenstopps erarbeitet und mit modernen Flugkonstruktionen verglichen. Ihr Ergebnis bezüglich der »Wagen des Windes«: »Alle Eigenschaften, die von dem Fluggerät Salomos berichtet werden, passen bestens zu einem Luftschiff moderner Zeit.« Über weitere spannende Recherchen berichtet J)r. Eenboom in dieser Anthologie.

An Bord eines solchen Fluggerätes soll sich der abessinischen Literatur zufolge also die Bundeslade befunden haben. Ihr werden bis heute todbringende Kräfte nachgesagt. Schon die Israeliten des Alten Testaments zogen mit der Lade ihres Gottes siegessicher in den Kampf, wengleich nicht immer siegreich. 1896 führte Kaiser Menelik II. von Äthiopien seine Armee bei Adua, nur wenige Kilometer von Axum entfernt, gegen die überlegenen italienischen Invasionstruppen. Überraschenderweise siegten die schlecht ausgerüsteten Äthiopier. Nicht wenige Äthiopier vermuten, dabei habe die Bundeslade eine entscheidende Rolle gespielt, da Menelik II. sie im Kampf mit sich getragen habe. Ist die Lade heute noch so mächtig wie einst?*

Unverkennbar wird das äthiopische Christentum bis auf den heutigen Tag von jüdischen Traditionen bestimmt, die so alt sind wie der jüdische Glaube selbst. Sind die Äthiopier zur Zeit König Salomos in den Besitz des Gegenstandes gelangt, der ihre Religion noch immer so beherrschend beeinflusst, vielleicht so, wie es das *Kebra Nagast* beschreibt? Ob die Überlieferung tatsächlich die Wahrheit über einen Zeitraum von 3000 Jahren bewahren konnte?

Die gemachten Funde der vergangenen Jahre scheinen in genialer Weise exakt dies zu bestätigen. Denn keinem anderen Forschungsteam glückte bislang, was Prof. Ziegert 2008 gelang: Palastruinen der Königin von Saba

¹ Trotz intensiver Recherche gelang es bisher nicht, einen Originalbericht dieser Schlacht einsehen zu können.



Uralte Rituale, wie sie bereits in der Bibel beschrieben werden, prägen bis heute die Juden und Christen Äthiopiens. (Foto: Dunkel)

und eines Altares für die Bundeslade mit Opfergaben an genau der Stelle zu finden, an der die Überlieferung es beschreibt. [8] Und noch nie zuvor gelang es, gleichzeitig eine Datierung vornehmen zu können, die exakt ins 10. vorchristliche Jahrhundert reicht, in dem Salomo und die Königin gelebt haben sollen. »Im Jahr 325 nach Christus wurde auf den Grundmauern eines alten Palastes ein neuer christlicher Bau errichtet, dessen Ruine bis heute sichtbar ist«, sagt Ziegert. In jenem Jahr war ein in der Nähe liegender Vulkan ausgebrochen, dessen Asche sich als dunkle Schicht im gelbsandigen Erdreich am Sockel des Baus feststellen ließ. Alles, was darunter lag, musste also älter sein. Prof. Ziegert ist überzeugt, dass es sich dabei um den Palast der Königin beziehungsweise ihres Sohnes Menelik handelt: »Ich kann beweisen, dass die Königin in Äthiopien gelebt hat.« [9] Ob die Frage nach der tatsächlichen Existenz der Königin von Saba je mit Gewissheit geklärt werden kann, wissen wir nicht, aber die Chancen sind größer geworden und damit auch die Chance, mehr über die geheimnisvolle Bundeslade und das seltsame Fluggerät König Salomos zu erfahren.

Forscherneid. Erzählungen, Schriften, Fakten

VON STD DIPL.-HDL. PETER FIEBAG

»Eine >offizielle< Meinung eines Wissenschaftlers gibt es nicht, hieraus spricht ein Autoritätsanspruch ohne Basis und ohne Argumente, und nur diese zählen.«

Prof. Helmut Ziegert, Hamburg 2008

Die Entdeckung von Palastruinen in Äthiopien durch ein Archäologenteam um den Hamburger Professor Helmut Ziegert sorgte im Frühjahr 2008 zu Recht weltweit für Aufsehen. Erstmals könnte ein greifbarer Hinweis, vielleicht sogar ein Beweis für die Existenz der sagenumwobenen Königin von Saba aufgefunden worden sein. Und dies bringt mit fast schon vorhersehbarem Mechanismus Kritiker auf den Plan, die reflexartig auf diese Veröffentlichung reagieren: Neider, Besserwisser und Rivalen.

Sarkasmus contra Forschung

Kaum wurde nämlich die Nachricht vom Auffinden der Ruinen in Axum bekannt, meldeten sich unverzüglich andere Historiker, die Zweifel an der Interpretation Ziegerts in die Medien lancierten. Ricardo Eichmann, Berliner Archäologe und Konkurrent bei Ausgrabungen im Jemen, kommentierte sarkastisch: »Die Königin von Saba ist so wirklich wie König Arthur.« Auch Mitarbeiter des Deutschen Archäologischen Instituts waren alles andere als begeistert, denn sie vermuteten den Palast an einem anderen Ort. Aber Ziegert ließ sich nicht einschüchtern: »Das sind Leute, die unsere Ergebnisse überhaupt nicht überprüft haben. Was als Fakten aus Überlieferungen zu erwarten war, stimmt exakt mit unserem Fund überein. Außerdem deckt sich die Fundstelle mit Informationen alter Schriften, die von Mönchen in Axum streng gehütet aufbewahrt werden.« [1]

Ein weiterer Angriff auf Ziegerts Veröffentlichung erfolgte aus der eigenen Universität. Am 21. Mai 2008 ließ Professor Dr. Dr. Siegbert Uhlig, Leiter der Forschungsstelle Äthiopistik in Hamburg, folgende Meldung über das Internet verbreiten: »Hat Helmut Ziegert den Palast der Königin von Saba gefunden?«, lautet die einleitende Frage und Überschrift zugleich. Es folgt der Kommentar:

»Professor Dr. Helmut Ziegert, pensionierter Hamburger Archäologe der Vor- und Frühgeschichte, hat mit seiner These, er habe in der Nähe des nordäthiopischen Aksum den Palast der Königin von Saba aus dem 10. Jh. v. Chr. entdeckt, für eine breite internationale Diskussion gesorgt. Er leistet damit ohne Zweifel einen interessanten Beitrag zur Geschichte Aksums, belastbare Beweise für seine Theorie legt er jedoch nicht vor.

Ziegert hat seine Hypothese nicht mit äthiopistischen Fachkollegen abgestimmt und ist nicht Mitglied der Forschungsstelle Äthiopistik der Universität Hamburg. Die Mitarbeiter und der Leiter der Forschungsstelle halten die veröffentlichte Position für wissenschaftlich nicht belegt.« [2]

Indes blieb Prof. Ziegert auch Jahre später von der Richtigkeit seiner Darstellung überzeugt. Denn der Universalgelehrte hat systematischer als viele seiner Vorgänger die Geschichte Äthiopiens aufgearbeitet. Er hat selbst Ausgrabungen vorgenommen, hat Schriften studiert, und er hat mündliche Überlieferungen in den Ländern Afrikas gesammelt und verglichen. Dabei wendete er eine von ihm entwickelte Methode an, getreu seiner Maxime »Nur wer fragt, gewinnt!« [3], um deren Wahrheitsgehalt verifizieren zu können. Er fragte:

1. Was ist real passiert?
2. Was ist übrig geblieben?
3. Was davon ist erhaltungsfähig?
4. Werden die Befunde nun archäologisch überprüft?

So gelangte der Professor auch auf eine vergessene literarische Spur. In Axum besuchte er ein orthodoxes christliches Kloster, in dessen Räumen Niederschriften uralter mündlicher Überlieferungen aufbewahrt werden. Sie reichen, wie Ziegert [4] feststellte, noch weiter zurück als das *Kebra Nagast*. »Ich verbinde die Überlieferungen mit den archäologischen Funden zu einem einheitlichen Geschichtsbild«, legt er dar. Er überlegte, was in der Vergangenheit an diesem oder jenem Platz gestanden haben könnte, was davon die Jahrtausende überdauert hat. Organische Substanzen, bei-



Der deutsche Prähistoriker
und Äthiopienforscher
Prof. Helmut Zieger
(1934-2013).

spielsweise Nahrungsvorräte oder Opfertiere, wären wohl nach Jahrtausenden kaum noch erhalten. Seine Grundüberlegung: »In den archäologisch-historischen Disziplinen haben wir die Möglichkeit, für vorher definierte Fragen neue Quellen - >Funde und Befunde< - im Survey zu finden und in >Archäologischen Ausgrabungen zu erschließen und auswertbar zu dokumentieren.« [5]

Der Professor vom Archäologischen Institut der Universität Hamburg suchte folgerichtig im Boden nach Mauerresten oder Tongefäßen. Seine Funde verglich er mit der ermittelten Überlieferung. Den entscheidenden Hinweis erhielt er letztlich von Bauern, die in der Umgebung von Axum leben. »Seit Jahrhunderten erzählt man sich in der Gegend von

einem bestimmten Ort, an dem einst der Königspalast gestanden habe«, kommentiert Ziegert. [6] Genau an dieser Stelle grub er und wurde fündig.

Natürlich können historische Funde unterschiedlich gewertet, gewichtet und interpretiert werden. Da bislang keine eindeutige Inschrift oder Ähnliches von Ziegerts Ausgrabungsteam entdeckt wurde, mag Prof. Uhlig zu anderen Schlussfolgerungen über die Ruinen gelangen, aber eine solche Mitteilung klingt doch schon fast wie eine Gegendarstellung. Ich fragte daher Professor Ziegert [7], was er selbst zu der Veröffentlichung seines Kollegen sage.

»Bis 2007 halten wir uns auf das 3. bis 4. Jahrhundert n. Chr. konzentriert, auf die Zeit des Beginns des äthiopischen Staates und der Äthiopisch-Orthodoxen Kirche, mit neuen historischen Ergebnissen, auch als Grundlage für die sehr gute Zusammenarbeit mit dem zuständigen Ministerium und persönlich mit dem äthiopischen Papst Dr. Paulos und den Bischöfen. Diese hatten Ansatz und Arbeitsweise der Archäologie als einer historischen Disziplin diskutiert und erkannt, dass man auf diese Weise zu neuen historischen Kenntnissen kommen kann, im Unterschied zum Graben von Löchern und Spekulieren.« [8]

Und weiter:

».../ Von der Stellungnahme S. Uhlig vom 21.05.08 zu der Pressemitteilung der Universität Hamburg unserer Ergebnisse in Axum->Dungur<

erfuhr ich erst zwei Monate später. Herr Uhlig, >entpflichtet< wie ich (nicht pensioniert), fördert die Äthiopistische Forschung durch Übersetzungen. In diesem Rahmen haben wir zweimal zusammengearbeitet, zusätzlich mit Spezialisten für Ge'ez: die Übersetzung des Ezana-Dreisprachensteins [Axum, site 30; Ausgr. M. Wendowski] und einer sinnigen Inschrift auf einem Gefäß von 23 Beigaben als Geschlossener Fund in einem Grab [Axum->Berik Audi<, site 35; Ausgr. H. Ziegert], Historische Forschungen sind mir von der >Forschungsstelle Äthiopistik< nicht bekannt, oder was hat die >Äthiopistik< in Hamburg an neuen Erkenntnissen gebracht? Das Lexikon der Äthiopistik ist, wie jedes Lexikon, eine geordnete Zusammenstellung schon bekannten Wissens, es ist nützlich, aber kein Forschungsprojekt.« [1]

Abstimmung über die Wahrheit

Diese Frage ist in der Tat berechtigt, wenn man sich »Forschungsstelle« nennt. Und was sagt Professor Ziegert zu dem Vorwurf, seine Hypothese nicht mit äthiopistischen Fachkollegen abgestimmt zu haben?

»... Eine eigenartige Auffassung von Wissenschaft! - Und weiter: >Ziegert did not discuss his hypothesis with any colleague working in the field of Ethiopian studies or African archaeology< [>Ziegert hat seine Hypothese nicht mit anderen Kollegen diskutiert, die im Bereich Äthiopische Forschung oder Afrikanische Archäologie arbeiten.<] - eine unzutreffende Vermutung! Richtig ist, dass ich keine Diskussion mit R. Fattovich geführt habe, dem Freund von S. Uhlig. - Hinweisen möchte ich doch darauf dass ich lange vor S. Uhlig in Saarbrücken und Hamburg, wenn auch in geringerem Umfang, bei E. Hammer-schmidt Äthiopistik studierte und dass ich von 1972 bis 1999 und nach der >Entpflichtung< bis heute an der Universität Hamburg die Archäologie Afrikas< vertrat und vertrete.« \ 1]

Unverständnis zeigt der Hamburger Archäologe auch für eine andere Verhaltensweise der Kollegen aus der Äthiopistik:

»In Axum->Dungur< 2008 waren viele Besucher auf der Ausgrabung, darunter äthiopische, amerikanische und europäische Kollegen der Archäologie und anderer Wissenschaften, und Studenten. - Im Gegensatz dazu haben die Mitglieder der Äthiopistik in Hamburg diese Gelegenheit nie wahrgenommen. Das wäre aber noch nachzuholen:

Entscheidende Befunde und stratigrafische Zusammenhänge wurden zur Anschauung und Überprüfung offengelassen.« [1]

Natürlich weiß auch der Archäologieprofessor, dass andernorts ebenfalls fieberhaft weitergeforcht und -gegraben wird, um die Existenz der Königin von Saba zu beweisen und die Bundeslade wiederzufinden, im jemenitischen Marib beispielsweise. Doch ist er sich recht sicher, dass seine Vorgehensweise die richtige war und ist. Er hatte zunächst mit der gebotenen Systematik für 2008 die Feldforschungskampagne geplant. In ihrem Verlauf hatte er insbesondere zwei Fragestellungen verfolgt:

1. Wie kam das Judentum nach Äthiopien?
2. Wie kam die Bundeslade nach Axum?

Er konstatierte:

»Zu beiden Fragen konnten wichtige neue Erkenntnisse gewonnen werden [...]. Aufgrund fortlaufender Plagiatsversuche in und um Axum vor allem italienischer und britischer >Kollegen< hatten wir uns entschlossen und haben die Möglichkeit, alle neuen Erkenntnisse zuerst im Internet und danach auf Papier zu publizieren. Die Befunddokumentation für die einzelnen Untersuchungsschwerpunkte werden daneben monografisch publiziert in der Reihe Archaeology as History.« [1]

Prof. Ziegert, dieser mutige Forscher, verstarb 2013. Postwendend wurde seine Internetseite bei der Universität Hamburg abgeschaltet. So sind seine Veröffentlichungen nicht mehr abrufbar, etwas, worauf er selbst stets großen Wert legte. Warum die Universität so reagierte? Es mag mit seiner unbequemen, seiner kritischen Haltung gegen etablierte Kollegen und ihre Arbeit zu tun haben.

Zu Lebzeiten wies Prof. Ziegert auf einen weiteren, fast symptomatischen Vorgang, wie ich ihn selbst leider ebenfalls aus verschiedenen anderen Fakultäten kenne, hin, der genau in dieses Schema passt. Für historische Fragen stand ihm unter anderem Frau Dr. Anais Wion, jetzt im CNRS Paris, als Ansprechpartnerin zur Verfügung. Sie »stand als Nachfolgerin von S. Uhlig auf der Berufungsliste; nach einem eigenartigen Verfahren aufgrund eines >Einspruchs< von S. Uhlig wurde die Berufungsliste zurückgezogen: Man wollte doch lieber einen >Übersetzer<.« Ränkespiele hinter den universitären Kulissen, Neid und Missgunst, Abwehr von neuen Forschungen, die in das eigene Konzept und Weltbild nicht passen, Tunnelblick der eigenen Fakultät - all dies zeigt sich in der Reaktion auf das »Axum-Projekt 2008«. [11]

»Abstimmung über die Wahrheit« nannte er seine Antwort an mich, die er in ähnlicher Form auch auf seiner Internetseite zugänglich machte. H. Ziegert hinterfragte darin kritisch: »Was ist eine offizielle Stellungnahme? Eine >offizielle< Meinung eines Wissenschaftlers gibt es nicht, hieraus spricht ein Autoritätsanspruch ohne Basis und ohne Argumente, und nur diese zählen.« [11 Wie kontrovers auch immer Theorien und Forschungsergebnisse diskutiert werden, ob in der Archäologie, der Äthiopistik - oder der Paläo-SETI -, diesen Satz sollte man sich merken. Gespannt können wir indessen auf weitere Forschungsergebnisse warten, die uns neue Spuren in die Vergangenheit aufzeigen - bis hin zur Bundeslade.

Vergessene Heiligtümer: Abessinians wundersame Windgleiter. Verborgene Einsiedler und fliegende Wagen

VON DR. ALGUND EENBOOM

Werner von Braun, der Vater der Mondrakete, sagte einmal: »Bei der Eroberung des Weltalls sind zwei Probleme zu lösen: die Schwerkraft und der Papierkrieg. Mit der Schwerkraft wären wir fertig geworden.« Jene Überwindung der Schwerkraft war bei seinem alttestamentarischen Vorgänger, dem eisenzeitlichen Stammesfürsten Salomo, wohl ebenfalls kein Problem gewesen. Hatte er doch einen unvergleichlichen außerirdischen Lehrmeister, der vermutlich den Papierkrieg gleich mit erledigt hatte.

Zitat aus dem altäthiopischen Nationalepos, dem *Kebra Nagast* [1], Kapitel 30, stammend aus der englischen Übersetzung: »Salomo gab der Königin von Saba alle erwünschten Herrlichkeiten, Kamele und Wagen, an die sechstausend, die mit kostbaren Geräten beladen waren [...].« Weitere Geschenke werden von den aufgeführten Präsenten deutlich differenziert:

- Gefährte (also nicht Wagen), in denen man Lasten über die Wüste transportieren konnte,
- ein Fahrzeug (nicht Schiff), mit dem man über das Meer fuhr,
- ein Fahrzeug, in dem man die Luft durchqueren konnte.

Erklärend wird von dem Verfasser des *Kebra Nagast* [KN] hinzugefügt: »welche er gemäß der ihm von >Gott< verliehenen Weisheit angefertigt hatte«.

Flugtechnologie der Engel

In der englischen Übersetzung bezieht sich Salomos technische Begabung nicht nur auf die Herstellung des fliegenden Wagens, sondern in gleicher Weise auf jene Fahrzeuge, mit denen man über die Wüste und über die See reisen kann. Das ihm vermittelte Wissen basierte demnach auf eigenstän-

dig hergestellten Materialien, genügte allen flugtechnischen Anforderungen und konnte von jenen auserwählten Menschen selbstständig hergestellt und gewartet werden. Dieser Bericht im KN entspricht in allen Details der von Dr. Johannes und Peter Fiebag zusammen mit dem amerikanischen Physiker Professor James Deardorff formulierten Mimikry-Hypothese. Diese Hypothese geht davon aus, dass außerirdische Intelligenzen, die fähig seien, die ungeheuren Weiten der Galaxie zu überwinden und die Erde zu besuchen, einen so hohen technologischen Standard besäßen, dass sie ihr Erscheinen den jeweils aktuellen religiösen und soziokulturellen Vorstellungen kontaktierter Menschen unterschiedlicher Zeiten und unterschiedlicher Kulturen anpassen könnten. Ihre Strategie sähe vor, sich den angetroffenen Kulturen gegenüber mit entsprechend abgestimmten »Projektionen« zu offenbaren und ihre wahre Identität vor den Menschen zu tarnen. [2] Nur mit dieser pädagogischen Methodik war es den außerirdischen Lehrmeistern möglich, den damaligen Menschen weiterführendes kulturelles Wissen zu vermitteln, ein Wissen, das sie zivilisatorisch voranbrachte, das sie aber dennoch zu verstehen und zu beherrschen in der Lage waren.

Bereits früher [3] habe ich mich bemüht, ein historisches Gesamtkonzept des Windwagen-Phänomens über die Jahrtausende zu erstellen. Gemeinsam mit dem Luftwaffenoffizier Peter Belting konnte ich bereits 1995 aufgrund der legendären Beschreibungen das technische Konzept eines Leichter-als-Luft-Fahrzeugs im Modell realisieren, wie es vor knapp 3000 Jahren existiert haben könnte. Neue Entdeckungen veranlassen mich nun, dieses Thema erneut aufzugreifen. Das Ergebnis meiner weiteren Forschungen führte mich schließlich bis ins Mittelalter. Aber ich will hier nicht vorgreifen.

Auch nach der Kontroverse über die Größe des frühen Staates Israel und seiner realen Machtentfaltung unter David und Salomo lässt sich festhalten, dass ein Prophet namens Mose vermutlich verschiedene Gegenstände von einer nicht-irdischen Macht überreicht bekam, Gegenstände, für die später ein eigenes Heiligtum errichtet wurde. [4]

Durch Empfang der Gesetzestafeln, den angeleiteten Bau der Bundeslade und der Stiftshütte sowie die damit verbundenen Phänomene erlangt diese außerirdische Macht einen prägenden Einfluss auf diese Volksgruppe, die sich fortan Israeliten nennen wird. Man kann sie als Keimzelle der jüdischen Religion bezeichnen.

Während des Auszuges jener Ur-Israeliten aus Ägypten, so die biblische Quellenlage, weist ihnen bei Tage eine göttliche Wolkensäule und bei

Nacht eine Feuersäule, gleichen außerirdischen Ursprungs, den Weg in die Freiheit. Denn »so konnten sie Tag und Nacht unterwegs sein«. (Vgl. 2. Buch Mose, Kap. 14) Zweifellos wollten jene »außerirdischen Pfadfinder« bei Beginn der Wanderung möglichst schnell eine ausreichende Distanz zwischen den Israeliten und dem ägyptischen Verfolgungsheer schaffen.

Als es zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit der hochgerüsteten ägyptischen Streitmacht zu kommen droht, wird diese nicht-irdische Feuer-Wolkensäule zu einer todbringenden Waffe instrumentalisiert. Zuvor erhält Mose präzise Anweisungen, die darauf schließen lassen, dass die extraterrestrischen Planer für ihre taktischen Gegenmaßnahmen ein bestimmtes, dafür geeignetes Gelände vor der Region Pi-Hahiot in der Nähe des Roten Meeres aussuchten, um möglichst risikolos für ihre Schützlinge eine verheerende Wirkung zu erzielen.

Durch göttliche Regie, mit einem sogenannten »Engel« als Piloten, führt das leuchtende, schwebende Gefährt nun gezielte Flugmanöver aus. Von der Spitze des Zuges entschwebt die rätselhafte »Feuer-Wolkensäule« an das Zugende und dient als schützende Pufferzone zwischen der ägyptischen Streitmacht und den Israeliten. Panik und Entsetzen breiten sich im ägyptischen Heer aus, als von diesem Luftfahrzeug plötzlich gewaltige pyrotechnische und akustische Phänomene emittiert werden. Die Flucht in diesem nächtlichen Horrorszenerario endet für viele der Angreifer in den Fluten des Roten Meeres. Durch dieses hocheffektive, minimalinvasive flugtechnische Manöver wird der größte Teil des ägyptischen Heeres vernichtet.

Zweifellos handelt es sich bei dieser »Wolkensäule« um ein manövrierfähiges Objekt, das am ehesten der Form und Technik eines vertikalen

Heißluftschiffes entspricht. Bei Tage erkennt man seine hell gefärbte Hülle, die sehr wohl mit einer Wolkensäule vergleichbar ist. Bei Nacht ist diese Hülle durch die Flamme des Brenners hell erleuchtet und einer riesigen Feuersäule ähnlich. Dieser Lichteffect ist nur aufgrund der Transparenz eines sehr dünnen Gewebes möglich, wie diese bei Ballonhüllen Standard ist.

Diese imposante, dramatisch illuminierte Luftschiffbewegung hatte mit Sicherheit eine desaströse Wirkung auf die Kampfmoral des ägyptischen Heeres, besonders als sich die Wolke, das heißt: die Ballonhülle, verdunkelte und damit in der Nacht unsichtbar wurde. Was war geschehen? Die

Luftschiffmannschaft hatte die Brennerflamme heruntergefahren - eine perfekte Tarnung für die Nacht. Versetzen wir uns in die Psyche der kämpf-

erprobten ägyptischen Offiziere und Soldaten. War es nicht schon erschreckend genug, den Feind in Form einer riesigen Feuersäule auf sich zuschweben zu sehen? Das Unsichtbarwerden dieses Objektes bewirkte ein weiteres Ansteigen der Panik.

Den Auszug aus Ägypten kann man auf circa 1400 v. Chr. datieren, da auf einer ägyptischen Stele aus dem Jahre 1300 v. Chr. die Israeliten bereits als Volk Erwähnung finden. Nach diesem geschichtsträchtigen Datum schweigt sich die *Bibel* über den weiteren Verbleib dieses rätselhaften fliegenden Objektes aus, nachdem der größte Teil des Heeres in den Fluten des Roten Meeres umkam.

»Wähle zwischen Wagen und Zion«

Meine These: Anscheinend haben jene göttlichen Lehrmeister nicht nur die Bundeslade mit all ihrem technischen Equipment den Kindern Israels überlassen, sondern auch das technische Konzept jenes Leichter-als-Luft-Fahrzeugs. Vermutlich hat Salomo circa 500 Jahre später die Bauanleitung oder noch vorhandene Relikte wiederentdeckt und rekonstruiert.

Obwohl außerirdisch, war dieses Fluggerät von einer Technologie, die auch für begabte Menschen vor circa 3000 Jahren begreifbar und produzierbar war. Denn beispielsweise nach mohammedanischen und hinduistischen Überlieferungen soll Salomo auf fliegenden Artefakten sogar Flüge bis nach Indien unternommen haben. Nicht unberücksichtigt sollte dabei bleiben, dass noch im Mittelalter Arabien und Äthiopien als Mittel-Indien bezeichnet wurden! Damit verweist die Spur in eine Region, deren Bewohner interessante Überlieferungen über das sagenhafte Luftschiff des biblischen Königs von Generation zu Generation weitervermittelten.

Eine wichtige Rolle spielt dieses Fahrzeug im 10. Jahrhundert v. Chr. bei dem bis heute legendären Besuch der Königin von Saba in Jerusalem. Nach Analyse der Sachlage kann es sich bei den Verhandlungen zwischen der Königin und Salomo nur um den Transfer jenes Geheimwissens gehandelt haben. In der *Bibel* ist die Rede von kostbaren Geschenken auf Gegenseitigkeit. Der damalige Stammesobere Salomo wird mit Sicherheit extrem hohe Forderungen für die Offenlegung seines gut bewahrten Geheimwissens formuliert haben. Diese waren vermutlich sowohl finanzpolitischer als auch handelspolitischer Natur. Denn wie ist es anders zu erklären, dass nach einem über 400 Jahre andauernden Bauern- und Hirten-dasein sich das Südreich Juda binnen etwa hundert Jahren nachweisbar zu einem wohlhabenden Staat etabliert?

Als annähernd 20 Jahre später, so die abessinischen Schriftzeugnisse, ihr gemeinsamer Sohn Menelik die Bundeslade nach Äthiopien entführt, spielt jenes rätselhafte Luftfahrzeug wiederum eine entscheidende Rolle. Schneller als seine an den Erdboden gebundene Verfolger kann der Prinz aus dem Reich der Königin von Saba mit dem Windwagen durch die Lüfte fliegen und von seiner Mutter in Äthiopien in Empfang genommen werden. Für die gesamte Bevölkerung gestaltet sich die Ankunft der Lade auf dem fliegenden Wagen als triumphales Freudenfest.

Doch was geschah im Laufe der Jahrhunderte mit beiden Heiligtümern? Angeblich soll sich die Bundeslade noch heute in der äthiopischen Stadt Axum befinden. Und wo ist der rätselhafte fliegende Wagen des Erzengels verblieben?

In seiner Urfassung wird das *Kebra Nagast* auf etwa 850 v. Chr. datiert. Die deutsche Übersetzung bezieht sich auf Texte, die die Äthiopier Isaak und Jemharana um 409 n. Chr. aus dem Äthiopischen ins Arabische übertragen haben. In diese Übersetzung sind nachträglich christliche Lehren integriert worden, weswegen manche Religionswissenschaftler das gesamte Epos als retrospektiv »erfunden« brandmarkten. Die in Äthiopien lebenden Falasha [5] mit ihren jüdischen Wurzeln wurden als wesentlich später eingewandert angesehen. So wollten Altertumswissenschaftler auch die Ankunft der Bundeslade (oder einer späteren Replik) erst in einem Zeitraum, der Jahrhunderte nach Salomos Regentschaft lag, gelten lassen. Einen Transport mit dem wundersamen Windwagen hätte es dann ebenso wenig gegeben.

Einen gewaltigen Strich durch diese Rechnung machen jedoch Genomuntersuchungen der äthiopischen Bevölkerung, die im Mai 2012 veröffentlicht wurden. Ein internationales Forschungsteam hatte zuvor Gene von 188 Äthiopiern aus verschiedenen Regionen und Bevölkerungsgruppen analysiert. Und »zur Überraschung der Wissenschaftler erwies sich der nicht-afrikanische Anteil des Genoms dieser Äthiopier als enger mit dem von heutigen Israelis und Syrern verwandt als mit dem der Bevölkerung der geografisch näher gelegenen arabischen Halbinsel«. [6] Die Vermischung erfolgte demnach in genau dem Zeitraum, in dem die legendäre Königin von Saba König Salomo besuchte und ihr gemeinsamer Sohn Menelik I. die heilige Lade samt des fliegenden Windwagens aus Israel mitbrachte, nämlich vor 3000 Jahren. Auch wenn noch andere Vermischungsmöglichkeiten denkbar wären, passen die Gene der Äthiopier hervorragend »zu dem Szenario der Legenden«, kommentiert Luca Pagani

von der Universität Cambridge im *American Journal of Human Genetics*. [7]

Dieses Ergebnis korrespondiert zudem mit linguistischen Daten, denn die Sprachen, die die untersuchte Gruppe spricht, »unterscheiden sich von denen benachbarter Gruppierungen. Sie gehören zu den sogenannten äthiosemitischen Sprachen und entstanden vermutlich ebenfalls in der Bronzezeit. Sie könnten sich demnach als Folge der Vermischung entwickelt haben.« [8]

Nach dieser unerwarteten doppelten Bestätigung der Vorgänge, wie sie im *Kebra Nagast* geschildert werden, eine Historizität somit immer wahrscheinlicher wird, lohnt es sich umso mehr, die infrage kommenden Textstellen sehr exakt zu analysieren.

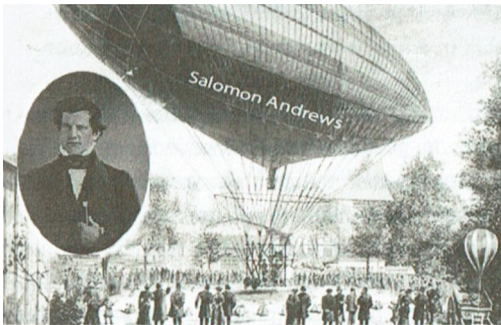
Nun finden wir interessanterweise im *Kebra Nagast* ebenso wie in dem äthiopischen Manuskript *Geschichte und Genealogie der alten Könige* tatsächlich weitere Hinweise auf den Flugwagen Salomos. Als um 331 n. Chr. von Abunda Salama das Christentum in Abessinien eingeführt wird, kommt es zu erbitterten Auseinandersetzungen zwischen den dort seit Jahrhunderten lebenden Juden und den Christen. In Kapitel 117 des KN wird vom christlichen König Kaleb berichtet. Seine Söhne »Israel« und »Gabra-Maskal« (was »Diener des Kreuzes« bedeutet) sollen die beiden religiösen Konfliktparteien symbolisieren. Es ist ihnen bestimmt, gegeneinander zu kämpfen. Nach der Schlacht wird der christliche Gabra-Maskal von Gott aufgefordert, zwischen den beiden Heiligtümern - Windwagen oder Bundeslade - zu wählen.

Durch göttlichen Einfluss fällt die Lade an den christlichen Sohn, während der Triumphwagen »als zweitbestes Heiligtum« dem jüdischen Part zufällt. Hier der Originaltext: »Zu Gabra Masqal wird Gott sagen: Wähle Dir zwischen dem Wagen und Zion (die Bundeslade), und er wird seinen Wunsch dahin lenken, dass er Zion nimmt. Israels Wunsch wird er dahin lenken, dass er den Wagen wählt.«

Fürwahr eine sensationelle Aussage: Laut *Kebra Nagast* wurde auch der Windwagen als Heiligtum von der jüdischen Bevölkerung verwahrt. Erst circa 500 Jahre nach seiner letzten Erwähnung im christlich-jüdischen Bürgerkrieg verliert sich scheinbar seine Spur.

Lenksystem des Windwagens

Peter Belting und ich haben 1995 nach dem Patent des amerikanischen Erfinders Dr. Salomon Andrews, der, von biblischen Überlieferungen angeregt, 1864 ein ohne zusätzliches Aggregat lenkbares Luftschiff entwarf und zum Einsatz brachte, ein derartiges Luftschiffmodell nachgebaut. [9] Es handelte sich um drei parallel aneinandergenähte Ballonröhren von jeweils 25 Metern Länge und vier Metern Durchmesser. Am Heck der mittleren Röhre befand sich das Seitenruder von drei Quadratmetern Fläche. Mit Wasserstoff, Helium und Heißluft gefüllt, entwickelt diese Form in der Senkrechten einen sehr hohen und in der Horizontalen einen sehr niedrigen Widerstand. Durch Gewichtsverlagerung in dem darunter fixierten vier Meter langen Korb entsteht eine vektorielle Vorwärtsbewegung von circa 60 bis 80 Kilometern pro Stunde. Zu diesem Ergebnis sind Luftfahrtexperten der Technischen Universität Aachen gekommen. Dabei ist das Schiff in allen Himmelsrichtungen mithilfe des Seitenruders lenkbar.



Der amerikanische Erfinder Salomon Andrews konstruierte im 19. Jahrhundert ein lenkbares Luftschiff.

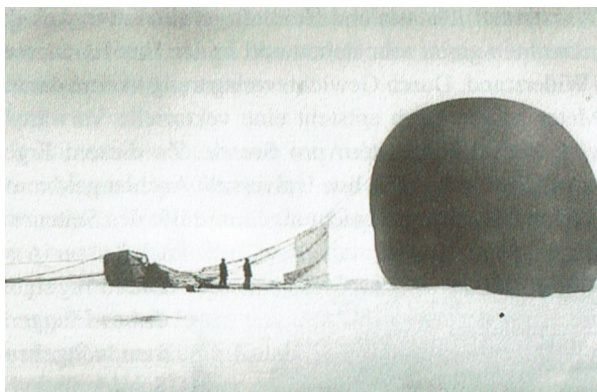
Die Flugeigenschaften dieses Fluggerätes stimmen weitgehend mit den Schilderungen im *Kebra Nagast* überein. Trotzdem habe ich mir immer wieder die Frage gestellt, ob nicht nur der vektorielle Auftrieb und die damit erzielte Geschwindigkeit die motorlose Lenkbarkeit eines Leichter-als-Luft-Fahrzeugs ermöglichen. Gab es

vielleicht noch andere, ergänzende Techniken, die im Zuge der Motorisierung in Vergessenheit geraten waren? Ist es eventuell möglich, das Navigieren eines derartigen Fahrzeuges noch effizienter zu machen?

Zufällig fiel mir beim Umräumen meines Bücherzimmers *Das große Fliegerbuch* [10] aus meiner Teenager-Zeit in die Hände. Ich erinnerte mich, darin von einer gescheiterten Nordpolexpedition des schwedischen Ingenieurs August Salomon Andrée (1854-1897) gelesen zu haben, der ab 1893 erste wissenschaftliche Ballonfahrten unternahm. Ein Jahr später

gelangen ihm gezielte Langstreckenflüge. Dazu nutzte er ein neuartiges Lenksystem, das aus Schleppseilen und Steuersegel bestand.

1895 konnte der Luftfahrtpionier der Öffentlichkeit den Plan vorstellen, das Polargebiet in wenigen Tagen zu überfliegen und an der Küste Alaskas oder Sibiriens zu landen. Aber nach dem Start am 1. Juli 1897 verloren sich bald alle Spuren. Erst nach spektakulären Funden im Jahr 1930 konnte vermutet werden, dass Andrée und seine beiden Gefährten wahrscheinlich schon im Oktober 1897 ums Leben gekommen waren.



*Eines der letzten Fotos der gescheiterten Polarexpedition
mit einem Ballon des Ingenieurs August Salomon
Andrée (1854-1897).*

Das von Andrée entwickelte Lenksystem basiert auf den physikalischen Gesetzen der Strömungslehre und ist ebenso einfach wie genial. Ein Körper ist in einem strömenden Medium, sei es Luft oder Wasser, nur dann manövrierfähig, wenn er entweder schneller oder langsamer als das entsprechende Medium ist. Bei Schiffshavarien beispielsweise werden in stürmischer See die Rettungsboote mithilfe von Treibankern manövriert. Die Driftgeschwindigkeit des Bootes wird auf diese Weise wesentlich langsamer als die umgebende Strömung. Dadurch kann man die Position zu Wellen- und Windrichtung stabilisieren.

Für Leichter-als-Luft-Fahrzeuge gilt folgendes Prinzip: Andrée hat mehrere bis zu 1000 Meter lange Schleppleinen an einem unteren Tragrings der Ballonhülle fixiert, in neutraler Position zur Windrichtung am Modell. Durch die Reibung der Schleppleinen am Boden oder im Wasser ist der Ballon wesentlich langsamer als die jeweilige Windgeschwindigkeit. Ver-

ändert man die Positionierung der Seile um einen bestimmten Winkel an dem Tragrings, dreht sich die gesamte Ballonkonstruktion um diesen neu eingestellten Wert.

Mithilfe der Steuersegel konnte das Luftgefährt bei Testflügen bis zu 40 Grad aus der Windrichtung gelenkt werden. Mittels dieser einfachen Lenkkonstruktion hätte bei entsprechender »göttlicher« Anleitung, ganz im Sinne eines Eingriffs Außerirdischer gemäß der Mimikry-Hypothese, auch ein Windwagen vor circa 3000 Jahren gesteuert werden können. Ein Heißluftschiff nach dem Konzept des Dr. Solomon Andrews, kombiniert nach Bedarf mit eingesetzter Schleppseilsteuerung und zusätzlicher Besegelung, wäre in den öden Wüstengebieten ungleich effektiver zu lenken gewesen.

Mit diesen Erkenntnissen ergeben sich aus dem Bericht des *Kebra Nagast* (Kapitel 52) völlig neue Aspekte. Hier wird exakt der Startvorgang des Windwagens beschrieben, indem er sich eine Elle beziehungsweise Mannesspanne vom Boden erhebt:

»Und so eilte alles auf dem Windwagen dahin, ohne nach vorn oder nach hinten, nach rechts oder links zu schwanken.«

Demnach könnte sich das gesamte Szenario wie folgt abgespielt haben: Das gut ausgetrimmte Heißluftschiff wird durch dosierte Befeuerung in einen Schwebезustand in Bodennähe gebracht - mit den damals bekannten hochkalorischen Brennstoffen wie Pech, Fett, Harze und Haare kein Problem. Durch entsprechende Besegelung und die Bremswirkung der Schlepplein hätte man das Gefährt über weite Strecken der Wüstenebenen gezielt navigieren können.

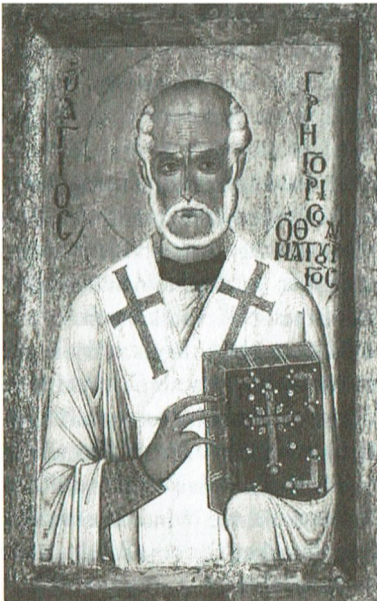
Dieses schwerelose Gleiten in Bodennähe rechtfertigt die Bezeichnung Windwagen in besonderem Maße. Zum Überfliegen größerer Hindernisse wäre das Luftfahrzeug durch bestärkte Befeuerung in einen vektoriellen Steigflug übergegangen. Jetzt, mit eingeholten Schlepplein schneller als der Wind, hätte man mit dem Seitenruder manövrieren können.

Natürlich ist bei dieser motorlosen, windabhängigen Konstruktion nur eine begrenzte Lenkbarkeit gegeben. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Feststellung, dass im *Kebra Nagast* nur von Flugrouten in Nord-Süd-Richtung die Rede ist - ein sehr aufschlussreiches Indiz. Nach meinen meteorologischen Recherchen besteht in der Region zwischen Israel und Äthiopien das gesamte Jahr über eine vorherrschende Windrichtung von Norden nach Süden. Auch derartige Fakten sprechen für eine solche Konstruktion.

Nach einem triumphalen Empfang, den die Königin von Saba ihrem Sohn Menelik bereitet, werden von den Äthiopiern, wie weiter oben beschrieben, die Bundeslade und auch der Windwagen als Heiligtum verehrt. Bei der Bundeslade erübrigt sich jeder Kommentar - denn in ihr wohnt Zion, Gott selbst, wie Israeliten und Äthiopier glaubten. Beim Windwagen gelten andere Kriterien. Hier wird in erster Linie die Weisheit Gottes verehrt. Jene Weisheit, die er seinem auserwählten Salomo verliehen hat, um dieses Gefährt zu bauen. Der fliegende Wagen stellt im wahrsten Sinne des Wortes die einzigartige funktionelle Umsetzung jenes »göttlichen« Wissens dar!

Menelik war sich darüber im Klaren, dass ohne den Windwagen die Bundeslade niemals nach Äthiopien gelangen würde. Mit Sicherheit hätte das israelische Verfolgerheer die Entführung verhindert. Aus diesem Grunde stellen Lade und fliegender Wagen eine göttlich konzipierte Einheit dar! Wie im *Kebra Nagast* dokumentiert (Kapitel 58 und 59), wird der Windwagen auch militärisch genutzt. Während der Flucht mit der Lade werden über Ägypten Götterstatuen und Obelisken zum Einsturz gebracht. In Kapitel 114 weist der Verfasser des *Kebra Nagast* auf ein Gespräch hin, das im dritten nachchristlichen Jahrhundert zwischen dem Patriarchen und dem Heiligen Gregorius Thaumaturgus (213 bis 270 n. Chr.) stattfand. In dieser Unterhaltung wird das fliegende Gefährt als königliche Kriegswaffe bezeichnet, die ihre Feinde vernichtet. Dieser Dialog wird auf das Jahr 265

n. Chr., also rund 1100 Jahre nach der Entführung aus Israel, datiert!



Auf die Frage, ob der Triumphwagen ebenfalls wie die Lade bis zur Ankunft Christi Bestand haben werde, antwortet der Heilige (Kapitel I 16): »Nein! Er [der Flugwagen] wird verschwinden.« Aus gutem Grund lag mir seine Aussage im Zuge weiterer Recherchen »schwer im Magen«. Hier passte etwas nicht zusammen.

Der Heilige Gregorius Thaumaturgus (213 bis 270 n. Chr.) besaß Informationen über die Windwagen des *Kebra Nagast*.

Eher aus einem Bauchgefühl heraus schlug ich dasselbe Kapitel in der englischen Übersetzung von Sir Wallace Budge [I 11 aus dem Jahr 1922 auf. Dieser hochdekorierte britische Orientalist hatte 17 Jahre später als der deutsche Gelehrte Prof. Carl Bezold [12] das *Kebra Nagast* aus demselben arabischen Urtext in seine Muttersprache übersetzt. Darin antwortet der Heilige: »It shall assuredly not disappear.« Also eine exakt gegenteilige Aussage. In dieser Textübersetzung wird sogar bekräftigt, dass der fliegende Wagen nicht (!) verschwinden werde.

Diese Aussage in der britischen Übersetzung wird durch nachfolgende Texte aus dem Mittelalter eindeutig bestätigt. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist Carl Bezold ein eklatanter Übersetzungsfehler unterlaufen. Deshalb: Thank you very much, Sir Wallace Budge!

Spurensuche im Mittelalter

Von dieser Überlegung motiviert, nahm ich die Spurensuche erneut auf. In den *Nachrichten von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen Philologische Historische Klasse* aus dem Jahr 1916 widmet sich Carl Bezold der religiösen Folgeliteratur des abessinischen Mittelalters. Unter anderem berichtet er von dem Heiligen Abba Gabra Manfus Qeddus, dessen Wirken auf das 13. Jahrhundert datiert wird.

Neben anderen Gaben verleiht Gott ihm einen Windwagen, auf dem er samt seinen Löwen und Leoparden nach Äthiopien, nämlich nach Kabd und nach Zequael im Hochlande, fuhr. Bezold bemerkt in seinem Kommentar ausdrücklich, »der Windwagen ist aus dem KN genügend bekannt und könnte von dort ebenso in unsere Erzählung eingeflossen sein wie in die Heiligenlegende von Basalota Mikael«. Demnach haben sich gleich zwei mittelalterliche Heilige des Windwagens bedient!

Ist es nicht verwunderlich, dass derselbe Carl Bezold in seiner Übersetzung des *Kebra Nagast* den Windwagen für verschwunden erklärt? Dieses sonderbare Gefährt wird circa 1000 Jahre später in einer mittelalterlichen Schrift wiedererwähnt. In diesem Text wird es als ein etwas »dekadentes« Fortbewegungsmittel beschrieben. Was waren das für eigentümliche Heilige, die mit zahmen Löwen und Jagdleoparden durch die Lüfte glitten? Von Askese und Armut zeugt dieser extravagante Luxus gerade nicht. Oder wurden sie in erster Linie als Heilige verehrt, weil sie die göttliche Kunst des Fliegens beherrschten?

Manfus Qeddus beendet sein Leben im Kreis »der verborgenen Einsiedler« in der Wüste Kabd, deren Oberhaupt er war. [13] Für die Reise dorthin,

so wird ausdrücklich erwähnt, nutzt er seinen Windwagen. Und das mit einer Selbstverständlichkeit, als wenn Michael Schumacher zum nächsten Grand Prix gejetet wäre.

Fassen wir kurz zusammen: Im Gegensatz zu Carl Bezold übersetzt der Brite Sir Wallace Budge die entscheidende Passage im KN dahingehend, dass der als zweithöchstes Heiligtum verehrte Windwagen mit Sicherheit nicht verschwinden werde. Mittelalterliche Textpassagen bestätigen den Inhalt seiner Übersetzung. Anscheinend hat eine in sich geschlossene Gruppe, genannt »die verborgenen Einsiedler«, das Geheimnis dieser Technologie gehütet und eventuell über die Jahrtausende auch weiterentwickelt.

Gemäß der Mimikry-Hypothese bestand der Windwagen aus Materialien, die schon im 9. Jahrhundert v.Chr. von dem eisenzeitlichen Stammes-tursten Salomo eigenständig herstellbar waren. Es bleiben Fragen:

- In welcher Weise und mit welchen Zielsetzungen nutzte die Gruppe der »verborgenen Einsiedler« die Windwagentechnologie?
- Hat sie ihr Wissen auch anderen vermittelt?
- Wie weit reichte ihr Einfluss oder Operationsgebiet?
- Gab es eventuell Abtrünnige, die diese Technologie in andere Regionen und Länder transferierten?
- Riss die rituelle Weitergabe dieses spezifischen, heiligen Wissens bis heute nie ab?
- Können wir Überlieferungsspuren auch in den vergangenen Jahrhunderten ausfindig machen?
- Oder lassen sich Überreste eines solchen Windwagens vielleicht im Umfeld der Wirkungsstätte der »verborgenen Einsiedler« wiederfinden?

Weiterführende Texte aus dem äthiopischen Mittelalter sprechen eine eindeutige Sprache: In dem Buch *Die Kirche Äthiopiens* des Kirchengeschichtlers Prof. Friedrich Heyer 114| lesen wir auf Seite 189:

»Dass Fromme auf Wolken fahren können, ist den Äthiopiern eine vertraute Vorstellung. So sprechen die Acta vieler äthiopischer Heiliger von Wallfahrten nach Jerusalem in Form eines Wolkenrittes. Seihst einer Nonne Zena Maryam wurde das Vermögen solcher Wunderwallfahrten zuerkannt.«

Die Heilige Zena Maryam lebte übrigens im 14. Jahrhundert. Ferner ist auf Seite 212 zu lesen:

»Weil der Heilige Basalotha Mikael diesen und jenen Landstrich

berührte, brachen seine Bewohner in Jubel aus, die in den Bergen von Soha, das Land Tigre und das Land Tembien.»

Häufig wurde von Naturvölkern das Erscheinungsbild von Leichter-als-Luft-Fahrzeugen mit dahinziehenden Wolken verglichen. Bedeutet die Formulierung »Wolkenritt« eventuell den Ritt, das heißt: die Reise in einem derartigen Fahrzeug? Und eine Landung, gleichgesetzt mit Berührung des jeweiligen Territoriums, wird von den dort lebenden Menschen als Segnung bejubelt. Handelt es sich doch um ein »göttliches Gefährt« mit dem Heiligen Basalotha Mikael als Piloten. - Dies wäre ein ambitioniertes Forschungsprojekt für die kommenden Jahre, zum Beispiel durch die Erich-von-Däniken-Stiftung (siehe Anhang in diesem Buch).

Interessant sind in diesem Zusammenhang die mittelalterlichen Luftschiff-sagen, publiziert von dem Berliner Althistoriker Jörg Dendl. Er schreibt:

»Die ältesten aufgezeichneten Sagen über fliegende Schiffe stammen aus Irland, wo diese Erzählungen, den bekannten Belegen nach, in ihrem Kern sogar in die vorchristliche Zeit hineinreichen.«

Die Verbreitung solcher Berichte umfasst England, Dänemark und Deutschland. Erstaunlicherweise finden wir hier die gleichen technischen Elemente, die ich für die Rekonstruktion des Salomonischen Windwagens angeführt habe: eine Gondel, Segel- und Tauwerk mit Gewichten, die, so von Zeitzeugen beschrieben, als Treibanker eingesetzt wurden, die mit dem Boden oder Mauerwerk in Berührung kamen und sich in mindestens einem Fall verhakten, sodass der Anker gekappt werden musste und als Wahrzeichen über Jahrhunderte hinweg sichtbar in einer Mauer zurückblieb.

Inwieweit mit den biblischen Berichten Zusammenhänge bestehen, bedarf weiterer Forschungen. Zu dokumentieren ist die Tatsache, dass sich von etwa 1400 v. Chr. bis ins 13. Jahrhundert n. Chr. Berichte über manövrierfähige, motorlose Leichter-als-Luft-Fahrzeuge erhalten haben. Das ist ein Zeitraum von circa 2700 Jahren, in der diese, nennen wir es »göttliche Technologie«, von auserwählten Menschen erhalten und genutzt wurde.

Das Lehrkonzept der Götter

»In alten Schriften werden die ETI (Extraterrestrischen Intelligenzen) stets als Lehrmeister beschrieben. Lehren heißt: Wissen zu

vermitteln. Wissen ist nicht greifbar, sondern nimmt erst durch seine Anwendungskonzepte konkrete Gestalt an! Und genau dieses pädagogische Konzept scheinen die >Allmächtigen< im Wesentlichen verfolgt zu haben: Das Vermitteln von Wissen mimikriehaft transponiert auf die Kulturstufe der damaligen Menschen. [...] Auch König Salomo war erst befähigt, einen >Wagen< zu bauen, der durch die Lüfte fuhr, *nachdem* Gott ihm jene Weisheiten verliehen hatte. Und Moses erstellte nach einem konkreten Bauplan die Bundeslade, den wir noch heute in der *Bibel* nachlesen können.

Befasst man sich intensiver mit dieser pädagogischen Thematik, kann daraus sogar die Begründung jener göttlichen Vorgehensweise analysiert werden: Ziel der einstigen Lehrmeister war es, die Kultur nachhaltig zu beeinflussen und weiterzuentwickeln. Dabei mussten sie sehr behutsam agieren. Ihr Lehrplan musste stets in einer Art und Weise aufgebaut sein, der die geistige Mitarbeit ihrer Schüler und damit ihr Interesse an der praktischen Umsetzbarkeit gewährleistete. Keinesfalls durfte eine Verhaltensweise induziert werden, die heute von Ethnologen als Cargokult bezeichnet wird. Dieses Cargokultverhaltensmuster, wie heute bei vielen Naturvölkern beobachtet und erforscht, war letztendlich der größte Feind ihrer Mission.«

Eenboom, A., Belting, P. und Fiebag, P.: »Die Didaktik der Götter«.
In: *Sagenhafte Zeiten*, 6/2003

Die Falasha

Das Volk der Falasha (Beta Israel) in Äthiopien übt eine sehr alte Form des Judentums aus. Da es weder die *Mischna* noch den *Talmud* kennt, müssen seine Ursprünge vor über 3000 Jahren liegen. Wie die äthiopischen Amharen glauben die Falasha, direkte Nachfahren von König Salomo und Königin Mekeda zu sein. Jesuiten, die sie im 16. Jahrhundert besuchten, behaupteten, dass sie gebrochen Hebräisch sprachen. Neueste Sprach- und Genomuntersuchungen bestätigen ihre Verwandtschaft mit den Israeliten zur Zeit König Salomos. Vermutet wird, die Falasha seien im Besitz uralter hebräischer Texte. Die Falasha, von denen viele in den 1970er- und 1980er-Jahren nach Israel vor den marxistischen Revolutionären des Diktators Mengistu



Missionar Henry Aaron Stern predigt 1862 bei den Falasha. (Kupferstich, Archiv Fiebag)

flohen, bewahrten über die Zeiten hinweg alttestamentarische Feste, richteten sich nach dem jüdischen Kalender, nach Beschneidungs- und Reinheitsgeboten sowie biblischen Opferpflichten. Ihr höchstes ihnen verbliebene Heiligtum, so die Überlieferung, sei Salomos Windwagen.

Peter Fiebag, 2013

III.

Kosmische Indianerkulturen

Verflixter Weltuntergang

VON DR. H. C. ERICH VON DÄNIKEN

Da sollte also im Dezember 2012 die Welt untergehen. So stehe es im Maya-Kalender, hatten Abermillionen Menschen geglaubt. Nichts als Unsinn, war damals meine Antwort auf diese Vorhersage, denn etwas Derartiges steht in keinem Maya-Kalender. Aber wieso glaubten so viele an diese Vorhersage, und was hat dies mit meinem Fachgebiet, der Paläo-SETI, zu tun? Am 23. Dezember 2012 steige der Gott »Bolon Yokte« wieder auf die Erde hernieder, so meinte man Maya-Inschriften interpretieren zu können. Das Datum war der zweite Unsinn. Dass Bolon Yokte wieder aus dem Weltall herabsteige, das jedoch ist richtig. Somit lohnt es sich, einen Blick auf diese Prophezeiung zu werfen, die nur deshalb diskreditiert wurde, weil die Medien, frei nach Shakespeares »Wie es euch gefällt«, einen Hype versprachen, aulbauchten und inszenierten.

Als die Spanier vor rund 500 Jahren Zentralamerika eroberten, fanden sie in den Maya-Tempeln Tausende von Handschriften. Alles wurde verbrannt. Bischof Diego de Landa, zuständig für die Vernichtung, notierte ungerührt:

»Wir fanden eine große Zahl von Büchern mit Zeichnungen. Da sie aber nur Lügen und Teufelswerk enthielten, verbrannten wir alle, was die Maya zutiefst bedrückte und ihnen sehr Kummer bereitete.« [11

Durch irgendeinen Zufall überlebten drei Schriften die Vernichtungsorgie. Sie liegen heute in Madrid, Paris und Dresden. Deshalb nennt man sie Madrider Codex, Pariser Codex und Dresdner Codex. Was im Pariser und Madrider Codex steht, wissen selbst die Fachleute nicht. Die Übersetzungen sind bruchstückhaft, unsicher und lassen die verschiedensten Deutungen zu. Den Dresdner Codex hingegen kann man zumindest teilweise entziffern. Es geht darin um die Maya-Kalenderzyklen und um Daten. Doch auch hier ist die Bandbreite der Interpretationen vielfältig. [2]

Wie kamen die Fachleute auf dieses ominöse Datum vom 21. oder 23. Dezember 2012? Jeder Kalender hat einen Startschuss. Und der ist für die betreffende Kultur enorm wichtig. Irgendetwas Phänomenales hat sich am Beginn des jeweiligen Kalenders zugetragen. In der christlichen Welt die Geburt Jesu, bei den Muslimen Mohammeds Reise nach Medina (622 n. Chr.), bei den Juden im Jahr 3761 v. Chr. die Erschaffung der Erde. Wann war der Startschuss des Maya-Kalenders? Bis 1972 gab es nicht weniger als 16 verschiedene Annahmen für dieses Nulldatum. Von 8000 v. Chr. bis 3000 v. Chr. war alles möglich. Dann einigten sie die Maya-Fachleute auf den 13. August 3114 v. Chr. Dieser Tag markiert den Beginn des Maya-Kalenders. Angeblich.

Der Witz bei diesen Umrechnungen ist der Bezug auf unseren Kalender, genau genommen auf das Geburtsdatum von Jesus. Wir rechnen »vor Christus« oder »nach Christus«. Das Geburtsdatum von Jesus gilt als feste Größe in der Rechnung. Und genau dies geht nicht auf.

Ein paar hundert Jahre nach der Geburt des »Heilands« fragte sich der Römer Dionysius Exiguus, wann dieser Jesus eigentlich geboren worden sei. Dionysius begann seine Rechnerei mit der Gründung der Stadt Rom um 753 v. Chr. Doch das Datum der Gründung Roms (genannt »ab urbe condita«) ist eine pure Erfindung. Ein Luftschloss der Mythologie. Wie kann das Geburtsdatum von Jesus stimmen, wenn es unverrückbar mit dem erfundenen Datum zur Gründung Roms gekoppelt ist? Deshalb sind Datumsangaben wie der 21. Dezember 2012 - gerechnet ab Jesu Geburt und diese wiederum »ab urbe condita« - schwer verdaulich.

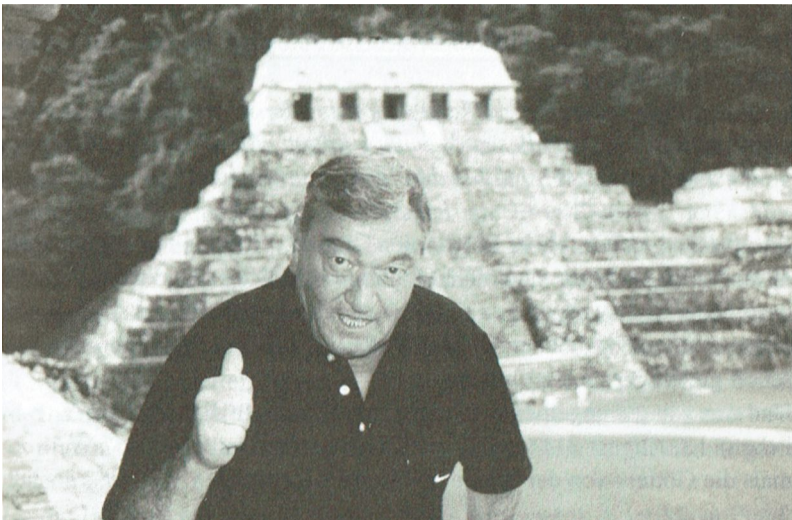
Doch da gibt es noch etwas anderes als die reine Kalenderrechnerei. Unterstellen wir einmal, wir würden nicht nach dem christlichen Kalender zählen, sondern nach dem Kalender der heiligen Kuh. Dies deshalb, weil irgendwann vor - meinetwegen! - 5126 Jahren eine heilige Kuh vom Himmel gestiegen sei. Die Monate nennt man »Möps« und die Tage »Nippel«. Das Datum 21. Dezember 2012 des christlichen Kalenders wäre im Kalender der heiligen Kuh der »47. Nippel im 16. Mops des Jahres 5126 der heiligen Kuh«. Und exakt an diesem Tag versinkt in Zentralamerika die Sonne im Zentrum des Tempels der Inschriften von Palenque.

Astronomisch betrachtet ist es vollkommen egal, ob man den Tag »21. Dezember 2012« nennt oder »47. Nippel im 16. Mops des Jahres 5126 der heiligen Kuh«. Das astronomische Ereignis findet Jahr für Jahr an einem bestimmten Tag statt, egal, wie die Menschen den Tag nennen mögen. So ist die »Tagundnachtgleiche« der Tag im Laufe des Jahres, an dem der Tag und die Nacht gleich lang sind. Nun ist es astronomisch definitiv so, dass

die Sonne am 21. Dezember 2012 (christlicher Kalender) tatsächlich über der Grabplatte von Palenque unter- und am 21. Juni darüber aufging. Symbolisch ausgedrückt: Gott Pakal verließ die Erde und kehrte zur Erde zurück.

Egal, ob wir den jüdischen, muslimischen, christlichen oder den »Kalender der heiligen Kuh« anwenden: Die drei Tempel der sogenannten »Kreuz-Tempel-Gruppe« symbolisieren Palenques himmlische Herrscher. Da gibt es die »Götter I, II und III«, die »vom Himmel herniedergestiegen sind«. [3] Wann soll dies geschehen sein? Im Jahr 2360 v. Chr. Da man sich auf die Umrechnung in den christlichen Kalender nicht verlassen kann, spielt es keine Rolle, ob 50 Jahre mehr oder weniger dazugedacht werden. Der »Tempel des Kreuzes« steht für Gott I, der »Tempel des Blattkreuzes« für Gott II und der »Sonnentempel« für Gott III. In der Einführungstafel des Kreuztempels taucht sogar eine Göttin aus dem Jahr 3121 v. Chr. auf, und im »Tempel XIX« lernt man, dass Gott I bereits 3309 v. Chr. sein Königsamt übernahm. König wovon? Von Palenque? Nein. Die Inschrift stellt klar fest, dass es sich um eine »Herrschaft im Himmel« [3] handle.

Und Pakal? Der rätselhafte Mann, der auf der Grabplatte von Palenque abgebildet wurde? Auf der dritten Tafel im Tempel der Inschriften, unter dem die berühmte Platte liegt, taucht im Zusammenhang mit Pakal ein Datum auf, das 1 247 654 Jahre in der Vergangenheit liegt. Sogar Daten für



Mit ungebremster Neugier: Erich von Däniken unterwegs in der archäologischen Maya-Stätte Palenque. (Foto: Tatjana Ingold)

die Zukunft findet man in Palenque. Diesen zufolge soll dieser Pakal in einigen Jahrtausenden der Zukunft wieder auftauchen. [3] Jahrtausende ab seiner (mystischen?) Geburt gerechnet.

Als Tramp zwischen den Wissenschaften möchte ich darauf hinweisen, dass die absurden Daten von Palenque nichts Einzigartiges sind. Auf der sumerischen Königsliste, »WB 444« genannt (heute im britischen Museum), steht:

»Als das Königtum vom Himmel herabkam, /.../ war Alulim König. 28800 Jahre regierte er [...], Mes-kiag-ga, Sohn des Sonnengottes, 1324 Jahre regierte er ...«

Genauso unmögliche Daten liefert der antike Diodor. Er schrieb [4]:

»Ursprünglich sollen über Ägypten Götter und Heroen geherrscht haben, und zwar nicht weniger als 18000 Jahre lang. Und der letzte göttliche König war Horns, der Isis'Sohn.«

Manetho, ein anderer Historiker, der vor Jahrtausenden in Ägypten tätig war, behauptet [5]:

»Nach den Göttern regierte das Geschlecht der Göttersprösslinge 1255 Jahre [...] und sodann der Göttersprösslinge Königtum 5813 Jahre.«

Und schließlich der »Vater der Geschichtsschreibung«, Herodot, im 2. Buch seiner *Historien* [6]:

»In 11340 Jahren hat es keinen Gott in Menschengestalt in Ägypten gegeben [...]. Vor diesen Männern hätten allerdings die Götter in Ägypten geherrscht und bei den Menschen gewohnt...«

So geht das weiter, ob in Babylonien, Indien, Tibet und anderswo. Die absurden Maya-Daten sind nichts Außergewöhnliches. Und überall taucht das Wiederkunftsversprechen auf: Sie werden wiederkommen. Auch Bolon Yokte. Nur auf das Datum ist kein Verlass. Und dem Weltuntergang war schon gleich gar nicht zu trauen.

Und was war der ungemein wichtige Grund, weshalb die Maya am (angeblichen) 13. August 3114 mit ihrer Kalenderzählerei begannen? Weil damals die Götter »von der Straße der Sterne herabstiegen« [7]. Was sonst?

Tortuguero wiederentdeckt. Bolon Yokte, Gott L und ein Flugobjekt

VON GISELA ERMEL

Eigentlich waren es David Stuart und Stephen Houston, zwei angesehene Altamerikanisten, die 1996 den 2012er-Hype zum angeblich bevorstehenden Weltuntergang entfachten, als sie in einer kurzen Stegreif-Analyse der Glyphen auf Monument 6 aus Tortuguero (Tabasco, Mexiko, Spätklassische Periode) die Endpassage als »Tortuguero-Prophezeiung« bezeichneten. [1] Damals hätten die beiden Wissenschaftler nicht im Traum daran gedacht, dass diese Aussage zu einem derartigen Medienrummel ausarten könnte, dass sie in so vielen Foren heiß diskutiert und ganze Buchkapitel füllen würde.

Wirbel um eine Steintafel

Auf der ganzen Welt erwarteten unzählige Menschen den Dezember 2012 mit gemischten Gefühlen, ließen sich von Weltendeprophezeiungen ängstigen, sahen Hollywood-Filme, die dieses Ende farbenfroh und blutig ausmalten, und verschlangen Reportagen und Blog-Einträge, deren Verfasser zu wissen vorgaben, was oder was nicht die Maya für das Ende des 13. Baktuns erwarteten (1 Baktun = 144000 Tage, größte Zeiteinheit der »Langen Kalender-Rechnung«), Der Weltuntergang fand indes nicht statt, und schnell entschwand aus den Medien und dem Gedächtnis die Ursache der medial geförderten Hysterie. Doch es lohnt sich aus heutiger Sicht, noch einmal die Quelle »des Übels« zu beleuchten, denn interessanterweise finden wir auf der jahrhundertealten Maya-Stele ein Ereignis ganz anderer Art.

Da die Inschrift auf dem Monument 6 aus Tortuguero, einer Maya-Fundstätte in Tabasco in der Nähe von Palenque, die einzige bekannte Vorhersage der Maya für dieses Datum ist, geriet sie in den vergangenen Jahren

zunehmend ins Licht der Öffentlichkeit. Vor allem deshalb, weil sie die Wiederkehr eines Gottes namens Bolon Yokte vorherzusagen scheint. Gleichwohl geriet Ende 2011 eine weitere Inschrift in den Fokus der Öffentlichkeit. In Comalcalco, einer Stadt, die der auf Monument 6 in Tortuguero erwähnte Herrscher eroberte, glaubte man, eine zweite Inschrift gefunden zu haben, die auf das Ende des 13. Baktun hinweist. Die Inschrift wurde von Mark Zender übersetzt, und mehrere Maya-Experten haben darauf hingewiesen, dass nicht klar ist, ob sich das dort erwähnte Datum auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft beziehe, denn es fehlen der grammatische Hinweis auf die Zukunft sowie die Angabe von Tag und Monat.

In Tortuguero regierte zu der Zeit, als das 1400 Jahre später so aufsehenerregende Monument beschriftet und aufgestellt wurde, der Herrscher Balam



Teil des Monuments 6 aus der Maya-Stadt Tortuguero mit der Textpassage über unsere Gegenwart.

Ajaw (612-679 n. Chr.), ein Zeitgenosse des Herrschers Pakal des Großen von Palenque, den wir alle vom Relief auf der berühmten Grabplatte aus dem Tempel der Inschriften in Palenque (Mexiko, Yucatan) kennen. Monument 6 ist nicht mehr unversehrt erhalten; es handelt sich um den Teil einer T-förmigen Steinplatte, die zerbrochen ist. Der fehlende Teil wurde entweder niemals gefunden und ausgegraben, oder er liegt unbemerkt in irgendeinem Museumsarchiv. Auch der mittlere Teil der Inschrift ist weitgehend ausgelöscht.

Häufig sind solche altertümlichen Inschriften schwer zu lesen, teils, weil nicht mehr alle Glyphen erhalten sind, wie es hier der Fall ist, teils, weil deren Bedeutung mehrere Varianten zulässt. Beim Text auf Monument 6 fehlt der Anfang der Inschrift, und auch das Ende - die wichtige Passage über 2012 und Bolon Yokte - ist beschädigt. Der Text berichtet über Ereignisse im Leben des Herrschers Balam Ajaw und wurde angefertigt anlässlich der Einweihung eines Bauwerks im Jahr 669 n. Chr., an dessen Platz das Monument zweifellos aufgestellt wurde. [21]

Da die Maya kaum etwas über künftige Dinge geschrieben haben, ist diese Inschrift umso bemerkenswerter. Noch 1996 übersetzten Houston und Stuart die Endpassage so, dass am Tag 13.0.0.0.0 4 Ajaw 3 Kankin der 13. Baktun enden und der Gott Bolon Yokte »herabsteigen« werde. [11 Mit dieser Übersetzung stießen die beiden Altamerikanisten in ein Wespennest. Dabei hätte der Wirbel um diese Textpassage schon viel früher beginnen können, denn bereits 1950 übersetzte Wisdom die fragliche Stelle mit »Niederstieg«, »herabkommen«, »sich selbst herablassen«. 1978 folgten Aulie und Aulie mit der Variante »herabstürzen«, 1984 Kaufmann und Norman mit »herabsteigen«, was später Kaufmann mit der Variante »aussteigen« verbesserte. [31

Auch die steinerne Schrifttafel aus Tortuguero, die Zender übersetzte, weist interessanterweise eine Hieroglyphe auf, die das Maya-Verb »huli« repräsentiert, das man mit »er/sie/es kommt an bei [...]« übersetzen kann. Das aber würde gut zu der Inschrift auf Monument 6 in Tortuguero passen, die eventuell die »Herabkunft« des Gottes Bolon Yokte vorhersagt.

Stuart und Houston gaben zu, es gebe »ein paar technische Probleme« mit der Übersetzung just dieser Passage aus Tortuguero. [1] Wenn das so stimme, schrieben sie, wäre das ein einzigartiges Beispiel für eine Prophezeiung der klassischen Maya. Klang ein herniedersteigender Gott zu gut, um wahr zu sein? So fragte Stephen Houston 2008 in seinem Artikel »What will not happen in 2012«. [2]

Wer oder was aber ist Bolon Yokte oder Bolon Y'okte K'uh? Die Bezeich-

nung und die Person selbst sind uns aus mehreren Quellen, von Inschriften und aus der Ikonografie bekannt.

Wissenschaftler begannen erst ab Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Studium der Götterwelt der Maya-Handschriften und der Inschriften auf Steinmonumenten und Gefäßen. 1904 benannte Paul Schellhas, der deutsche Gerichtsassessor, dem es als Erstem gelang, die Maya-Götter in den Codices in Dresden, Madrid und Paris zu identifizieren, die verschiedenen Gottheiten mit Buchstaben zu bezeichnen, da die wirklichen Namen weitgehend unbekannt waren. Einige der »Buchstaben«-Götter konnten inzwischen Götternamen zugeordnet werden, während andere noch immer unidentifizierbar sind. [4]

»Bolon« bedeutet »Neun«, kann aber auch für »Jaguar« stehen, denn beide Worte ähneln sich sehr stark, und die klassischen Maya liebten Wortspiele und wandten diese oftmals an. »Y« steht für den Plural, während »ok« mit »Fuß« oder »Pranke« übersetzt werden kann. »Te« ist das Maya-Wort für »Baum«. Ob »K'uh« oder »ku« eine Mehrzahlbezeichnung bedeutet oder »Gott«, ist nicht klar. [2]

Doch wie heißt dann Bolon Yokte? »Gott der neun Schritte«? [4] Oder »Gott der neun Stufen«? [5] »Neunfüßiger Gott«, »Gott Jaguarpranke«, »Neun-Füße-Baum«? [6] »Gott der neun Stufen des Weltenbaumes« könnte meiner Meinung nach eine mögliche Übersetzung sein, denn es gibt Maya-Ikonografien, auf denen man einen »Weltenbaum« (den Maya-Experten gerne als Milchstraße deuten) mit einer Jaguarpranke, möglicherweise eine symbolisch-bildliche Darstellung von Bolon Yokte, sieht. [4] Es gibt bis heute nicht einmal eine Einigung darüber, ob es sich um einen Gott oder eine ganze Gruppe handelt.

Michael J. Grofe, Mitarbeiter am *Maya Hieroglyphic Database Project* (2001-2007), Archäo-Astronom und etablierter Maya-Experte, ist davon überzeugt, dass Bolon Yokte identisch mit »Mayagott L« sei. Gott L ist eine prominente Figur in der Ikonografie der klassischen Periode, typisch für ihn sind Jaguarmerkmale und ein auffallender Federhut. Inschriften auf Maya-Gefäßen und Darstellungen legen in der Tat nahe, dass es sich bei beiden um dieselbe Figur zu handeln scheint. [4]

Am himmlischen Hofe

Auf dem sogenannten »Rabbit Vessel« (Kerr 1398) aus Naranjo sieht man diesen Gott auf zwei Szenen. Die begleitende Inschrift ist nahezu komplett

erhalten und beginnt mit einem Datum, gefolgt von einem Text in Ich-Form: »An 13 Ok 18 Wo erhielt ich meinen Eulenhut, den Begleiter des Bolon Yokte K'uh.« Da der dargestellte Gott just Gott L sein soll, müsste er mit Bolon Yokte identisch sein. Der »Eulenhut« ist höchst interessant, denn dies könnte eine andere Variante der »Vogelmanifestation« des Gottes L sein, auch als »Principal Bird Deity« (»Oberste Vogelgottheit«) bekannt. Mal werden beide - Gott L und das geflügelte Objekt - zusammen dargestellt, mal getrennt. Der Ich-Sprecher des Textes scheint das merkwürdige kaninchenartige Wesen zu sein, das auf der Stele abgebildet wurde; später im Text beklagt sich Gott L/Bolon Yokte bei Gott G darüber, dass dieses Wesen ihm den »Eulenhut« abgenommen habe. [4]

Etlichen Forschern ist aufgefallen, dass die Inschrift einer anderen stark ähnelt, die sich auf Tempel XIV in Palenque befindet. Auch hier berichtet der Text über einen mythologischen »Event« vor langer, langer Zeit, bei dem Bolon Yokte anwesend war. Hier allerdings heißt es, Bolon Yokte habe die besondere Kopfbedeckung erhalten, im Gegensatz zu der Inschrift auf Monument 6 aus Tortuguero, wo er sie abgenommen bekommt. Nun sollte man meinen, dass ein simpler »Hut« nicht so wichtig sein kann, dass man sich dessentwegen an Gott G wenden muss. Wenn dieser »Eulenhut« aber mit der rätselhaften »Vogelmanifestation« des Gottes L identisch wäre (was naheliegend ist, wenn Bolon Yokte niemand anderer ist als Gott L), dann sieht die Sache ganz anders aus. Dieser »Principal Bird Deity« scheint mir ein gerade für die Paläo-SETI-Forschung sehr interessantes Motiv zu sein. Das zeigt eine weitere Szene, an der Bolon Yokte teilnahm.



Auf dem sogenannten »God D Court Vessel« [7], einem bemalten und beschrifteten zylindrischen Maya-Gefäß aus der klassischen Periode, das Teil einer Privatsammlung ist und vielleicht aus der Region der Ruinenstätte Nakbe stammt, taucht dieser Bolon Yokte als Teilnehmer eines Ereignisses auf, das sich am Hofe des Gottes D zutrug. Gott D, der Hauptakteur dieser Szene, ist der vielleicht wichtigste Gott

*Bolon Yokte auf der »Vase der 7 Götter«,
Maya-Klassik.*

der Maya und konnte inzwischen mit Itzamna identifiziert werden. Er sitzt in dieser Szene auf einer stufenförmigen Erhöhung, die auf einem Himmelsband ruht, was aussagen soll, dass sich dieses Ereignis nicht auf unserem Planeten abspielt. [8] Hinter ihm dargestellt sieht man eine »Vogelmanifestation«, diesmal nicht als »Hut« aufgesetzt, sondern als ein separates Objekt.

Nebenbei bemerkt pflegten Maya-Könige gern auf einem Thron mit darauf abgebildetem Himmelsband zu sitzen. Sie fühlten sich dabei wahrscheinlich »wie ein Gott« oder »wie im Himmel«. Auf einer Thronbank aus dem *Museo Amparo* steht bezeichnenderweise die Phrase »emay wak chan nal«, was nichts anderes bedeutet als »steigt herab von Wak Chan Nal«, wobei nach Meinung einiger Maya-Experten das Toponym »wak chan« eine bestimmte, von Gott D bewohnte Himmelsdomäne bezeichne. Das Wort »chan« steht allgemein in Hieroglyphentexten für »Himmel«.

Doch zurück zum »God D Court«-Gefäß. Gott D als die »Vogelmanifestation« (ein Flugobjekt sozusagen) befindet sich innerhalb einer Struktur, deren hintere Wand ein »Wind«-Zeichen trägt. Über dem Kopf des Gottes und der geflügelten Figur sieht man Vorhänge, was bedeutet, dass sich diese Struktur im himmlischen Bereich des Gottes D befindet. Dort übrigens hält sich Gott D oftmals auch auf anderen ikonografischen Darstellungen auf, stets erkenntlich an dem Himmelsband unterhalb der Szenen. Selbst Inschriften wie die im Tempel XIX in Palenque oder auf einer Maya-Vase sagen wörtlich, das dargestellte Geschehen spiele sich im Himmelsbezirk des Gottes D ab. Interessanterweise sieht man auf dem »God D Court Vessel« hinter der geflügelten Figur - der rätselhaften »Vogelmanifestation« - ein geschnürtes Bündel stehen mit der Aufschrift »Chan-na Nal 'i-ka-tzi«, was Maya-Experten mit »himmlisches Warenbündel« übersetzten. Das Reisegepäck von Göttern? (Die Maya kannten auch das Gegenstück zum »ikatz«: »irdische Warenbündel«.)

Außer Gott D sieht man auf der Ikonografie drei Tier-Mensch-Mischwesen, affenartige Figuren, und auf dem Himmelsband drei weitere Götter; einer von ihnen wird in der begleitenden Inschrift als niemand anderer als Bolon Yokte ausgewiesen. Die Inschrift auf dem Gefäß lautet: »Es geschah in Yax Winik, wir gingen, die zahlreichen Himmelsgötter, die zahlreichen Erdgötter [...]«, gefolgt von einem Datum und der Aussage, dies sage Gott D zu den affenartigen Wesen. [7] Was aber war der Anlass für diese Versammlung von Göttern und merkwürdigen Mischwesen am Hofe des Gottes D/Itzamna? Das Wort »gingen« erscheint mir im Zusammenhang mit einem geflügelten Objekt und einem »himmlischen Warenbündel«

sehr interessant. Stellt die Szene den Beginn oder das Ende einer Reise von Göttern dar?

Erik Boot, der dieses Gefäß analysierte und die Inschrift übersetzte, ist der Meinung, dass eine Inschrift auf einer Bank im Tempel XIX in Palenque (innerhalb der Kreuzgruppe und eine der wichtigsten Ritualstrukturen der Stadt) über dasselbe Ereignis berichtet. Dort beginnt der Text mit dem Datum 6. April 3309 v. Chr., ein Datum also, das vor die Zeit zurückreicht, an dem der 2012 beendete Maya-Kalenderzyklus begann. Hier wird erklärt, was damals stattfand: die Amtseinführung von Gott Gl in Palenque unter der Oberleitung von Gott D/Itzamna am Ort »ta chan«, dem Himmelsbezirk des Gottes D. Eine weitere Darstellung auf derselben Tempelbank zeigt, wie sechs Maya dieses Treffen imitieren; einer von ihnen stellt Itzamna dar, ein anderer müsste Bolon Yokte repräsentiert haben, der offenbar bei dem ursprünglichen Ereignis mit von der Partie war. [7]

Nach Meinung von Erik Boot zeigt auch eine Wandmalerei in San Bartolo (100 v. Chr. - 100 n. Chr.) diese Imitationsszene. Eine reich gekleidete Person präsentiert einer anderen, die auf einem Gestell sitzt, die als Erhöhung des Thrones dient, eine Kopfbedeckung. Die reich gekleidete Person, die Gott D imitiert, trägt auf dem Kopf einen auffallenden Vogelschmuck, der offenbar dessen »Vogelmanifestation« symbolisieren soll. Desgleichen ist diese Ereignis-Imitations-Szene auch auf mehreren Stelen in Piedras Negras dargestellt. Dort hat offenbar jeder Maya-Herrscher beim Amtsantritt die Himmelszene nachgespielt. Da sich aber das ursprüngliche Ereignis im Himmel zutrug, setzten sich die Herrscher bei dem religiös-kosmologischen Rollenspiel auf ein Gerüst, umrahmt von einem Himmelsband, ganz oben gekrönt von der rätselhaften »Vogelmanifestation«. [7]

Interessant sei die auf der San-Bartolo-Szene abgebildete »Krone«, so Erik Boot, denn sie ähnele zeitgleichen ikonografischen Motiven der Olmeken [7]. Und wie sehen die aus? Wie eine fantasiereiche Variante eines Kopf und Kinn umschließenden Raumfahrerhelms, der nur das Gesicht freilässt und vor der Nase das so typische und nie fehlende »Atemzeichen« zeigt.

Das »God D Court«-Gefäß aber zeigt offenbar das ursprüngliche Ereignis in ferner Vergangenheit in »Originalbesetzung« inklusive Bolon Yokte: einen Amtsantritt von Gott Gl irgendwo an einer himmlischen - nicht irdischen - Stätte. Muss denn aber jede Szene, in der eine Gestalt eine Kopfbedeckung überreicht bekommt, die nur von den Altamerikanisten als »Krone« gedeutet wird, unweigerlich eine »Amtseinführung« sein? Vielleicht ist damit auch etwas ganz anderes gemeint. Möglicherweise der

Beginn einer Reise mit der Überreichung der dabei nötigen Kopfbedeckung? Zu solch einem Szenario würden Worte wie »gingen« und »himmlisches Gepäckstück« viel besser passen, ganz zu schweigen von einem fantasievoll als Vogelgott dargestellten Flugobjekt.

Ein mysteriöses Flugobjekt

Der diese Handlung leitende Gott D heißt hier Itzam Na Yax Kojaj Mut, eine bemerkenswerte Bezeichnung, die offenbar seinen Namen mit der mysteriösen »Vogelmanifestation« verbindet. »Kokaj« kann man übersetzen mit »Feuerfliege« oder »Stern« oder »Feuerstern«, während »Mut« mit »Vögel« übersetzt wird. [7] Ein wahrlich rätselhafter Feuersternvogel, der auch in anderen Inschriften und bei Ikonografien als Bezeichnung für die »Vogelmanifestation« des Gottes D vorkommt.

Mark U. Zender, Experte für Maya-Hieroglyphen, Professor an der *Tulane University* und Lehrer an der *Harvard University*, deutet die Endpassage des Textes auf dem Monument von Tortuguero als das Erscheinen einer Gruppe von Göttern, speziell der »Vogelmanifestation« des Gottes D. Das ist eine für einen etablierten Wissenschaftler recht außergewöhnliche Spekulation. [3]

Rätselumwoben ist ebenfalls die Textpassage »ta chak joy-aj« auf dem Tortuguero-Monument, aber auch hochinteressant. »Ta« ist eine Vorsilbe und zeigt nach Meinung von Gronemeyer und MacLeod eventuell die Lokation an, in oder auf die Bolon Yokte »herabsteige«. Die Glyphe »joy« aber wurde unterschiedlich übersetzt. Laut Laughlin könne es bedeuten: »herumdrehen«, »im Kreis sitzen«, »kreisend umhergehen« oder »umgeschlossen sein«. Aulie und Aulie übersetzen es mit »rotieren, drehen« und Kaufmann mit »Drehungen machen«. All diese Übersetzungsvarianten basieren auf verschiedenen Maya-Sprachen. Ganz anders übersetzen es Gronemeyer und MacLeod mit »ankleiden«, »etwas umbinden«. Da sie daraus schlossen, dass es bedeute, dass Bolon Yokte sich ein besonderes Kostüm anziehe, prophezeie die Endpassage wohl nichts anderes als seinen Amtsantritt.

Was denn nun? Sich drehen oder etwas anziehen? Im Dresdener Codex auf Seite 67 kommt diese Glyphe ebenfalls in einem Text vor, rechts neben Gott B (Chak), der einen Sack mit Gott K darin hält. Hier bedeutet die Textpassage, Gott K sei »eingeschlossen«. Auf Seite 60 des Dresdener Codex attackiert Bolon Yokte einen anderen himmlischen Bewohner,

Gott N, und zerstört die Stützen, die den Himmel aufrecht halten. In der Inschrift sieht man ebenfalls die Glyphe »joy«: Der Text beginnt mit dem Datum 4 Ahau 8 Kumku (Beginn des Kalenderzyklus 3114 v.Chr.) und spricht vage von einem »Ende der Tage«. Was aber bedeutet »joy«? Etwas einschließen, etwas umrunden, umkreisen - oder ein Gewand anlegen? Das alles ist noch immer sehr rätselhaft. [3] Wird Bolon Yokte nicht nur »herniedersteigen«, sondern wird er sodann auch etwas »umrunden«? Vielleicht dabei »eingeschlossen« in ein »Flugobjekt«?

Falls Bolon Yokte mit Gott L identisch ist - und vieles spricht dafür -, dann macht das dessen rätselhafte »Vogelmanifestation« umso interessanter. Diese Bezeichnung ist eine Formulierung unserer heutigen Altamerikanisten und entstand aufgrund der Tatsache, dass Gott L einmal neben diesem Objekt dargestellt wurde, dann als Einheit mitsamt diesem Objekt, als fantasievoller Kopfschmuck symbolisiert. Die Maya-Experten sprechen von Theopolymorphismus [7] und von einem Gott, der sich zum einen als Person, zum anderen als »Vogel« manifestieren, sich in einen »Vogel« verwandeln konnte.

Was aber, wenn die Maya - Menschen, die noch nie gesehen oder gehört hatten, dass man in ein Flugobjekt einsteigen kann und mit diesem quasi, von außen gesehen, eine Einheit wird - sich nicht anders zu helfen wussten, als dies alles so darzustellen, wie sie es getan haben? Zahlreiche Vasenmalereien zeigen Gott L und die »Principal Bird Deity«. Auf einer dieser Vasen ergänzt eine Inschrift das Bild mit »em-chan-na«, »vom Himmel herabkommend«. [7] Die Maya werden wohl kaum das Herabkommen eines simplen Vogels wert gefunden haben, auf Vasen oder Stein zu verewigt zu werden.

Ist aber Bolon Yokte mit Gott L identisch, so wäre er auch Yacatecuhli, der Patron der Händler und Reisenden, die aztekische Variante des Gottes L. Die Worte Yacatecuhli und Yokte K'uh ähneln sich sogar ein wenig. [4] Ein weiterer Hinweis auf die Identität von Bolon Yokte mit Gott L? Ein Gott der Reisenden und ein Gott, der »herabsteigen« werde - das passt gut zusammen.

Ein Gott aber, der als anwesend bei einem Ereignis am 6. April 3309 v. Chr. und am 13. August 3114 v. Chr. geschildert wird und als »herabsteigend« zu Beginn des 21. Jahrhunderts n.Chr. müsste schon Zeit und Raum überwinden können auf eine Weise, wie wir es uns gerade erst nach Einsteins Relativitätstheorie für mögliche künftige lichtschnelle Dilatationsflüge vorzustellen beginnen, bei denen die Zeit für die Reisenden sehr viel

schneller vergeht als die Zeit für die Daheimgebliebenen. Kein Wunder, dass David Stuart, anerkannter Maya-Experte, über Bolon Yokte sagt: »Ein langlebiger Charakter, der sich noch immer irgendwo in Warteposition befindet, wie ich vermute.« [9]

Das uralte Wissen der Mapuche. Fliegender Berg und Himmelsleiter

VON RAFAËL VIDELA EISSMANN

*»Vom Norden, so sagen sie, kam der Dämon. Er ging auf
dem Land und flog durch die Luft.«*

Fray Félix José de Augusta, 1934

Die Ausbreitung der Inka in Chile scheiterte am grimmigen Widerstand der lokalen Bevölkerung. Die Eroberer nannten sie Araukaner, »Rebellen« oder »Feinde«. Außer ein paar neuen Keramikmustern, ein paar landwirtschaftlichen Erneuerungen und wieder verlassenen Festungen hinterließen die Inka in Chile kaum Spuren.

Mit dem gleichen erbitterten Widerstand waren die Spanier unter Pedro de Valdivia im 16. Jahrhundert konfrontiert, als sie bis nach Chile vordrangen. Die neuen Eroberer nannten die dort lebenden Menschen Mapuche, »Leute vom Land«. Die »Guerra de Arauco«, die Schlacht zwischen den Mapuche und den Eroberern, zog sich über 300 Jahre hin, und später klagte der spanische König Phillip II., sie hätte ihn seine besten Männer gekostet. Einzige positive Folge des Zusammentreffens der Spanier mit den Mapuche: der fantasievolle Silberschmuck, der westliche Handwerkskunst mit uralten Mythenmotiven vereinte.

Die Mapuche kennen einen Schöpfergott namens Ngenechen und mythische Vorfahren, die aus dem Himmelsland Wenu Mapu stammen. Der Wächter des traditionellen Wissens ist der Machi (Schamane), der zugleich für zahlreiche Zeremonien zuständig ist. Und dieses uralte Wissen hat es - aus Sicht der Paläo-SETI-Forschung - »in sich«.

Der fliegende Berg

Die Mapuche erinnern sich an eine schreckliche Katastrophe, die mit einer großen Flut einherging, die fast alles Leben auslöschte. Sie erinnern sich aber auch daran, dass wenige Menschen den Weltuntergang überlebten, weil fremde Wesen sie vorher warnten und weil sie auf einem geheimnisvollen Berg Zuflucht und Schutz fanden.

In dem im Jahr 1674 erschienenen Werk [11 des Jesuiten Diego de Rosales sind es zwei mysteriöse Fremde, die im Tal Tagua Tagua erschienen, zwei »bildschöne junge Männer [...] mit Kleidern und Gesichtern, wie man sie noch nie zuvor gesehen hatte, sodass man glaubte, es seien Engel [...]J.« Sie behaupteten, so Diego de Rosales, vom Herrn von Himmel, Erde, Mond und Sternen gesandt worden zu sein, um sie zu warnen, weiterhin ein derart sündiges Leben zu führen. Nach einigen Jahren seien die beiden »Engel« wieder erschienen, um die Warnung zu wiederholen, und erneut seien sie aufgrund ihrer Kleidung und Schönheit für himmlische Wesen gehalten worden. Da die Menschen nicht auf die Warnung hörten, habe der Himmelsgott eine große Flut geschickt, die alles unter sich begrub.

Der Ethnologe Bianca Santa Cruz schrieb 1938 [2], ein weißer, bärtiger Mann namens Trome habe die Mapuche vor der Flut gewarnt. Er habe eines Tages auf dem heiligen Berg Tenten gestanden, zu dem später viele Mapuche flohen, als die Katastrophe begann. Als eine Gruppe von Menschen den Berg, der »auf vier Beinen« stand, erreicht hatte, begann dieser sich in die Höhe zu erheben, so hoch, dass sie glaubten, den Himmel zu erreichen. Der Berg Tenten habe dabei »gepfiffen«.

Wie kamen die Mapuche auf die Idee eines »Berges« mit vier Beinen, der sich über die Fluten erheben konnte, so hoch, dass sie bis heute glauben, einige der Überlebenden seien dabei von der Sonne verbrannt worden? Und wer waren die himmlischen Wesen, die die Menschen vor der Katastrophe warnten? Als »Engel« werden sie wohl erst nach dem Einfluss christlicher Missionare gedeutet und überliefert worden sein.

Ein anderer Priester, Juan Ignacio Molina, gibt in seinem Werk aus dem Jahr 1776 [3] einen weiteren Hinweis auf diesen fliegenden Berg. Unter den Mapuche, so schrieb er, gebe es eine Überlieferung über eine Große Flut und einen »Berg, geteilt in drei Gipfel, genannt Thegtheg«. Man habe ihn »Donnermacher« (tonante) und den »Blitzenden« (centellante) genannt und wusste, dass er über den Wassern schweben konnte.

Ein merkwürdiger Berg mit Beinen, der donnern, blitzen und fliegen konnte. War es gar kein Berg, sondern ein Flugobjekt, vielleicht die »Heimat« der »Engel« und himmlischen Wesen, die vor der Flut gewarnt

hatten? War das »Donnern« und »Blitzen« eine Umschreibung der Mapuche für Start- und Fluggeräusche sowie Begleiterscheinungen?

Weitere Details erfahren wir durch Antonio Cárdenas Tábies. Er erwähnt Huichal, den »göttlichen Engel«, der Antiray, die Tochter des Gottes Uchachao, gewarnt habe. Man müsse mit Mann und Maus zur Insel Alhues (deren Namen bedeutet »Himmlische Geister«) fliehen. Von dort stammten die Vorfahren. Wenn der Meeresspiegel wieder sinke, werde man zurückkommen zum irdischen Paradies, das sich in einer großen Höhle eines Berges befinde. Es geschah, wie vorhergesagt. Antiray, Huichal, Verwandte und etliche Tiere flogen zum »Berg« Tenten und schwebten mit ihm über den Wassern. (4)

Die *Geophysical American Union* konnte 2007 mit geologischen Belegen nachweisen, dass vor rund 13 000 Jahren ein Himmelskörper auf die Erde fiel und einen Feuerregen verursachte, der große Regionen der nördlichen Hemisphäre verbrannte und Eisberge zum Schmelzen brachte, deren Wasserfluten den Golfstrom verursachten und die Küstengebiete überfluteten. War das die Große Flut, von der die Mapuche berichten? War das die Katastrophe, die dazu führte, dass sich die Anden hoben und der Seehafen von Tiahuanaco auf einer Höhe von 3850 Metern über dem Meeresspiegel zu liegen kam?

Die Himmelsleiter

Die Zeremonie Nguillatun ist die wichtigste religiöse Feier der Mapuche, geleitet durch einen Machi (Schamanen). Die Feier kann bis zu vier Tage dauern und findet an einem heiligen Platz statt, der nur diesem Zweck dient. Während der Feier bittet man den Hochgott Ngenechen und die himmlischen Vorfahren um gute Ernte, Fruchtbarkeit und um Schutz vor Dürreperioden, Überflutungen und anderen Katastrophen.

Im Zentrum des Platzes steht Rehue (auch Kemukemu, »Leiter« genannt), eine siebenstufige Leiter mit einem Kopf auf der Spitze, der in Richtung Sonnenaufgang schaut. Zweige der Winterrinde und der chilenischen Weinbeere bedecken während der Zeremonie die Seiten der Leiter, während an ihrer Basis Opfergaben niedergelegt werden.

Die Leiter ist ein Symbol für den Kontakt zwischen Himmel und Erde und repräsentiert die sieben Stufen des Universums oder des Weges zu den Göttern. Genau von hier aus könne man die himmlische Welt der Wenu Mapu erreichen, von der einst die Vorfahren zur Erde kamen und die noch

immer bewohnt sei. Während der Zeremonie klettert der Schamane oder die Medizinfrau auf eine kleine Plattform oben auf der Leiter, singt und schlägt die Trommel. (5)

Die Trommel - Kultrún - ist ebenfalls ein symbolträchtiger Gegenstand der Mapuche-Religion. Die Trommel enthält den Atem oder die Seele des Machi sowie heilige Objekte, zum Beispiel magische Steine, Muscheln, Federn, Heilkräuter oder Saaten. Die Trommelhaut ziert ein Kreuz, die vier Teile der Erde repräsentierend, sowie eine unsichtbar gedachte senkrecht aufsteigende Linie im Zentrum, die den Weg zum Himmel darstellt, den der oder die Machi »geht«, um die Götter oder die Welt der Vorfahren zu besuchen.

Während der Nguillatun-Zeremonie versammelt man sich um die Himmelsleiter, auf die der Machi - heute meist eine weibliche Person - klettert, beginnt rhythmisch zu tanzen und heilige Gesänge zu intonieren und um die Leiter herumzugehen. Am Ende der Zeremonie hat der Schamane oder die Medizinfrau den Gipfel der Leiter erreicht und spricht mit der himmlischen Welt.



Medizinfrauen der Mapuche mit Trommeln. (Historische Aufnahme)

Was aber steckt hinter der Erinnerung an eine Himmelsleiter? War sie ein Symbol für die Besteigung des fliegenden »Berges« Tenten, der über den



*Mapuche-Schamanin mit Himmelsleiter
und Trommel. (Historische Aufnahme)*

Wassern schwebte und später wieder herabkam? Oder war die Leiterein Symbol für die Verbindung zwischen Himmel und Erde? Oder für ein einstmals reales Objekt? Eine Himmelsleiter, über die man eine Welt fern der Erde erreichen kann, überliefern zahlreiche Völker und Länder.

In der Überlieferung der kolumbianischen Catio-Indianer beispielsweise baute Herupotoarra eine Himmelsleiter, die bis zum Mond reichte. Als er sie erkletterte, fiel er von ihr herab und landete auf einer fremden Welt, Armucura »unter der Erde«, bewohnt von Unsterblichen. Er habe eine neue Leiter gebaut und mit ihr wieder die Erde erreicht. [9] Laut einer anderen Mythe der Catio-Indianer habe Gott Caragabi eine wunderbare

Leiter besessen, die auf der Erde begann und bis in den Himmel reichte. Auf ihr konnten Indianer hinaufklettern, wenn sie Rat von den Göttern brauchten. Die Leiter bestand aus Material, das aussah wie dünnes Kristall, und sie hatte ein Geländer und eine Brüstung aus glänzendem Metall. An der Basis der Leiter standen zwei wunderschöne »Blumen«. Caragabi aber habe die Leiter später weggenommen, und der Himmel, den man über sie hatte erreichen können, habe sich weiter von der Erde entfernt. [9]

Uralter Kalender

Auch der Kalender der Mapuche ist bemerkenswert. Laut Juan Nanculef Huaiquinao, einem Mapuche, hatte sein Volk früher einen Kalender mit 13 Monaten, ein Jahr von 364 Tagen ergebend, und kannte Zyklen von 64, 81 und 144 Jahren, die in Verbindung mit verschiedenen Zeremonien standen. Sie kannten sogar einen Zyklus von 12000 Jahren, bekannt als *Marri Epu Warrankci Tripantü*, laut dem wir beispielsweise 2014 im Jahr

12481 lebten. Es ist nicht mehr bekannt, warum die Mapuche-Kalenderrechnung ausgerechnet damals begann. [7] Ein weiteres Beispiel für ein altes Kalendersystem der Mapuche entdeckte Prof. Carlos Gonzales, das auf den Synoden der Venus basierte und in Mustern auf Keramik überliefert wurde. [8]

Die Mapuche haben also einen Kalender, der über 10000 Jahre zurückreicht, und einen astronomischen Schlüssel für die Venusumläufe, kodiert auf Keramik. Jüngst fand eine Gruppe von Archäologen in Taltal im Norden Chiles Reste einer uralten Bergwerksmine, in der vor 12000 Jahren über 2000 Tonnen Material gewonnen worden war. Als Historiker muss ich konstatieren: Das alles passt nur schlecht zu den primitiven Jägern, Sammlern und Bauern, die die spanischen Eroberer in Chile vorfanden. Sind unsere Geschichtsbücher falsch? Übersahen die frühen Europäer uralte Kulturen und deren Geschichte?

Ihr Wissen - *Kimiin* -, so behaupten die Mapuche, stammte von den Überlebenden der Großen Flut, ihren Vorfahren, die vor langer, langer Zeit im fliegenden Berg Schutz gefunden hatten.

Die Mapuche

Die Mapuche (früher mit anderen indigenen Gruppen Chiles und Argentiniens auch Araukaner genannt) waren keine homogene Gruppe, sondern unterteilten sich in geografische Einheiten mit unterschiedlichen Bezeichnungen. Alle aber lebten in den zentralen und südlichen Regionen Chiles, insbesondere in der Gegend La Araucania.

Die Herkunft der Mapuche ist nicht bekannt, möglicherweise stammten sie aus der Amazonasgegend. Der Anthropologe Ricardo E. Latcham entdeckte mehrere linguistische und kulturelle Ähnlichkeiten der Mapuche mit einigen Amazonaskulturen.

Auch die Sprachverwandtschaft der Mapuche ist nicht geklärt; infrage kommen die Penuti-Sprachen der nordamerikanischen Westküste, aber auch die Sprache der Arawaken (Karibik, Mittelamerika bis Südamerika).

Quelle: Latcham, R. E.: »Antropología chilena«. In: *Revista del Museo de La Plata*, Buenos Aires 1909

Rätselhafte Felsbilder in Brasilien. Flugscheiben, ET und fremdartige Wesen

VON EDISON BOAVENTURA JR.

Allgemein geht man davon aus, dass die Sichtung unbekannter Flugobjekte und Begegnungen mit fremdartigen Wesen moderne Phänomene seien. Die Paläo-SETI-Forschung hingegen konnte bereits zahlreiche Hinweise sammeln, die zeigen, dass diese Phänomene weit in die Vergangenheit zurückweisen. Solche Hinweise bietet auch Brasilien.

Im Laufe der Jahre erreichte die Hypothese um Besucher aus dem All auch in Brasilien große Popularität. Dabei schoss man sicher oftmals über das Ziel hinaus, und im großen Enthusiasmus und Übereifer wurden überall Raumschiffe und Aliens gesehen, sei es auf Felsbildern oder auf Steinmonumenten. Es ist auch klar, dass es bei der Interpretation von Felsbildern zu zahlreichen Missverständnissen und Fehlinterpretationen kommen kann, zu sich widersprechenden Spekulationen um deren Bedeutung und Symbolgehalt. Nötig sind tiefer gehende Analysen und Vergleiche aller Motive und Bilder, die die prähistorischen Menschen auf Höhlen- und Felswände malten und ritzten. Zeichneten sie - neben banalen Alltagsmotiven - Phänomene auf, die sie am Sternenhimmel beobachteten? Hinterließen sie für die Nachwelt malerische Berichte über unbekannte und rätselhafte Geschehnisse, deren Zeugen sie waren?

Brasilien's Felsbilder - ein Fall für die Archäo-Astronomie?

In den Jahren 2001 und 2002 hatte ich Kontakt mit Pierson Barreto, einem Mitglied der Astronomischen Gesellschaft von Recife, der inzwischen einen Artikel über mögliche Repräsentationen von Kometen auf Felsbildern in Pernambuco veröffentlichte. Laut Pierson und der Analyse einiger

anderer Fachleute birgt die Nordostregion Brasiliens ein großes Potenzial astronomischer Darstellungen in Bildform, angefertigt durch die Menschen der Prähistorie. Entsprechend jüngerer Studien könnten zahlreiche Felsbilder in Form von »Schlangen«, »Eidechsen«, »Spinnen«, »Vögeln«, »Fischen«, »Fischgräten«, »Fliegenden Monden«, »Haarsternen« und »Fliegenden Sternen« die mythologischen Repräsentationen astronomischer Ereignisse sein.

In Brasilien sind bis heute nur wenige Astronomen und Archäologen auf dem gemeinsamen Gebiet der Archäo-Astronomie tätig. Pierson konnte etliche mögliche Kometendarstellungen nahe der Orte Triunfo und Buique im Staat Pernambuco identifizieren.

Nach dem Austausch von Ideen und Informationen mit Pierson bin ich der Meinung, dass man einige dieser Darstellungen nicht nur einseitig aus astronomischer Sicht, sondern durchaus unter dem Blickwinkel der Paläo-SETI-Forschung betrachten sollte. Möglicherweise führt dies zu zutreffenderen Erklärungen der Motive.

Inzwischen habe ich mich tiefer in diese Materie eingearbeitet und untersuchte vor Ort etliche archäologische Fundstätten mehrerer brasilianischer Staaten mit dem Ziel, einige der Vermutungen, die ich seit Jahren hege, zu überprüfen.

Modern anmutende Szenen

Bevor ich auf die brasilianischen Petroglyphen zu sprechen komme, sei ein kurzer Blick nach Argentinien gestattet. Mein Interesse für südamerikanische Felsbilder hatte begonnen, als ich in einem Artikel des UFO-Forschers Gustavo Fernandez ein Bild sah, das ein Motiv aus Argentinien präsentierte. Das Felsbild war durch ein Team der ehemaligen staatlichen Gesellschaft *Yacimientos Petroliferos Fiscales* (eine Ölgesellschaft) entdeckt worden, das in zehn Kilometern Entfernung von Trèz Arroyos Erkundungen durchführte. Das Bild zeigt eine kuriose Szene: vier Personen - zwei Männer und zwei Frauen - schauen ängstlich auf zwei runde Objekte, die anscheinend über ihren Köpfen schweben.

Ich versuchte, mehr über diese modern anmutende Szene in Erfahrung zu bringen und schrieb eine E-Mail an den Forscher Gustavo Fernandez mit der Bitte um weitere Informationen über die fantastische Petroglyphen. Ich erfuhr, dass sie sich auf dem Grundstück des Museums für Geschichte und Naturwissenschaft »José A. Mulazzi« befindet. Er selbst habe das Felsbild dort gesehen, als er die Stadt Trèz Arroyos 1977 besuchte. Obwohl er nichts

über die Entstehung der Darstellung sagen konnte, schätzte er ihr Alter auf rund 1500 Jahre. Der Museumsdirektor selbst vermutete, es könne sich bei den runden Objekten um Sonne und Mond - oder aber um etwas ganz anderes - handeln.

Im Juli 2003 begann ich mit meinen Forschungen in Brasilien und besuchte die archäologische Stätte Pedra do Bisnau, die sich in etwa 50 Kilometern Entfernung vom Zentrum von Formosa im Staat Goiás befindet. Dort in der Region gibt es zahlreiche archäologische Fundplätze voller Felsbilder, die künstlerische Motive, Alltagsszenen und möglicherweise unbekannte fliegende Objekte zeigen.

Die Felsbilder von Pedra do Bisnau findet man auf der Farm Taquari; es handelt sich um einen flachen Sandsteinfelsen, der eine Zone von rund 6000 Quadratmetern bedeckt und dessen Bilder auf 11 000 Jahre datiert werden. Die Flachreliefzeichnungen zeigen runde Objekte, die aussehen, als seien sie beleuchtet oder als sendeten sie Strahlen aus. Rauch? Lichtkegel? Auf anderen Zeichnungen sieht man fliegende scheibenartige Objekte mit Fenstern, die man klar erkennen kann.

Die bemerkenswertesten Motive sind kreisrund und zeigen rätselhafte Details an der Unterseite. In einigen Fällen erwecken sie den Eindruck von Scheinwerferstrahlen, die vom Boden dieser Objekte ausgehen, wie man es ein paar Meilen weiter in einer Höhle nahe des Hauptquartiers der Farm Marilda zwischen den Städten Parauna und Ivolândia, Staat Goiás, sehen kann. Fluggeräte, die Licht nach unten ausstrahlen, wie dies zahlreiche Personen an verschiedenen Orten der Welt im 20. Jahrhundert beobachtet haben wollen? Oder doch »nur« Kometen?

Was auffällt, ist die Tatsache, dass diese Petroglyphen Darstellungen an anderen archäologischen Fundplätzen gleichen, so wie etwa in Ferreira Gomes im Staat Amapá, einer Stätte, die ich im Jahr 2002 aufsuchte. Auf einem flachen Felsen konnte ich etliche interessante Bilder erkennen, von denen besonders zwei meine Aufmerksamkeit erregten: Sie zeigten eine runde Struktur mit etlichen konzentrischen Kreisen mit einer Art dreibeinigem Stativ oder einer Landevorrichtung sowie eine runde Darstellung mit einer Art »Schwanz«, die entweder ein Komet sein soll oder aber etwas, das den UFOs ähnelt, die in Nordbrasilien im Zeitraum zwischen 1977 und 1981 beobachtet wurden, bekannt als »Chupa-chupa«-Phänomen. Dieses wurde durch COMAR I (Pará Staat) von der brasilianischen Luftwaffe untersucht.

Ich möchte an dieser Stelle erwähnen, dass es im Rahmen von UFO-Sichtungswellen Beschreibungen, Fotos und Filme unidentifizierter fliegen-

der Objekte gibt, die schwanzartige Anhängsel aufwiesen - und hier handelte es sich ganz klar nicht um Kometen!

Beobachteten unsere Vorfahren vor langen Zeiten ebenfalls rätselhafte fliegende Objekte am Himmel, deren Erscheinen sie auf Felswänden festhielten? Objekte, die von ihnen als Himmelswesen oder Himmelswunder interpretiert wurden? Was immer sie sahen und in das Gestein prägten, muss so große Bedeutung gehabt haben, dass sie es für künftige Generationen hinterlassen wollten.

Im Februar 2010 besuchte ich verschiedene Höhlen in Chapada Diamantina im Staat Bahia und fand Felsbilder, die denen von Goiás und Amapá auffallend ähneln. Diese Petroglyphen in Lapa do Sol in Iraquara sollten von Nomaden stammen, die hier vor acht- bis zwölftausend Jahren vorüberzogen. Die Felsbilder dieser Region sind meist einfarbig, ausgeführt in rötlichen Tönen aus Eisenoxid oder Hematit. In einigen Fällen - so wie bei der »Sonne« oder dem »Kometen« - benutzten die Künstler drei bis vier verschiedene Farben.

Doch handelt es sich wirklich um Sonnen oder Kometen? Archäologen, wie beispielsweise Carlos Etchevarne, vermuten, dass es sich auch um ganz andere als rein astronomische Motive handeln könne. Etchevarne betrachtet zwar die Archäo-Astronomie als guten Forschungsansatz, hält deren Deutungsvorschläge aber nicht für bewiesen.



Rundes Objekt in der Grotte Lapa do Sol, Bahia, Brasilien. (Foto: Boaventura)

Die mysteriösen runden Objekte in der Grotte von Lapa do Sol haben Parallelen mit anderen Fundstätten im Staat Bahia, wie beispielsweise Toca do Cosmos, der Veinho-Höhle oder Höhlen in Mucuge. Auch Felsbilder im brasilianischen Staat Rondonia in der Nähe von Presidente Medici und Costa Marques zeigen ähnliche runde Objekte.

ET und Ameisenmann

Obwohl die Darstellungen fremdartiger Wesen auf Höhlenzeichnungen Brasiliens eher selten sind, sieht man in der Gemeinde Paramirim, Bahia, in Sitio Mateus II einen Humanoiden mit großem Kopf, der im Vergleich mit dem Körper unproportional wirkt und der eine Art Helm zu tragen scheint. Die Figur ähnelt Höhlenbildern, die man in anderen Teilen der Welt gefunden hat.

In Begleitung eines Führers besuchte ich die archäologische Stätte von Serra das Paridas in etwa 36 Kilometern Entfernung von Lenóis, die 2005 durch Zufall auf dem Land des Evangivaldo Evangelista Matos entdeckt worden war, nachdem ein Feuer die Felsen freigelegt hatte. Inzwischen konnten hier Tausende von Felsbildern mit verschiedenen Motiven dokumentiert werden. Hier gibt es eine Touristenattraktion, die weit bekannt wurde als »ET«, da die dargestellte Figur auffallend dem Wesen mit drei



Der »ET« von Serra das Paridas, Bahia, Brasilien. (Foto: Boa ventura)

Fingern ähnelt, das Steven Spielberg in seinem erfolgreichen Science-Fiction-Film verewigte. Ich musste schmunzeln, als ich bei meinem Besuch der Stätte direkt über dem Kopf der humanoiden Figur eine Art Kugel mit Löchern entdeckte. Ein Raumschiff? Und das dreifingrige Wesen? Eine Schildkröte, wie manche vermuten? Ein fremdartiges Wesen? Ein Ameisenmann? Das Bild ist und bleibt rätselhaft.

Jahrelang besuchte ich Stätten mit Felsbildern verschiedener brasilianischer Staaten und anderer Länder und bin nun davon überzeugt: Der Vergleich all dieser Daten mit denen anderer Kontinente und Stätten ist nicht nur lohnend, sondern dringend notwendig. Vielleicht bringen erst Erklärungen aus dem Blickwinkel der Paläo-SETI- oder der UFO-Forschung Antworten auf die Fragen nach der Bedeutung der Motive.

Als ich gegen Ende des Jahres 2003 einige der zahlreichen archäologischen Stätten in Formosa, Goiás, besuchte, berichteten mir Anwohner von einer Höhle, in der es - ebenfalls - eine Figur gebe, die aussehe wie ET aus dem Hollywood-Film. In der Grotte fand ich mehrere mysteriöse Zeichnungen, die wie Raumschiffe und Sterne wirkten, die sich entlang der Höhlendecke hinzogen. An einer vorstehenden Stelle entdeckte ich eine Figur, die mich sofort mit ihrem großen Kopf, den riesigen Augen und dem fehlenden Mund und der nicht vorhandenen Nase an die typischen »Kleinen Grauen« erinnerte. Als ich eine Skizze der Figur anfertigte, erfuhr ich.



Fremdartiges Wesen an einer Felswand in Formosa, Goiás. Brasilien. (Foto: Boaventura)

dass Bauern der Region zu verschiedenen Zeiten hier rätselhafte Lichtkugeln gesehen hatten.

Welche Erklärung gibt es dafür, dass Felsbilder an verschiedenen Plätzen und weit voneinander entfernt ähnliche Motive aufweisen? Bislang konnte noch keine allseits überzeugende Antwort auf diese Frage gefunden werden - weder innerhalb der etablierten Wissenschaft noch außerhalb von ihr.

Ich plädiere dafür, die brasilianischen Motive mit denen anderer Länder und Kontinente zu vergleichen, mit wissenschaftlichen Methoden an die Erforschung dieser Felsbilder heranzugehen und unseren Geist für mutige Interpretationen offenzuhalten.

Die Inka vor den Inka. Die verlorene Stadt Machu Picchu

VON WOLFGANG SIEBENHAAR

*»Brich auf und suche jenseits der Berge.
Es gibt etwas Verborgenes, Verlorenes, das auf dich wartet.
Geh und entdecke es!«*

Rudyard Kipling

Juli 2011: Die Feierlichkeiten zum 100. Jahrestag der Entdeckung von Machu Picchu durch den Archäologen Hiram Bingham sind in vollem Gange. Denn am 24. Juli des Jahres 1911 war es, als der 35-jährige Wissenschaftler der Yale-Universität nach einem beschwerlichen Aufstieg unterhalb eines schwindelerregenden Gipfels über dem wild dahinbrausenden Urubamba sich inmitten von steinernen Treppen, Häusern und Plätzen wiederfand:

»Plötzlich standen wir vor zwei der schönsten und interessantesten Strukturen des antiken Amerikas. Hergestellt aus weißem Granit, waren die Mauern von zyklonischem Ausmaße, höher als ein Mensch. Der Anblick zog mich in seinen Bann.« [11

Ein amerikanisches Mysterium

Abgesehen davon, dass Bingham allenfalls der Wiederentdecker Machu Picchus war, der die Ruinenstadt für die Weltöffentlichkeit zugänglich gemacht hat - denn Machu Picchu war unter der einheimischen Bevölkerung immer bekannt, wurde schon auf einer Karte des deutschen Landvermessers Herman Göhring aus dem Jahr 1874 aufgeführt und 1902 von Augustin Lizarraga besucht -, erhebt sich die Frage, was denn Hiram Bingham eigentlich entdeckt hat. War es eine Inka-Stadt, der letzte Zu-

fluchtsort nach der spanischen Eroberung des Inca, des Gottkönigs des Inka-Volkes, ein heiliger Ort der Sonnenjungfrauen, die Sommer- oder Winterresidenz des Inca oder gar das mythische Tampu T'oqo, der Ursprungsort der Inka, wie Hiram Bingham annahm? All das ist je nach Laune der Forscher bis heute im Gespräch, und niemand weiß etwas Genaues.

Das ist schon recht erstaunlich, wenn man bedenkt, dass Machu Picchu wohl die berühmteste und am meisten besuchte Ruinenstätte Perus ist. Aber was wäre, wenn keine dieser Annahmen zutreffen würde? Schließlich ist die reale Faktenlage mehr als dürftig. Da Machu Picchu im Herzen von Peru und somit auch im Herzen des ehemaligen Inka-Reiches liegt, ist es für praktisch alle Forscher selbstverständlich, dass es sich um eine Anlage aus der Inka-Zeit gehandelt haben muss. Ein verhängnisvoller Zirkelschluss, dem wir an vielen Orten in Peru begegnen. Denn zwischen gesichertem Wissen und Wunschvorstellung, wie sie uns vor allem in den Medien verkauft wird, liegen oft Welten, nur spricht man darüber nicht. Man glaubt, dass Machu Picchu um 1450 erbaut und nach der Eroberung des Inka-Reiches durch die Spanier verlassen wurde und danach langsam verfiel.

Dass die Spanier Machu Picchu nicht kannten und somit nicht erobern konnten, ist Fakt. Nur muss man sich fragen, inwieweit die Inka selbst Machu Picchu kannten. Wer einmal durch diese Örtlichkeit geht, dem fällt schnell auf, dass in dieser »verlorenen Stadt« unterschiedliche Baustile vorhanden sind, die sich voneinander gravierend unterscheiden. Dies ist schon verwunderlich, wenn man bedenkt, dass die Stadt ja erst um 1450 erbaut und nicht einmal 100 Jahre lang bewohnt worden sein soll. So gibt es beispielsweise eine Megalithbauweise, wie wir sie etwa von Sacsayhuaman her kennen, auf die dann eine andere, einfachere Steinarchitektur aufgesetzt wurde. Kann es sein, dass hier auf den Grundmauern einer alten, längst vorhandenen Stadt von den Inka eine neue Ansiedlung errichtet wurde? Ein Verfahren, das bei diesen aggressiven Eroberern nicht unüblich war. Sie benutzten oftmals Bauwerke von anderen, von ihnen unterjochten Völkern, und gaben sie dann als ihre eigenen Schöpfungen aus. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Bericht des spanischen Konquistadors Don Antonio Altamirano (gest. 1555), der mit seinem Freund Miguel Ruftno an der Eroberung Perus unter Francisco Pizarro teilnahm. Während der Eroberung Cuzcos wurde von den Spaniern auch das Haus der Sonnenjungfrauen geplündert. Eine junge Inka-Prinzessin, die aclla Gualca, flüchtete vor einer Horde betrunkenen Spanier, warf sich jenem Miguel Rufino vor die Füße und bat ihn um seinen Schutz. Angewidert

von dem Verhalten seiner Landsleute erschlug er einen von ihnen und versteckte sich mit dem Mädchen mehrere Tage lang in einem Haus in Cuzco. Da schlug sie ihm vor, mit ihr zusammen in eine Stadt zu fliehen, deren Zugang niemand kannte, »abgesehen von den Sonnenjungfrauen, denn die Stadt war heilig seit alten Tagen«. Nachdem sie drei Tage lang den Urubamba-Fluss entlanggezogen waren, kamen sie in dichten Dschungel und mussten einen steilen Berghang hinaufklettern. Dort erhob sich eine Stadt, die, so schildert es der Konquistador Rufino, »wie auf der Schneide einer Schwertklinge errichtet« war.



Blick auf Machu Picchu, das auch 100 Jahre nach seiner Wiederentdeckung nichts von seiner Faszination verloren hat. (Foto: Tatjana Ingold)

Mit ähnlichen Worten beschrieb auch Hiram Bingham Machu Picchu, als er den in den »grünen Ozean« des Amazonas versunkenen Ort zum ersten Mal sah. In der *Chronik des Don Antonio Altamirano* zitiert der Chronist Miguel Rufino, der die Stadt auf dem steilen Bergkamm mit ihren stufenförmigen Terrassen, Palästen und verlassenen Tempeln, mit leeren Toren und geborstenen Dächern verblüffend ähnlich beschrieb. Ein uralter Indianer, ein Amauta, wie er von Rufino genannt wurde, bewachte die Stadt und wies den beiden Flüchtlingen einen Palast als Wohnort zu, der im Verfall begriffen war, wo aber »noch goldene Götterbilder in den trapezförmigen Nischen leuchteten«.

Die beiden Flüchtlinge lebten dort etwa ein Jahr, dann brach ein Aufstand gegen die Spanier aus, in dessen Verlauf der Mann, der einst aus dem fernen Burgos nach Peru gekommen war, umkam, weil er nun an der Seite des Manco Inca kämpfte. So weit der Bericht des Don Antonio Altamirano. Kann es sein, dass der spanische Dissident und seine Geliebte nach Machu Picchu flüchteten?

Die Amerikanistin und Archäologin Simone Waisbard, die nach systematischer Quellenforschung auf die erstaunlichen Textpassagen in der alten spanischen Chronik gestoßen war, merkt zu dieser Frage an:

»Wenn Don Antonio Altamirano auch den Namen Machu Picchu nicht aussprach, so stimmt die Erzählung doch mit den Ereignissen der Periode des Aufstands Mancos im Jahr 1533 überein.«

Dann muss Machu Picchu aber wesentlich älter sein als bisher angenommen und kann ursprünglich nicht von den Inka stammen. Denn die Stadt befand sich ja einerseits bereits *»im Verfall«*, war bis auf einen Bewacher schon verlassen, und andererseits war *»die Stadt [...] heilig seit alten Tagen«*. Wäre die Stadt von den Inka erst um 1450 erbaut worden, könnte sie unmöglich in einem solchen Zustand gewesen sein. Zu dieser Schlussfolgerung gelangte übrigens auch die Inka-Archäologin S. Waisbard [2]:

»Daraus ergibt sich, dass sie als verlorene Stadt einer adligen Rasse - vielleicht vorinkaisch /.../ - in der Folgezeit zum Geheimnis der Erwählten Frauen des acllahuasi von Cuzco wurde. Das würde erklären, warum kein Chronist nach dem Ende der Inka das Geringste davon wusste oder berichtete.«

Rätselhafte Erbauer

Zudem zeigen aktuelle Funde, dass andere Kulturen vor den Inka in der Machu-Picchu-Region siedelten. Die Wari-Kultur beispielsweise hinterließ unweit der beeindruckenden Bergzitadelle erst jetzt entdeckte Gräber, die 200 Jahre älter datiert werden, als die offizielle Archäologie dies für Machu Picchu annimmt. Juan Garcia [3], verantwortlicher archäologischer Projektleiter, kommentiert denn auch, dass dieser Fund die wichtigste Entdeckung sei, die möglicherweise höher zu bewerten ist als die Stadt Machu Picchu selbst.

Es ist schon erstaunlich, was die Inka während der relativ kurzen Zeit ihrer Herrschaft so alles vollbracht haben sollen. Von den Anfängen unter Manco

Capac bis zum Tode des 13. Inca Atahualpa am 29. August 1533 haben diese Indianer gigantische Städte und Bauwerke errichtet, Kunstwerke und hochwertige Textilien in Massen produziert, Gold in großen Mengen gefördert und verarbeitet, selbst in 4000 Metern Höhe ertragreiche Äcker angelegt und mit einem künstlichen Kanal- und Bewässerungssystem versorgt, eine Infrastruktur ohnegleichen errichtet - ein Straßen- und Brückensystem für das gesamte Reich quer durch die Anden -, eine einende Religion eingeführt und eine eigene Ideologie gegen fremde Gewohnheiten durchgesetzt, dies alles mit einer hervorragend organisierten Administration ausgestattet und vieles mehr. Das Ganze unter ständigen Kämpfen mit anderen Völkern, die sie nach und nach eroberten und assimilierten. Am Ende hatte ihr Reich eine Längenausdehnung von über 4000 Kilometern in der Nord-Süd-Ausrichtung. Alles ohne Kenntnis der Schrift, des Rades oder Eisens!

Man darf in diesem Zusammenhang auch nicht vergessen, dass die eigentliche Expansion des zunächst auf das Gebiet von Cuzco beschränkten Inka-Reiches erst mit dem 9. Inca Pachacuti zu Beginn des 15. Jahrhunderts begann. Das Großreich existierte also gerade einmal 130 Jahre! Wer die Chroniken des Pedro de Cieza de Leon [4] liest, kann nur umso mehr über ihre angeblichen Großtaten staunen, denn sie waren während des Großteils ihrer Herrschaftszeit nicht nur mit Expansionskriegen beschäftigt, sie wurden auch selbst häufig angegriffen, und mehr als nur einmal stand ihre Existenz auf des Messers Schneide. Umso unwahrscheinlicher ist es daher, dass alles, was von ihnen stammen soll, in dieser kurzen Zeitspanne auch von ihnen erbaut und hergestellt wurde.

Viel zu lange hat man sich anscheinend auf die inkaischen Überlieferungen blind verlassen. Doch langsam scheint ein Umdenken einzusetzen. So schrieb selbst *Bild der Wissenschaft*:

»Die Ethnologen erlagen zu lange den inkaischen Legenden, die Archäologen schielten zu häufig auf die spanischen Chroniken [...]. Was sie den spanischen Chronisten erzählten, war mehr Fama als Fakt und wurde von den Europäern auch oft falsch verstanden. Dieses Konglomerat aber ist die Basis der sogenannten historischen Chroniken, nach denen teilweise noch heute die Geschichte der Andenvölker geschrieben wird. Man kann mit ihnen nicht ein einziges vorspanisches Jahrhundert widerspruchsfrei darstellen.« [5]

Völker ohne Schrift?

Es gilt als ausgemacht, dass die Inka die Schrift nicht kannten. Doch bereits 1968 wies Erich von Däniken in *Erinnerungen an die Zukunft* darauf hin, dass der Legende nach die Inka vor langer Zeit einmal eine Schrift besessen haben sollen, die aber der 63. Inka-Herrscher Pachacuti IV. vollständig vernichten ließ. Das war ein Fressen für die Kritiker. So schrieb einer von ihnen im Hinblick auf diese Textpassage süffisant:

»Einen 63. Inka-Herrscher dieses Namens hat es nie gegeben. Insgesamt regierten 13 Inkas ...« [6]

Nein, wie schlau! Als hätte das ein Erich von Däniken nicht auch schon 1968 gewusst! Natürlich hat es, wenn man den mündlichen durch die Spanier aufgezeichneten Überlieferungen glauben kann, nur 13 Inka-Herrscher gegeben, deren Taten uns durch eben diese Überlieferungen heute bestens bekannt sind. So steht es in jedem Schulbuch. Was aber wenig bekannt ist: Es gibt auch Überlieferungen, die, falls sie zutreffen sollten, ein ganz anderes Bild von den Inka zeigen.

Der spanische Chronist Fernando Montesinos war Jurist und bereiste Peru von 1629 bis 1644. Während dieser Zeit sammelte er Sagen und Erzählungen der Inka aus der vorspanischen Epoche, die er später veröffentlichte. Und siehe da: Montesino behauptete bereits im 17. Jahrhundert, dass die Inka in frühen Zeiten einmal eine Schrift gehabt hätten, die dann - eben auf Befehl dieses Inca Pachacuti IV. - vernichtet worden sei.

Einer anderen Legende zufolge sollten die Inka, die die Schrift bereits vorfanden, als sie Peru langsam eroberten, diese einfach im Laufe der Zeit vergessen haben, zumal sie ja nicht von ihnen stammte. Eine ungeheure Behauptung, widerspricht sie doch allem, was man über die Inka zu wissen glaubt. So empört sich denn auch der Autor Fernand Salentiny in seinem Buch *Machu Picchu*:

»Dass die Inka die Schrift einfach vergessen hätten, entbehrt jeder seriösen Grundlage. Es ist unvorstellbar, dass die Inka als Pragmatiker diese Schriftsysteme nicht übernommen und weiterhin dem Gedächtnis die Weitergabe wichtiger Mitteilungen überlassen hätten, wie sie es bis zur spanischen Invasion taten.«

Klingt zwar logisch, muss es aber nicht sein. Denn angenommen, es hätte ein vorinkaisches Schriftsystem gegeben - wir wissen nicht, warum es verboten oder vernichtet oder vergessen wurde. Die Inka haben viele erstaunliche Bauwerke von älteren, längst vergessenen Kulturen über-

nommen und als die ihrigen ausgegeben. Das wissen wir heute genau. Wäre es da nicht denkbar, dass aus eben diesem Grund eine vorinkaische Schrift verboten worden wäre, in der man ganz sicher einiges über die präinkaischen Kulturen und über die Erbauer der großen Bauwerke hätte erfahren können, also Überlieferungen, die den Inka-Herrschern nicht unbedingt in den Kram gepasst hätten?

Zugegeben, eine Spekulation, aber denken wir doch einmal an die vielen Bücherverbrennungen vom Altertum bis in die Neuzeit. Ging es da nicht immer um Rechthaberei? Wollte man sich da nicht auch unbequemer Wahrheiten entledigen? Selbst heute gibt es doch Staaten, in denen der Besitz vieler Bücher, die für uns selbstverständlich sind, verboten ist. Einfache Wahrheiten, die in jedem Schulbuch stehen, kommen gar nicht vor. Dort dürfen nur die Wahrheiten von »großen und geliebten Führern« veröffentlicht werden, da wird den Schulkindern beispielsweise eingehämmert, dass der »große und geliebte Führer« praktisch im Alleingang das eigene Volk vom Kolonialismus befreit hat, obwohl der in Wahrheit zu dieser Zeit völlig unbekannt war. Nur steht das eben in Büchern, die niemand lesen darf. So etwas geschieht heute noch in Nordkorea. Obwohl das Inka-Reich kulturell sehr hochstehend war, dürfen wir nicht vergessen, dass dieser Staat - ähnlich wie in unserem modernen Beispiel - ein sehr autoritäres Reich war. Das Wort des alleinigen Herrschers, des Inca, war sozusagen Gotteswort.

Und was das Vergessen von Schrift angeht, liegen uns zahlreiche historische Beispiele für einen solchen Vorgang vor. So fällt die westliche ägäische Sphäre nach 1100 v. Chr. in ein schriftloses Stadium, nachdem zuvor über Jahrhunderte das Schriftsystem der Linear-A- und Linear-B-Schrift die minoische und mykenische Kultur geprägt hatte. Die »dunklen Jahrhunderte« brachen über Ägäis herein, die erst durch eine neue Schriftkultur, das phönizische Alphabet, überwunden wurden.

Noch etwas ist anzumerken: Wer jemals die fantastischen Ruinen von Tiahuanaco oder insbesondere Puma Punku gesehen hat, mit ihren vielen Verschachtelungen auf kleinstem Raum, für den ist klar: Da war exakte technische Planung erforderlich, da muss es irgendeine Art von Schrift zur Fixierung und Übermittlung der Gedanken gegeben haben. Allerdings lag die Blütezeit von Tiahuanaco und Puma Punku lange vor der des Inka-Reiches.

Brüchige Inka-Chronologie

Wie bereits gesagt: Wir wissen insbesondere durch die spanischen Chronisten, dass das Reich der Inka von insgesamt 13 Inka-Gottkönigen regiert wurde und mit dem Tod des letzten Herrschers Atahualpa am 29. August 1533 endete. (Alle »Regenten«, die danach folgten, waren mehr oder weniger Marionetten der Konquistadoren.) Von den spanischen Abenteurern wurden uns die Taten der einzelnen Inka-Herrscher überliefert, welche Eroberungen sie machten, welche Städte und Bauten sie errichten ließen. Prof. Catherine Julien, Department für Geschichte der *Western Michigan University* (USA), vermerkt denn auch sehr kritisch:

»Die Spanier haben dem ihnen Erzählten vermutlich eine chronologische Ordnung gegeben, das heißt, sie haben die inkaische in eine den Spaniern geläufige Form übertragen. Wenn beispielsweise die Spanier ihre Informationen von den Bewahrern der Lebensgeschichten einzelner Herrscher gesammelt haben, dann ist die historische Abfolge der Inka-Herrscher, die sich in den meisten Geschichtswerken findet, möglicherweise die Folge einer Interpretation der Quellenangaben, da eine chronologische Abfolge wie in der spanischen Geschichtsschreibung eingeführt wurde. Die Abfolge der Herrscher wäre dann eine Hispanisierung der ursprünglichen inkaischen Überlieferung.«
[7,81

Ganz anders hingegen die Überlieferungen, die der Chronist F. de Montesinos [9] in seinen *Memorias Antiguas Historiales y Politcas del Peru* (1644) aufgezeichnet hat. Er veröffentlichte eine Liste von mehr als 100 Königen, die vor den Inka in Peru regiert hätten; sogar die Regierungszeiten der einzelnen Könige werden oftmals genannt. Demnach begann die Geschichte des Königtums in Peru um 950 v. Chr., eine Zahl, die von praktisch kaum einem Archäologen akzeptiert wird. Doch Montesinos kennt sogar genaue Einzelheiten. So besiegte der 53. Herrscher der Amautadynastie eine Invasion barbarischer Stämme, die aus Richtung Bolivien und Argentinien eingefallen waren. Das Alte Reich endete aber unter seinem Sohn mit einer Invasion wilder Stämme aus dem Süden. In einer entscheidenden Schlacht wurden der König und sein Heer von den fremden Eindringlingen besiegt, das Reich brach auseinander und zerfiel in einzelne Stammesgebiete. Das gesamte Land geriet für lange Zeit in einen Zustand der Barbarei, und niemand erinnerte sich mehr an die Leistungen der alten Herrscher. Auch die späteren Inka wollten von diesem schmachvollen Ende der früheren Zivilisation nichts mehr wissen, es sollte aus dem

Gedächtnis getilgt weiden. Übrig blieben die megalithischen Bauten, deren wahre Bedeutung im Lauf der Zeit niemand mehr kannte. Dieser Zustand der Barbarei soll etwa sechs Jahrhunderte lang angehalten haben. Erst danach traten die uns bekannten Inka aus dem Schatten der Geschichte. [101]

Obwohl Montesinos Liste heute von fast allen Archäologen abgelehnt beziehungsweise zerredet wird, ist sie doch nicht mehr oder weniger glaubwürdig als die anderen Überlieferungen aus dem Land der Inka. Sir Clements Markham hatte sich bereits in seinem 1912 erschienenen Buch *The Incas of Peru* mit Montesinos Chronologie beschäftigt und hielt sie interessanterweise für glaubwürdig. 11 11 Sir Clements Markham war im Übrigen nicht irgendein Spinner, er war von 1893 bis 1905 immerhin Präsident der hochgeschätzten *Royal Geographie Society* in London, aus deren Reihen viele berühmte Forscher und Entdecker hervorgingen und heute noch hervorgehen. Auch Hiram Bingham bevorzugte übrigens die Histografie nach Montesinos. Auffällig ist, dass eine so bedeutende Alt-amerikanistin wie Simone Waisbard bereits 1974 darauf hinwies, dass Montesinos' Schriften »im Lichte der modernen Entdeckungen und der Radiokarbondatierungen [...]/zu immer mehr mit der Archäologie übereinstimmenden Ergebnissen führen« [2]. Warum, so muss gefragt werden, wird trotz 40 Jahren weiterer Forschung diese Ansicht noch immer von vielen Archäologen verächtlich behandelt? Warum wird von der konservativen Wissenschaft verschwiegen, welche Fakten für eine rund 3000 Jahre alte Inka-Zivilisation sprechen?

Glauben wir den anerkannten Inka-Überlieferungen, so soll der erste neuzeitliche Inca, Manco Capac, die Hauptstadt des Inka-Reiches Cuzco gegründet haben. Doch auch hier ist Montesinos auf andere Informationen liefernde Überlieferungen gestoßen. Demnach existierte bereits eine Stadt, als Manco Capac nach Cuzco kam. Wenn dem so wäre, dann wäre die heute überall bekannte Legende über die Gründung von Cuzco durch Manco Capac nichts weiter als eine weitere Propagandaerzählung der Inka, die der Verklärung und Heroisierung ihrer Geschichte diene.

Die Baumeister der Riesenmauern

Nehmen wir zum Beispiel Sacsayhuaman. Diese über Cuzco gelegene angebliche Inka-Festung besticht durch ihre megalithische Bauweise. Glaubt man dem Chronisten Cieza de León, dann wurde mit ihrem Bau um

1440 unter dem Inca Pachacuti begonnen. Mehr als 20000 Arbeiter waren etwa 80 Jahre lang mit ihrem Bau beschäftigt. Dieser Pachacuti muss ein wirkliches Genie gewesen sein: Er war es ja, der begann, das Inka-Reich von einem Regionalreich zu einem Großreich kontinuierlich auszuweiten, er war mit Kriegszügen beschäftigt, erbaute mal so nebenbei Machu Picchu und vieles mehr. Mehr als nur erstaunlich - doch genau das wird uns heute allen Ernstes verkauft. Nicht der leiseste Hauch eines Zweifels wird an der Selbstdarstellung der Inka laut!

Nur über den Verwendungszweck der Anlage wird noch gestritten, nicht alle sehen in ihr eine Festung. Natürlich kommt - wie stets in solchen Fällen - auch der Begriff Heiligtum ins Spiel. Um es einmal klar zu sagen: Selbstverständlich haben die Inka an dieser grandiosen Stätte gebaut. Aber meiner Meinung nach haben sie - wie so oft - eine bereits seit Langem bestehende Anlage benutzt, deren Grundmauern umgearbeitet und für ihre Zwecke ergänzt. Denn die Frage bleibt: Wie haben sie diese gigantischen Steine transportiert und in ihre heutige Form gebracht? Ein absolutes Rätsel. Laut Cieza de León brachen und behauten 4000 Mann die Steine, weitere 6000 schleiften sie mit Lederriemen und Hanfseilen heran. Von der Logistik einer solchen Großbaustelle mitten in den Bergen des südamerikanischen Tieflandes einmal ganz zu schweigen und von den Versorgungskräften und Versorgungsgütern, die die Volkswirtschaft der Inka in wilden Kriegszeiten zusätzlich hätte bereitstellen müssen, ebenfalls. Doch bereits Cieza de León schreibt:

»In diese Mauer sind Steine von solcher Größe vermauert, dass man sich nicht vorstellen kann, wie sie hier heraufgebracht und eingesetzt werden konnten und wie man sie zugehauen haben mag, denn die Bauleute kannten nur wenige Werkzeuge [...]. Alle Indianer sagen aber, dass dieser Stein hierher geschleift worden sei und dass sie ihn nie hätten von dort wegbringen können. Wenn ich nicht selbst an ihm Spuren gesehen hätte, die beweisen, dass er aus einem Steinbruch stammt, würde ich tatsächlich niemals glauben, dass ihn Menschenhände hergeschafft haben, ganz gleich, was man mir darüber erzählt.«

Ziehen wir zum Vergleich eine andere megalithische Stätte Perus heran. Die Ruinen oberhalb von Sacsayhuaman sind wohl jedem bekannt. Doch was hier einst passiert ist, bleibt reine Spekulation. Eine große Katastrophe muss sich an diesem Ort ereignet und eine vielleicht noch gewaltigere Anlage als die sogenannte »Festung« vernichtet haben. Aber darüber erfährt man fast nie etwas, das Ganze wird regelrecht totgeschwiegen. Ruinenspuren finden sich überall, nur wenige hundert Meter von der



Steingiganten: Wie wurden die gewaltigen Quader für die Mauern von Sacsayhuaman über viele Kilometer an ihren jetzigen Standort transportiert? (Foto: Tatjana Ingold)

Anlage entfernt beginnen sie. Es sieht in der Tat so aus, als ob die ganze Anlage in die Luft geflogen wäre beziehungsweise gesprengt wurde. Die Ruinen, so wie sie sich heute darstellen, ergeben keinen Sinn. Da gibt es zum Beispiel eine Treppe ohne Anfang und Ende, auf die auch Erich von Däniken hingewiesen hat. Von irgendwoher scheint sie auf ihren jetzigen Platz geschleudert worden zu sein. Und zu allem Überfluss wäre sie nicht einmal begehbar, so schief, wie sie jetzt daliegt.

Die Behauptung, dass die sogenannte »Festung Sacsayhuaman« und die darüber liegenden Ruinen getrennt zu betrachten seien, klingt geradezu absurd. Was so wenige hundert Meter voneinander entfernt liegt, das muss einmal eine zusammenhängende Anlage gewesen sein. Kann es sein, dass das, was jetzt als Inka-Festung bezeichnet wird, in Wirklichkeit nur die am besten erhaltenen Reste jener Gesamtanlage sind, die einmal existierte und die zum größten Teil vernichtet wurde? Dann haben die Inka also auf den noch bestehenden monolithischen Grundmauern der ehemaligen Anlage ihre Bauwerke errichtet.

Unrealistische Experimente

Man hat immer wieder versucht zu erklären, wie man diese riesigen Steine bewegt und transportiert hat. Es wurden sogar Versuche im Rahmen der Experimentalarchäologie durchgeführt. Diese experimentellen Versuche werden immer häufiger als Beweis angesehen, dass es eben doch möglich war, riesige Steine zu transportieren und zu bearbeiten: mal in Südamerika, mal in Ägypten, wo bewiesen werden sollte, wie die Cheopspyramide erbaut wurde. Das klappt zumeist mehr schlecht als recht. Denn all diese Experimente haben einen Schönheitsfehler: Sie werden unter unrealistischen Bedingungen durchgeführt. Da findet der Transport mit Steinen statt, die weit kleiner sind als die, die wirklich vor Ort aufzufinden sind. Dann wiederum findet der Transport nur über kurze Strecken statt, anstatt über viele Kilometer. Man hat den Eindruck, dass diejenigen, die die Experimente durchführen, am Ende heilfroh sind, halbwegs achtbar aus der Geschichte wieder herauszukommen.

Ein realistisches Experiment kann aber nur so aussehen, dass man wirkliche Giganten vor Ort nicht nur einige wenige hundert Meter bewegt und behaut, sondern über viele Kilometer hinweg transportiert, bergab und bergauf und über Flüsse und Steilwände hinweg. Mit Zeitmangel wird zumeist erklärt, dass man ja im Prinzip gezeigt habe, wie so etwas funktioniert. Irrtum! Es ist etwas ganz anderes, ob ich ein Objekt im Verhältnis 1:10 nachbilde und ein wenig durch die Gegend transportiere oder ob ich es im Originalmaßstab behaue, bewege und exakt an dem vorgesehenen Platz errichte und einfüge. Allein der Zeitfaktor wird dabei unrealistisch. Er ist aber eine Größe, die bei solchen Experimenten zu oft vernachlässigt wird.

Gut, kann man sagen, ob ich nun im Experiment vier Wochen gebraucht habe oder aber ob die Gesamtanlage oder auch Pyramide über einen viel längeren Zeitraum errichtet wurde - vom Prinzip her ist da doch kein Unterschied. Oh doch! Denn es ist selbstverständlich ein Unterschied, ob ich einige Wochen oder auch Monate ungestört an einem Experiment arbeite oder ob ich - wie in früheren Zeiten - über einen viel längeren Zeitraum mit einer umfangreichen Bauaufgabe von Anfang bis Ende beschäftigt bin. Denn dann kommen noch ganz andere Faktoren hinzu, die bei einem kurzzeitigen Experiment unberücksichtigt bleiben. Über einen längeren Zeitraum hatten die damaligen Menschen oft auch mit Hungersnöten und/oder Naturkatastrophen zu kämpfen, der Regen blieb aus, oder die Arbeiten mussten aufgrund von Seuchen und Kriegen unterbrochen werden. All diese Faktoren konnten einen erheblichen Einfluss auf die

Errichtung eines Bauwerkes haben, ja, seine Ausführung letztendlich sogar verhindern.

Sehen wir uns vergleichend ein weiteres grandioses Monument sogenannter Inka-Architektur an: die Festung Ollantaytambo im Yucay-Tal. Sie bestand aus der hoch am Berg gelegenen Festung, einer Stadt und dem Tempel mit dem Haus der Tempeljungfrauen. Mit dem Bau wurde angeblich 1460 begonnen. Tatsächlich haben auch hier die Inka wohl eine bereits vorhandene Anlage benutzt und für ihre Zwecke umgestaltet. So ist nachgewiesen, dass die großen Monolithe an der Vorderseite älter sind als die an den Seitenwänden. Wie in aller Welt schafften sie es, die riesigen Steine in eine solche Höhe zu transportieren? Die gewaltigen Blöcke bestehen aus Granit: Sie sind zwischen 3,50 und 4,05 Meter hoch, bis zu zwei Meter dick und zwischen 1,65 und 2,20 Meter breit. Die Steinbrüche der Monolithe liegen auf der anderen Seite des Tales hoch oben am Berg. Die Monolithe mussten von dort ins Tal und dann noch über einen Fluss transportiert werden. [12]

Am Fuße der Festung liegen mehrere »müde« Steine; sie wurden nicht mehr nach oben transportiert, die Arbeiten wurden plötzlich eingestellt. Einer von ihnen ist sieben Meter lang und wiegt viele Tonnen. Ging das Wissen, wie man diese Steingiganten transportierte, plötzlich verloren? Manches deutet darauf hin. An den Seiten des Festungsfelsens von Ollantaytambo liegen seit undenklichen Zeiten verschiedene Monolithe, die zwar bis nach oben, bis zum »Bauplatz«, gebracht, dort jedoch nicht mehr aufgerichtet wurden. Und auf der Rückseite des Hügels gibt es rätselhafte Bearbeitungen und merkwürdige Steine, die mich sofort an die berühmten Wasserleitungen in Tiahuanaco erinnern. Existieren da vielleicht Zusammenhänge?

Die Archäologin Simone Waisbard schrieb bereits vor über drei Jahrzehnten sehr richtig:

»Dagegen bleiben einige objektivere Amerikanisten mit mir skeptisch angesichts der Zahl und des zyklischen Formats der archäologischen Städte, der unerhörten Kanalsysteme, des Umfangs der an die Felswände des Heiligen Tals gehängten Terrassen, welche die wundervollen Architekten Pachacutecs in diesem Fall in weniger als 30 Jahren hätten ausbauen müssen. Zum Beispiel ist Dr. Enrique Soane der Ansicht, dass >zwei Jahrhunderte kaum reichen würden und dass 500 Jahre der Wirklichkeit näher kämen ...< Oder noch viel mehr Jahre?«

Dass die Geschichte des Inka-Reiches neu geschrieben werden muss, steht außer Frage. Allein wenn man die gigantischen Bauten bedenkt, dürften dabei die sogenannten »Götter« eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben - auch in Bezug auf Machu Picchu.

Inka, Indianer und die verlorene Stadt. Alte Rätsel, neue Fakten

VON MARIE-MARTHE RENNEL

»Paititi ist eine fantastische Geschichte. Das ist die Legende einer verlorenen Stadt am äußersten Ende Perus. Man weiß nicht genau, ob es ein Mythos oder historische Wahrheit ist. Seit fünf Jahrhunderten bemühen sich Generationen von Forschern darum, Paititi zu finden. Vor einigen Jahren haben Herbert Cartagena und ich selbst einen Ort im Süden Perus gefunden, im peruanischen Andengebiet, von dem wir glauben, dass es sich um Paititi handeln könnte. Wenn es Paititi ist, dann wäre das eine archäologische und kulturelle Revolution für Peru und ganz Südamerika.«

Thierry Jamin, 2006

Thierry Jamin - französischer Forscher und Absolvent der Universitäten von Tours und Toulouse in Geografie, Geschichte und Archäologie - widmet seit 1998 seine ganze Aufmerksamkeit der Erforschung der Inka und der Suche nach der verlorenen Stadt Paititi im Nationalreservat von Manu, gelegen in der Region Madre de Dios südwestlich von Peru:

»Das ist mein Lebenstraum. Ich habe meine Studien an den Universitäten Paris und Toulouse absolviert. Alles im Hinblick auf diese Forschungsarbeit. Ich denke daran, seit ich 15 Jahre alt bin.« 111

Aufbruch zu neuen Expeditionen

Jamins Eifer zahlte sich aus. So entdeckte er an den Felswänden von Pusharo eine große Anzahl an Petroglyphen wieder, die zum ersten Mal 1921 von dem Dominikaner-Missionar Vincente de Centigoya erwähnt wurden und die man in dieser Art nirgendwo anders in Peru findet. Jamin

ist überzeugt davon, dass diese Petroglyphen eine geografische Karte darstellen, die vor Jahrhunderten Reisende von Tahuantisuyu nach Paititi führte, und vielleicht zugleich auch eine Darstellung des Inka-Reiches am Ende des 15. Jahrhunderts sind. Eine Auswertung von Satellitenaufnahmen der NASA durch Jamin und ein Vergleich mit den Gravuren des Felsen von Pusharo zeigten zudem zahlreiche Übereinstimmungen, die den französischen Archäologen immer wieder zu einer neuerlichen Suche anspornten.

»Bei jeder Expedition haben wir etwas Neues gefunden. Wir sind uns sicher, dass es diesen Ort gibt, und diese Gewissheit verleiht mir Flügel. Ich möchte diese Stätte mit meinen eigenen Augen sehen.« \ 11

Als Thierry Jamin vor Jahren mit seinen Recherchen begann, glaubte niemand so recht daran, dass die Inka sich jemals dauerhaft im Dschungel niedergelassen hatten und Spuren ihrer Besiedlung über weite Regionen zu finden seien. Doch bereits ein Garcilaso de la Vega (1503-1536) oder Pedro Sarmiento de Gamboa (circa 1530-1592) hatten diese These im 16. Jahrhundert niedergeschrieben. Tatsächlich wurden inzwischen Indizien und archäologische Spuren von inkaischen Niederlassungen bis zur brasilianischen Grenze gefunden. Auch Jamins Partner - Nicole und Herbert Cartagena - haben ihren Teil dazu beigetragen, als sie 1979 Mameria entdeckten. [2]

2009 brachen Thierry Jamin und sein Team erneut in das unwegsame Gebiet auf und fanden auf ihrer Expedition Hinweise darauf, dass Mameria nicht nur aus »einer verlorenen Stadt« besteht, sondern aus mehreren Städten, die sich wie kleine Populationszentren mit angelegten terrassierten Feldern zusammensetzen. Auch in Lacco fand das Forschungsteam des Franzosen Dutzende archäologische Standorte mit Gebäuden und Straßen. Jamin bezeichnete sie als »kleine Pompejis, die von einem grünen Ozean verschlungen wurden«. [3]

Ein Jahr darauf erforschte er die Region zwischen Lacco und Mameria. Seine Kampagne erhielt den Namen *Inkari 2010* nach dem gleichnamigen Institut, das Thierry Jamin mit seinem Mitarbeiterstab in Cuzco (Peru) gegründet hatte und das der archäologischen Forschung dient. [4]

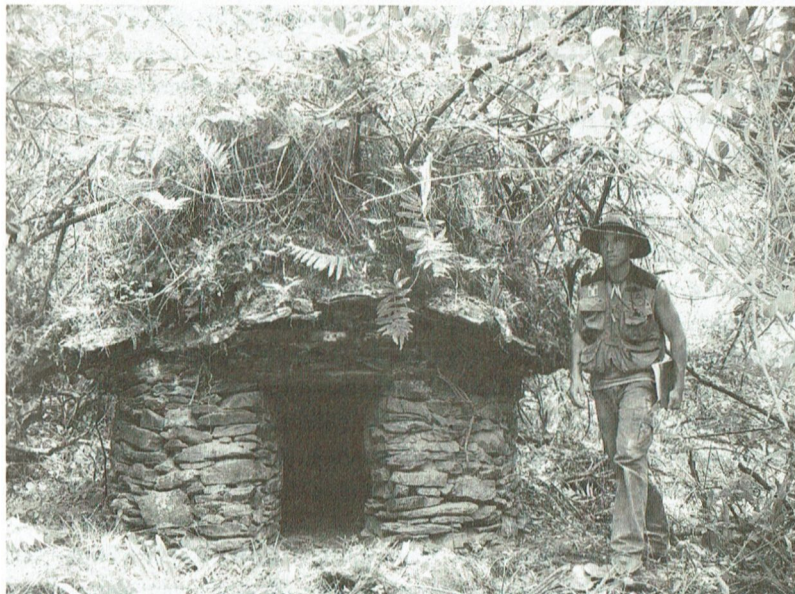
Einem alten Inka-Pfad folgend, kamen die Altertumswissenschaftler zu einem Tal, das von den Einheimischen Lacco genannt wird, was in der Quetchua-Sprache »Labyrinth« oder »Ort, an dem man sich verliert« bedeutet. Vor dem Eingang des Tales liegt die Stätte Hualla Mocco. Sie besteht aus einem Wohnzentrum sowie einem religiösen und militärischen Komplex. Imposant und strategisch günstig positioniert liegt die archäo-

logische Stätte auf einem Gebirgsrücken. Die Gebäude bestehen aus großen Sälen und trapezförmigen Nischen von einem Meter Höhe. Seitlich befindet sich ein Wachturm, der einen Panoramablick über das ganze Tal ermöglicht. Rechts davon befindet sich ein turmähnliches, rechteckiges Gebäude mit äußeren Nischen, das an ein Gefängnis erinnert. Man kann daraus schlussfolgern, dass Hualla Mocco eine Art Festung war, die zur Überwachung des Lacco-Tales diente. Darüber hinaus fand man dort behauene Steine, ähnlich denen von Machu Picchu.

Torre Mocco (Quechua: »kleine abgerundete Bergformation«) diente wahrscheinlich als Agrarzentrum, weil viele terrassierte Felder in gut erhaltenem Zustand vorhanden sind. Zwei Kilometer davon entfernt liegt Lucma Cancha mit Häusern und Straßen. Hier wurde reichhaltiges archäologisches Material zutage gefördert.

Die Einwohner von Lacco erzählten Thierry Jamin von einer noch größeren Stätte, die auf der Spitze jenes Berges zu finden sei. Die Archäologen stießen bei ihrer Suche auf zwei weitere Orte: auf Patanmarco (Quechua: »Gebirgskamm« oder »hoch gelegener Punkt«) und vor allem auf Llactapata (Quechua: »auf dem Berg gelegenes Dorf«), Monumentalbauten, die sie hier entdeckten, ließen Jamin und sein Team derart staunen, dass sie überzeugt waren, dass diese gesamte Stätte selbst Machu Picchu in nichts nachstehe. Sie schätzten den vollständigen Komplex auf etwa 100 Gebäude mit Straßen und einer fünf Meter hohen und 50 Meter langen Mauer. Die Einheimischen in Lacco behaupteten sogar, dass die von Llactapata ausgehende Straße bis zur Hauptstadt Paititi führe, die hinter dem Tal versteckt sei. Dieses Wissen, erfuhren die Forscher, überliefern sich die Bewohner von Lacco von Generation zu Generation.

Das nächste Ziel, das Jamins Team ansteuerte, war der Zeremonialkomplex von Pucco, eine Nekropole mit mehr als zehn Gräbern und Beerdigungstürmen, sogenannten »Chullpas«, wie man sie auch in Sillustani (Peru), nahe dem Titicacasee, findet. Einige der Gräber waren geplündert worden, aber andere, intakte, enthalten höchstwahrscheinlich noch heute Mumien. Selbst nach tagelangem Marsch fanden die unermüdeten Forscher weitere intakte Gebäude mit Fenstern und Nischen. Jamin zählte sechs horizontal und sieben vertikal laufende Straßen. Die gefundenen Keramiken hatten geometrische und tierische Muster. All diese Stätten hatten die Inka auf einer Höhe zwischen 1800 und 2500 Metern errichtet, genauso wie Pisac und Machu Picchu. Rund 30 große und kleine archäologische Standorte hat Thierry Jamin in nur wenigen Jahren ausfindig gemacht.



Der französische Archäologe Thierry Jamin in Pucco, Peru.
(Foto: www.pukania.com)

Die Suche nach Paititi reicht Jahrzehnte zurück, und auch vor Thierry Jamin waren Abenteurer und Forscher im peruanischen Dschungel unterwegs, um nach Paititi zu suchen. Ein oft risikoreiches Unterfangen, denn nicht immer endeten diese Expeditionen glücklich.

1971 startete eine französisch-amerikanische Expedition mit Bob Nichols, Georges Puel und Serge Debru. Sie folgten dem Rio Pantiacolla, aber sie kehrten nie wieder zurück. Später erfuhr man von den Machiguenga-Indianern, dass die drei Globetrotter von dem feindlichen Stamm der Kuga Pakuris getötet wurden. Heute, meint Thierry Jamin,

»liegt das Problem darin, dass wir uns in Regionen bewegen, in denen praktisch seit Jahrhunderten niemand mehr gewesen ist oder in denen überhaupt noch nie jemand war. Geografische Schwierigkeiten, zerklüftetes Gelände und die Moskitos.« 11]

Dennoch ist die »Fahndung« nach der letzten Zufluchtsstätte der Inka nicht nur der Kindheitstraum eines Archäologen, ist nicht nur eines der letzten großen Entdeckungsabenteuer von Glücksrittern; diese Suche ist auch für die Paläo-SETI äußerst interessant.

Überlieferungen im Licht der Paläo-SETI

Warum ist die Suche nach Paititi und anderen sagenhaften Orte der Inka- und Prä-Inka-Zeit für die Paläo-SETI-Forschung so wichtig? Die Antwort lautet: weil wir im Zusammenhang mit den Inka und ihren Vorgängerkulturen nicht nur auf absolut verblüffende bauliche Leistungen treffen, wie in Puma Punku, Sacsayhuaman oder in dem jüngst von Jamin entdeckten Hualla Mocco, nicht nur, weil wir erstaunliche astronomische und mathematische Kenntnisse bei ihnen feststellen, nicht nur, weil wir rätselhafte Objekte wie die südamerikanischen »Goldflieger« fanden, jene aerodynamisch geformten, flugzeugähnlichen Amulette, sondern auch, weil sich brisante Überlieferungen bis in die heutige Zeit erhalten haben, die uns hoffen lassen, in noch unversehrt gebliebenen Ruinen verloreener Städte weitere Hinweise auf frühe Besucher von fernen Sternenzivilisationen zu finden. Eine kleine Auswahl derartiger Mythen und Berichte zeigt die unterschiedlichen Aspekte auf:

Serge Debru, Teilnehmer einer französischen Bolivien-Peru-Expedition Anfang der 1970er-Jahre, erzählt in seinem Buch *Zu den Aymirci und Machiguenga*: »Dona Maria Esquivel heiratete den letzten Inka-Fürsten. Dieser besaß mehr Reichtümer als irgendeiner der Herren und Fürsten aus dem Weltall.« [5] Welch ein Vergleich, der dennoch für die Indianer sehr realistisch war.



Entdeckt: die Festung Hualla Mocco. (Foto: karikuy.org)

Das Volk der Machiguenga lebt in den steil zum Osten hin abfallenden Andenhänge Perus bis hin zu den tropischen Regenwäldern des Amazonasbeckens. In den Mythen der Machiguenga-Indianer heißt es, dass eines Tages ein kleiner Knabe im Dschungel saß und weinte. Man führte ihn in das Machiguenga-Dorf, wo er heranwuchs. Seltsam ist, dass er nur Wasser trank und sogar über Häuser springen konnte. - Ein anderer Mythos erzählt von einem Baum, der einen Knaben gebar. Dieser Knabe ernährte sich ausschließlich von einem Aufguss aus Tabak und wurde zu einem Wesen mit sehr weißer Haut.

Ihr Schöpfergott heißt Tasor-Inti und, so glauben die Machiguenga, er sei der Vater der Sonne. Über unser Zentralgestirn sagen sie: Am Anfang gab es keine Sonne, sondern nur ein affenähnliches Tier, an dem sich die Menschen erwärmten, und dieses Tier nahm später die Gestalt eines Kindes an. Die Machiguenga seien mit diesem Wesen umhergezogen. Überdies glauben sie, dass die Sonne, die wir jetzt sehen, der Sohn einer anderen, verschwundenen Sonne sei. In der Sprache der Campa-Indianer heißt Intiy-Aya »tote Sonne«.

Auch der Konquistador Francisco Pizarro (circa 1476-1541) erzählte, er habe eine Frau mit einem Kind gesehen, deren Haupt von ungewöhnlicher Weiße war. Die Indianer behaupteten, sie stammten von »Idolos«, also Göttern, ab. Und Juan de Betanzos aus Galizien (1510-1576), Chronist und Begleiter Pizzaros sowie Gatte der Tochter des Inka-Fürsten Atahualpa, schrieb über den Sonnengott und Kulturbringer Kon Tiki Vicacoccha:

»In jener Zeit, da die Erde dunkel war, stieg er aus dem See in diesem Land Peru, das Collasuyu hieß. Er war der Schöpfer von Mond und Sternen.«

Wie man feststellen kann, verbergen sich noch überaus viele Geheimnisse im peruanischen Dschungel und in den angrenzenden Gebieten - ob es sich um vergessene Stätten oder um die Unmengen von Gold handelt, die über geheime Gänge und Labyrinth unter der Stadt Cuzco vor den Konquistadoren in Sicherheit gebracht wurden (wie beispielsweise die Goldkette, die Inka Juayna Capac zur Geburt seines Sohnes anfertigen ließ und deren Glieder so dick wie Daumen waren und deren Länge um die 200 Meter betrug), oder ob es sich um die Mythen und Erzählungen über die Sternengötter der Indianerstämme handelt - oder ob es um die Auffindung Paititis geht.

Über die legendäre, mysteriöse Stadt Paititi schrieb bereits der berühmte Kameramann, Bergsteiger und Forscher Hans Ertl (1914-2000) während seiner Anden-Amazonas-Expedition 1954/55:

»Paititi, das in einem weltabgeschiedenen Tal der Cordillere liegen soll, verborgen unter einem Gespinst von Nebel- und Wolkenschleiern, die wie eine Tarnkappe wirken.« [6]



Wie eine Schatzkarte aus einem Roman: die aus dem 17. Jahrhundert stammende Landkarte, auf der Paititi verzeichnet ist. (Archiv Fiebag)

Aber manchmal lichtet sich überraschend ein wenig der Nebel, so wie im Februar 2002, als die Suche nach Paititi einen unerwarteten Auftrieb erhielt. Der italienische Archäologe Mario Polia, der selbst 30 Jahre in Peru lebte, recherchierte in den römischen Archiven des Jesuitenordens für die Päpstliche Katholische Universität in Lima Daten und Hintergründe der Missionierung des Landes. An die 7000 Dokumente durchforstete er, bis er unversehens auf eine Sensation stieß. Vor ihm lag ein unbeachtet gebliebenes Dokument aus dem Jahr 1600. Darinnen wird Claudio Aquaviva, der fünfte Generaloberste der Jesuiten (von 1581 bis 1615), in Rom von Pater Andre Lopez, Rektor des Jesuitenkollegs in Cuzco, über einen ungewöhnlichen Besuch von Bewohnern des legendären Paititis in Kenntnis gesetzt. Diese waren durch die Taufe Christen geworden und hatten ihrem Stamm die »Frohe Botschaft Christi« weitervermitteln wollen, wurden jedoch

dafür nur verspottet, da dieser an Inti, den Gott der Sonne, glaubte. Daraufhin war Pater Lopez aufgebrochen, die Stadt der Ungläubigen, Paititi, selbst zu besuchen.

In dem aufgefundenen Dokument werden zivilisatorische Errungenschaften der geheimnisvollen Stadtbevölkerung beschrieben: administrative Strukturen, Metallurgie, Monumentalarchitektur, Tempel, deren Wände mit geflochtenem Gold überspannt waren. [7]

Der Jesuit Andre Lopez war kein einfacher Mönch. Seinem Bericht, der auch dem Papst zugestellt wurde, muss eine hohe Glaubwürdigkeit beigegeben werden. Wie Mario Polia ermittelte, wurde Pater Lopez, einer Notiz in der Handschrift in der oberen linken Ecke zufolge, im Jahr 1544 in Villagarcia geboren, studierte laut Dokumenten aus Kastilien ab 1565 Theologie und Bildende Kunst und wurde schließlich 1592 Rektor des Jesuitenkollegs in Potosi.

Paititi ist heute so greifbar wie seit Jahrhunderten nicht mehr. So bleibt zu hoffen, dass sich durch Forscher - wie Mario Polia auf der einen und Thierry Jamin auf der anderen Seite - der Schleier über den Geheimnissen bald gänzlich lüften wird und wir durch die Tarnkappe des Dschungels und der Nebel Einblicke in die Vergangenheit der Inka erhalten werden, ohne dass dabei ein neuer Ansturm »moderner« Konquistadoren im Goldrausch oder auf der Suche nach Bodenschätzen in unerforschten Gebieten alles zunichtemacht.

Die Fliegenden Schilde der Kachina. Hopi-Mythen und Felsbilder

VON GARY A. DAVID

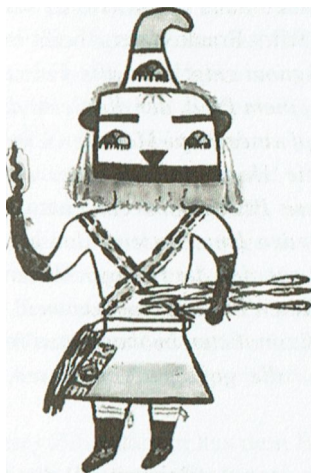
Die Hopi-Intlianer bewohnen seit fast 1000 Jahren die drei großen Mesas im Norden von Arizona. Ihre Überlieferungen berichten unter anderem über Flugobjekte. Diese Fliegenden Schilde, genannt *paatuwvota*, soll es bereits auf der sogenannten Dritten Welt, die durch eine große Flut zerstört wurde, gegeben haben. Die Dritte Welt - es ist durchaus umstritten, ob es sich um eine »andere Welt« außerhalb der Erde oder um ein Weltzeitalter handelt - war charakterisiert durch den Bau großer Städte, die durch Handelsrouten verbunden waren, und eine blühende Zivilisation. [1]

In einer Rede vor den Vereinten Nationen am 10. Dezember 1992 berichtete Thomas Banyacya, Sprecher der Souveränen Hopi-Nation, über den Entwicklungsstand der Dritten Welt:

»Die Leute erfanden viele Maschinen und Geräte von hohem technischen Niveau, die das Leben bequemer machten, auch viele Erfindungen, die man in der heutigen Welt nicht kennt.« [2]

Der Flug mit Sotuknang

In einer Überlieferung steht ein Fliegender Schild in Verbindung mit Sotuknang, dem Himmelsgott der Hopi. Sotuknang ist einer der beiden sogenannten Solawuchim-Kachinas, den »Sternen, die das Wissen besitzen«, und sie stammen von »jenseits der Sterne«. In der Mythe heißt es, eine verheerende Flut habe Palatkwapi zerstört, die »rote Stadt des Südens«, von der bis heute niemand weiß, wo sie sich einst befand, und die eine bedeutende Rolle spielt in der Wanderungssage der Hopi. Im darauffolgenden Durcheinander seien ein Knabe namens Tiwahongva und seine Zwillingsschwester Tawiyaisnima vergessen und von ihren mit all den anderen fliehenden Eltern zurückgelassen worden, worauf die beiden sich auf den Weg machten, ihre Verwandten wiederzufinden.



Der als Himmelsgott bezeichnete
Kachina Sotuknang der Hopi.
(Zeichnung: Anfang 20. Jahrhundert)

Am Abend machten die beiden Kinder eine Rast. Als sie ihren Vesperbeutel öffneten, hörten sie ein starkes Getöse über ihren Köpfen. Sie waren erschrocken und wunderten sich darüber, welch fremdartiges Ding es verursachen könnte. Der Bruder stellte sich schützend vor seine Schwester, als ein merkwürdiges Wesen vom Himmel herabstieg. Der Himmelsmann trug ein Kostüm, das wie Eis oder Silber in der Sonne glitzerte, während sein Kopf und sein Gesicht wie ein Stern glänzten. Er sprach: »Fürchtet euch nicht. Mein Name ist Sotuknang. Weil ich Verständnis für eure Notlage habe, bin ich gekommen, euch zu helfen. Steigt auf mein *paatuwvota* und lasst uns starten.«

Er nahm sie auf seinem Fliegenden Schild mit hinauf in den Himmel, sodass sie viele Meilen weit um sich schauen konnten. Während er die hungrigen Kinder mit reifen Melonen speiste, sprach er zu ihnen, sie sollten an ihn glauben und an die Lehren, die ihnen später in ihren Träumen erscheinen würden. Schließlich landete das Flugobjekt in einer kurzen Entfernung von der Siedlung, in der die Eltern des Zwillingspaars inzwischen wohnten. Sotuknang verabschiedete sich von den Kindern und flog mit seiner Flugscheibe wieder hinauf zwischen die Wolken und verschwand. Der Knabe und das Mädchen fühlten Dankbarkeit gegenüber dem Himmelsgott und gingen in die Siedlung, um wieder bei ihren Eltern zu sein. [3]

Die Hopi benannten das Fluggerät nach dem Gegenstand, der diesem in der Form am ähnlichsten kam: ihrem Kriegsschild. Insbesondere das Hopi-Wort *tuwvota* bezeichnet diesen Typus von Schild. Andere Versionen übersetzen *paatoowa* mit »Das Objekt, das über das Wasser fliegen kann«. Es wurde auch *tawuya* genannt und damit von der Form her mit einem Kürbis verglichen. Wenn die Hopi sich auch als friedliebendes Volk betrachteten, so waren sie in der Vergangenheit mehrmals in Fehden mit anderen Stämmen verwickelt. Ihre Kriegsschilde waren kreisrund, aber sie kannten auch Zeremonialschilde.

Die Tradition der Flugschilde erscheint auch auf Felsbildern. In seinem Buch *Mexico Mystique* [4], einem späten Werk Frank Waters, heißt es:

»Auf der Zweiten Mesa nahe Mishongnovi zeigt eine alte Felszeichnung ein kuppeiförmiges Objekt über einem Pfeil, der die Reise durch den Raum symbolisiert, sowie den Kopf eines Hopi-Mädchens, makellose Reinheit repräsentierend. Da die Hopi glauben, dass andere Planeten bewohnt sind, bedeutet diese Petroglyphe ein paatuwvota oder Flugschild, ähnlich den >Fliegenden Untertassen<, das am Anfang nach hier kam. Nun, gegen Ende, werden die Heiligen Wesen mit Fliegenden Untertassen von einem anderen Planeten herkommen, vielleicht von der Venus. Viele Hopi-Traditionalisten beobachteten in der jüngsten Zeit Fliegende Untertassen, alle geflogen von Wesen, die Kachinas heißen.«

Die Kachina der Hopi-Mythologie könnte man vergleichen mit den Göttern anderer Religionen, mit Vermittlern zwischen Himmel und Erde oder etwa den biblischen und außerbiblischen Engeln. Wer oder was die Kachina wirklich waren und woher sie kamen, darüber scheiden sich bis heute die Geister.

Flug in die San-Francisco-Berge

So wie die Gefallenen Engel (oder Wächter) der *Bibel* (Genesis 6, 1 -4) weiß man von den Kachina, dass sie sich einige Male mit Hopi-Frauen verbanden. Eine solche Hopi-Mythe berichtet von einer jungen Frau, die eine Beziehung zu einem Ka'nas Kachina einging. Als er sie mitnehmen wollte zu seinem Zuhause und beide schon ein gutes Stück gegangen waren, sagte er, falls sie zu Fuß weitergingen, würden sie sein Heim niemals erreichen. Er habe, so erklärte er, eine spezielle Art des Reisens. Er brachte ein »merkwürdiges Objekt« zum Vorschein, das ihr wie ein Regenbogen erschien. Die junge Frau war erschrocken und hatte Angst, »auf einem Regenbogen zu reiten«. »Ich habe Angst vor der Höhe, ich könnte herunterfallen!« Der Kachina-Mann beruhigte sie, es werde ihr nichts passieren. »Steige hinter mir hinauf,« so der Kachina, »doch halte deine Augen geschlossen, während wir fliegen, und öffne sie erst wieder, wenn ich es dir sage.« Für das Mädchen fühlte es sich nun an, als ob der »Regenbogen« sich in die Lüfte erhebe. Das Objekt »schoss los mit einer großen Geschwindigkeit«. Unterwegs erfuhr sie, dass das Heim des Kachina-Mannes sich auf einem der Gipfel der San-Francisco-Berge befinde. Sie landeten

neben einer Kiva, in der sie eine große Anzahl Kachina erwarteten. Nach wenigen Tagen reiste das Paar wieder zurück zur Heimatsiedlung des Mädchens, diesmal mit einem Flugschild.

»Als der Schild sich erhob, gaben die Kachina einen lauten Schrei von sich. Das Spektakel war unglaublich, jede vorstellbare Art von Kachina war anwesend. Plötzlich, als das Paar davonflog, waren Lichtblitze in der Luft, und man hörte grollenden Donner. Als der Schild höher stieg, begann ein Sprühnebel zu fallen [...]. [Ihre] Eltern waren zum Rand der Mesa gegangen, um nach ihr auszuschaun. Herabschauend vom Rand der Mesa sahen sie eine unglaubliche Menge von Leuten, die über die Ebene herankamen. Zu ihrem großen Erstaunen handelte es sich um Kachina.« [51

Dieses Zitat stammt aus dem Buch *Earth Fire* des Autorenduos Ekkehart Malotki (Professor für Sprachen an der *Northern Arizona University*) und Michael Lomatuway'ma (einem Hopi von der Dritten Mesa-Siedlung Hotevilla).

Interessant ist, dass ein unterhalb der Siedlung Mishongnovi befindlicher großer rechteckiger Felsen bis auf den heutigen Tag bekannt ist als »das Haus des Kan'nas Kachina«.

Analysiert man die Überlieferungen der Hopi, dann kommt man nicht umhin zuzugeben, dass die Kachina als real vorhandene, materiell greifbare Wesen verstanden wurden, die in der Zeit nach der Ankunft der Hopi auf der »Vierten Welt«, während der darauffolgenden Wanderung und noch einige Zeit danach anwesend waren. Als ebenso real werden deren Fortbewegungsmittel - unter anderem Fliegende Schilde - beschrieben.

Einige Hopi glauben, dass Kachina bis heute mit diesen rätselhaften Flugobjekten im Luftraum manövrieren. In seinem Buch *The Terra Papers* beschreibt der von Hopi und Apachen abstammende Autor Robert Morning Sky, wie sein Großvater und fünf weitere Männer im August 1947 in der Wüste zelteten, kurz nachdem sich der Roswell-Zwischenfall ereignet hatte (bei dem im Juli desselben Jahres ein außerirdisches Flugobjekt havariert sein soll), als eine fliegende Scheibe über den Nachthimmel schwebte und dann abstürzte. Aus dem Wrack bargen sie einen silbrigen Alien, ohnmächtig, aber lebend; sie nannten ihn den Sternenälfesten. Nachdem sie ihn gesund gepflegt hatten, beschrieb der Alien telepathisch mittels eines Kristalls den galaktischen Krieg, der dort droben wüte und der sein Raumschiff hatte herabstürzen lassen. [6] Diese Informationen konnten jedoch bislang nicht durch weitere Quellen bestätigt werden.

Sichtungen rätselhafter Flugobjekte ereignen sich noch immer, glaubt man den Pueblo-Indianern. Im Sommer 1970 wurden etwa 120 Meilen südwestlich der Hopi-Siedlungen nahe Prescott, Arizona, Hunderte von UFOs gesehen. Am Abend des 13. März 1997 wurde in derselben Region ein Deltaflügel-Objekt, riesengroß mit Lichtern an den Rändern, beobachtet, das langsam über die Köpfe der Zeugen schwebte, bevor es mit rasender Geschwindigkeit Richtung Süden verschwand. Es wurde später bekannt als »die Phönix-Lichter«.



Felsbild in der Palatki-Ruine, Arizona. (Foto: David)



Felsbild nahe Winslow, Arizona. Stellt es ein Flugobjekt mit Deltaflügeln dar? (Foto: David)

1998 wurden in einer Radio-Talkshow von Art Bell zwei Hopi-Ältere interviewt; diese behaupteten, dass ihre fernen Vorfahren gewusst hatten,

wie man zu anderen Planeten reist. Sie prophezeiten auch, dass wir während der Endzeit von »Leuten von außerhalb der Erde« aufgesucht würden, die eine sehr hochstehende Technologie besitzen.

Viele Hopi-Weisheitsbewahrer glauben, dass die ansteigende Präsenz fliegender Objekte das Ende der Vierten Welt signalisiere, das Ende unserer gegenwärtigen Ära. Dass sie kein Problem damit haben, an die reale Existenz unbekannter Flugobjekte zu glauben, mag wohl daran liegen, dass schon ihre Vorfahren mit Fliegenden Schilden der Kachinas konfrontiert wurden.

Flugobjekte in Zuni-Mythen

Bei den Zuni-Indianern, die ebenfalls zu den Pueblo Indians gehören, stehen Flugobjekte in Verbindung mit zwei Söhnen des Sonnengottes, den Ahayata. Diese waren, so überliefern es die Zuni, mittels zweier Fliegender Schilde zu den Menschen gekommen und hatten sie während der langen Wanderung begleitet, die zum vorbestimmten Ziel Itiwanna, dem »Mittelpunkt der Erde«, führte. Dort leben die Zuni noch heute, wenn auch von den ursprünglich sechs Siedlungen nur noch eine bewohnt wird.

Die Ahayata hatten die Fliegenden Schilde von ihrem himmlischen Vater erhalten. Mit ihnen konnten sie über Land und Wasser fliegen und sogar bis zur »Unterwelt«. Die Zuni glauben, dass man mit den Flugschilden auch »Regen machen« und mit Licht- oder Feuerstrahlen Lebewesen in Stein verwandeln oder verbrennen konnte. Die heutigen heiligen Netzschilde der Priester des Bogenklans sollen so aussehen wie die Flugschilde der Göttersöhne; diese hatten beim Abschied angeregt, zur Erinnerung an ihre »Wolkenschilde« kleine Kopien aus Netzgewebe anzufertigen.

Die Ahayata, so glauben die Zuni, besuchten einst das »Land des ewigen Sommers«, wo die Götter wohnen, wo sie »magische Waffen« stahlen.

Bis heute besitzen die Zuni Altäre auf allen bedeutenden Bergen rund um ihre Siedlung, die den beiden Göttersöhnen gewidmet sind.

Quelle: Frank H. Cushing: *Outlines of Zuni Creation Myths, 1891-1892*. Washington, D.C. 1896

Kusiut, Nusmata und Sonnenboot. Was die Bella Coola über die Vergangenheit wissen

VON GISELA ERMEL

Als der schottische Entdecker Sir Alexander Mackenzie (1764-1820) im Jahr 1793 auf der Suche nach einer Route zum Pazifik den Bella Coola River erreichte und damit die erste dokumentierte transkontinentale Überquerung Nordamerikas nördlich von Mexiko vollzog, diskutierten einige ansässige Indianer darüber, ob der Reisende von einer anderen Welt komme oder vom Himmel herabgefallen sei, von dem ihre eigenen Vorfahren stammten, oder ob es sich um einen aus dem Jenseits Zurückgekehrten handele. 11] Wie kamen die Indianer darauf? Schaut man sich deren Überlieferungen an, kann man diese Spekulationen verstehen.

Bella-Coola-Weltbild

Die Bella Coola - heute »Nuxalk Nation« - sind ein Jäger- und Fischer-volk an der Pazifikküste Kanadas; sie gehören zur Sprachgruppe der Salish. Die Überlebenden des Stammes - etwa 1500 Personen - leben in der Reservation am Bella Coola River in British Columbia. Von ihren Riten, Überlieferungen und Gebräuchen hat sich nach dem Kontakt mit den Europäern nur ein verschwindend geringer Rest erhalten. Man kann dankbar sein, dass einige wenige Ethnologen und Forschungsreisende in der Vergangenheit das Bella-Coola-Tal bereisten und Aufzeichnungen machten.

Als Margaret A. Stott in den 1960er-Jahren zu den Nuxalk reiste, um Material zu sammeln für ihren *Master of Arts* im Fach Anthropologie, sagte eine Bella-Coola-Frau zu ihr: »Manchmal wünsche ich, der weiße Mann wäre niemals in unser Tal gekommen. Ich verstehe euch Leute nicht. Allen voran die Kirche redete uns jedermann ein, alles zu vergessen. So machte schon sehr bald niemand irgendetwas mehr. Niemand schnitzte, niemand

tanzte, und wir vergaßen die Lieder ...« [2] Besonders tragisch ist unter diesen Umständen der Fakt, dass von den Indianern geheim gehaltene Informationen über die Kusiut-Gesellschaft verloren gingen. Doch was übrig blieb, ist fesselnd und aufsehenerregend genug, um ein weiteres wichtiges Mosaiksteinchen im Bild über unsere Vergangenheit darzustellen, das die Paläo-SETI-Forschung zu zeichnen beziehungsweise zu korrigieren versucht.

Im Mittelpunkt der Bella-Coola-Mythen steht die Aussage, dass es bewohnte Welten außerhalb unseres Planeten gibt. Da sind »droben« zwei Himmelswelten, von denen die Nuxalk wissen, sowie zwei weitere bewohnte Welten unterhalb der Erde (von wo aus gesehen eigentlich?). Es gibt, so die Indios, eine Himmelswelt, die von einer anderen Sonne beschienen wird als der, die wir sehen. Und es existiert eine Himmelswelt, die nicht immer da war, sondern im Auftrag des Obersten Gottes erschaffen wurde. [11]

Jeder Bella-Coola-Indianer wusste von Nusmata, dem großen Wohn- und Versammlungshaus der Götter auf einer der Himmelswelten. Dort oben wohnten zahlreiche verschiedenartige Siut (»überirdische« Wesen), und dort droben versammelten sich regelmäßig Siut aus allen Teilen des Universums zu »Zeremonien und Tänzen«. [3] Das Haus soll grenzenlos groß sein, und es habe sich von Ort zu Ort bewegen können, weshalb die Indianer es auch »Moving House« benannten. [1]



Sonnenartiges »Boot« eines Himmelsgottes. (Archiv Ermel)

Wenn der Oberste Gott Atquntäm nicht im Nusmata weile, könne er, so glaubten die Bella Coola, die Sonne besteigen und mit ihr wie mit einem Kanu durch den Himmel reisen. Eine merkwürdige »Sonne«: ein »Boot« mit Selbstantrieb und Fenstern, durch die man schauen kann. Die Indianer wissen zudem, dass Atquntäm einen besonderen Mantel oder Umhang

tragen musste, wenn er mit dem Objekt reisen wollte. [1] Erinnerung an ein Raumschiff und Erinnerungen an einen Raumanzug?

Kosmischer Exodus

Doch das Nusmata-Haus auf der Himmelswelt ist für die Bella Coola noch aus einem anderen Grund wichtig. Von nirgendwo anders als von dort sollen die ersten Indianer auf die Erde gekommen sein. Dort oben wurden die Vorfahren erschaffen. Von dieser Ausgangspopulation sollen 54 Gruppen ausgewählt worden sein, die herab auf die Erde gesandt wurden. Dort gründeten sie die ersten Siedlungen. Die Nachkommen der anderen, die zurückblieben, sollen noch immer dort oben leben, glauben die Bella Coola. Jeder Bella Coola konnte exakt rekonstruieren, von welcher der 54 Gruppen er abstammte. [2]

Die kosmischen Umsiedler landeten auf verschiedenen Berggipfeln und brachten von droben Wissen, Werkzeuge und Samen für Nahrungsmittel mit. [4] Wie diese Umsiedlung vonstattenging, daran können sich die Indianer nur noch vage erinnern und reden von Vogel- oder Tierkleidern, die die Reisenden während des Herabkommens haben tragen müssen. Diese »Kleider«, mit denen man durch die Luft reisen konnte, sollen danach »von selbst« nach Nusmata, dem Haus auf der Himmelswelt, zurückgekehrt sein. Unterwegs habe es komprimierte Nahrung gegeben. Nicht alle aber seien mit diesen »Kleidern« geflogen, sondern einige andere Vorfahren sollen an den großen Pfosten herabgestiegen sein, die sich damals noch zwischen der Erde und der Himmelswelt erstreckten, f1] Die Nuxalk kennen bis heute die Stellen, an denen ihre Vorfahren landeten, und die, wo sie die ersten Siedlungen erbauten. Eine dieser Stellen befindet sich beim Fog Creek auf King Island. Bis auf den heutigen Tag wird der Platz nach der Frau benannt, die dort die Erde erreichte, nach Ista. In den vergangenen Jahren haben zahlreiche Nuxalk-Angehörige mit verschiedenen Aktionen versucht zu verhindern, dass dieser heilige Platz durch Rodung zerstört wird. Leider vergebens. Trotz Unterstützung durch *Greenpeace*, *Bear Watch*, *Network* und zahlreiche Sympathisanten konnte sich die Firma *Interfor* durchsetzen. [5]

Als Kulturbringer habe im Anfang ein Wesen gewirkt, das mal als »Rabe«, dann wieder als Mensch auftrat. Rabe, so heißt es, sei noch einige Male zwischen Himmel und Erde verkehrt, um Dinge zu holen, die man droben vergessen hatte oder die man nun brauchte. Im Gegensatz zu den Umsied-

lern hatte »Rabe« seine besondere Kleidung behalten und konnte mit seinem Selbstantriebs-Kanu mit sagenhafter Geschwindigkeit durch die Luft reisen. 111 Was aus dem Kulturbringer wurde, weiß niemand mehr. Die heutigen Raben hätten nichts mit ihm zu tun.

Auch Siut, Himmelsbewohner, besuchten im Anfang mehrmals die Erde, sogar Heiraten gab es zwischen Himmlischen und Erdbewohnern. Die Bella Coola wissen, dass schon seit vielen Generationen keine Siut mehr zur Erde kamen, und haben sich deshalb Gedanken darüber gemacht, woran das liegen könnte. Einige Indianer vermuteten, die Siut könnten sich durch die Geräusche der modernen Waffen gestört fühlen oder aber sie hätten sich weiter von der Erde entfernt. [I]

Einer der ersten Siedler oder mehrere haben ein Nusmata-Modell mit auf die Erde gebracht, ein Haus, das sich - je nach Bedarf - vergrößern und verkleinern konnte. Die Tür sei wie ein großes MauI gewesen, das sich von selbst öffnete und schloss. Aus dem Boden dieses Hauses konnte sich eine Kiste emporheben, in der sich zum Beispiel Geschenke für eingeladene Potlach-Gäste befanden. War die Kiste leer, sank sie einfach in den Boden und tauchte wieder auf- erneut mit Geschenken gefüllt. Dies konnte so oft geschehen, wie gewünscht oder notwendig. [11

Vor diesen Nusmata-Ablegern soll ein Totempfahl gestanden haben, in dem »Echo«, der »ständige Redner«, hauste. Echo, so glauben die Bella Coola, habe im Handumdrehen fremde Sprachen lernen können, und seine Stimme habe man im Haus und manchmal im ganzen Land hören können. Echo trat beispielsweise in Aktion, wenn Personen zu einer Versammlung eingeladen werden mussten, weshalb die Indianer auch vermuteten, es habe sich um eine Art Boten gehandelt. Später wurde Echo in Tänzen imitiert, indem der Tänzer eine Maske mit einem vielfach verwändelbaren Mund trug. [1]

Anders als bei den umliegenden Stämmen beinhalteten die Totempfahlmotive der Bella Coola keine Clansymbole, sondern repräsentierten auf der Spitze ein Symbol der »Kleidung«, mit der der jeweilige männliche Vorfahre zur Erde herabgekommen war. Darunter befand sich das entsprechende Symbol des weiblichen Vorfahren. Der Rest des Pfahls konnte nach Lust und Laune gestaltet werden. [2]

Interessant ist die Tatsache, dass die Bella Coola - wie so viele Naturvölker im Nahen Osten, in Zentralafrika sowie in Nord- und Südamerika (zum Beispiel die Kayapö in Brasilien) - einst Lippenpflocke trugen. Laut archäologischen Funden taten sie dies nur bis vor etwa 400 n. Chr., dann geriet dieser Brauch offenbar »aus der Mode«. [6] Was aber imitierten

nicht nur die Bella Coola, sondern auch all die anderen Völker eigentlich mit diesem nicht gerade bequemen Gegenstand? Ahmten sie einen technologischen Ausrüstungsgegenstand himmlischer Erdbesucher nach?

Zeitdilatation und Kusiut-Tänze

Wie aber kamen die Bella Coola auf die Idee, dass der Besuch einer Himmelswelt mit einer Zeitverschiebung verbunden sein kann? Als sie in den 1890er-Jahren dem Ethnologen Franz Boas ihre Mythen mitteilten, hatte Albert Einstein seine Relativitätstheorie noch nicht veröffentlicht und Paul Langevin das Zwillingsparadoxon von Zeitreisenden noch nicht erdacht. Trotzdem erzählten sie, dass während der wenigen Wochen, die ein Indianer bei einem Besuch der Himmelswelt verbrachte, auf der Erde inzwischen hundert Jahre vergangen waren. In einer anderen Mythe war ein Indianerknabe mit einem »sprechenden Lachs« auf dessen Einladung hin zwei Tage in dessen Boot unterwegs. Als er wieder nach Hause zurückgebracht worden war, stellte er verblüfft fest, dass hier inzwischen zwei Jahre vergangen waren. [7]

In diese Kategorie gehört auch die Mythe um den Knaben Siskla, der einen Tag bei einem »Bärenmenschen« (der laut Mythen zu den himmlischen Siut gehört) verbrachte. Als er die heimatliche Hütte erreichte, war man verblüfft über seine Rückkehr, denn hier war inzwischen ein ganzes Jahr vergangen, und man hatte ihn längst für tot gehalten. Fantastisch war auch, was er über das erzählte, was er dort erlebte. Er war bewirtet worden mit einer kleinen Schüssel, über die er sich anfangs lustig machte, weil nur so wenig hineinpasste und er sich nicht vorstellen konnte, von der winzigen Menge des getrockneten Lachses satt zu werden. Der »Bärenmann« aber meinte, diese Schüssel könne niemand leer essen. Und das traf zu; der Knabe aß daraus, bis er nicht mehr konnte, und noch immer war ebenso viel Lachs darin wie zu Beginn der Mahlzeit. Hier haben wir eine unübersehbare Parallele zu den weltweit überlieferten Gral-Varianten, die von unentlembaren Zaubergefäßen reden. Dort, an dieser rätselhaften Örtlichkeit, hatte Siskla zudem Waffen kennengelernt, mit deren einer Seite man Personen wie tot umfallen lassen und mit der anderen Seite wieder aufwecken konnte. [1]

Schade nur, dass die Nuxalk die Bedeutung ihrer alten Riten schon fast vergessen haben. Das, was gegenwärtig vor Besuchern aufgeführt wird, hat nur noch sehr wenig mit dem zu tun, was einstmals zelebriert wurde. Die

heutigen Shows sind nichts weiter als eine Kombination verschiedener Riten, dem modernen Geschmack angepasst. Dabei wären gerade die sogenannten Kusiut-Tänze von großem Interesse für die Paläo-SETI-Forschung. Leider gibt es nicht einmal detaillierte historische Beschreibungen dieser Zeremonien, denn deren Inhalte wurden streng geheim gehalten.

Ethnologen konnten zumindest erfahren, dass die Kusiut-Tänze dramatische Repräsentationen der Taten der Himmelsbewohner waren, Geschehnisse, die sich in Nusmata, dem Haus im Himmel, abgespielt hatten. Die Bella Coola glaubten an den »überirdischen« Ursprung ihrer Riten, denn diese sollen ihre Vorfahren von der Welt dort droben mit herabgebracht haben. Jeder Kusiut-Tänzer imitierte einen besonderen Himmelsbewohner, dabei wurden Masken und besondere Kostüme getragen. Mit der Zeit wurden die Masken standardisiert und in so vielen Varianten angefertigt, dass selbst ein Kusiut-Tänzer manchmal nicht sagen konnte, welches Wesen dargestellt sei. Die Masken wurden jedes Mal neu angefertigt und nach den Zeremonien verbrannt. Uneingeweihte durften nur bestimmte Teile der Rituale mit ansehen. 11,2,4]

Inzwischen ist es schwierig, Informationen über die Kusiut-Tänze zu bekommen. Vage erinnern sich einige daran, dass früher ein Geisterkanu neben den Tänzern hergetragen wurde. Selbst zahlreiche Nuxalk wissen nichts Genaues mehr, und Kusiut-Praktiken werden mit anderen durcheinandergeworfen. Aufgeführt werden sie ohnehin nur noch zu besonderen Anlässen, beispielsweise in den 1960er-Jahren für Margaret Stott, und auch nur aus dem Grunde, weil die angehende Anthropologin sich dafür interessierte. Inzwischen haben zudem moderne Materialien die ehemaligen ersetzt. Die Indianer verwenden nun Wollgarn statt der Zedernrinde oder weiße Baumwolle statt der Adlerdaunen. 12 j Bis heute aber heißen die Kusiut-Tänze *Siqukwais di Siut*, »Versammlung der überirdischen Wesen«.

In der Region des Bella Coola River existieren Felsbilder, von denen McIlwraith erfuhr, dass sie durch Mitglieder der *Kusiut Society* angelegt worden seien. In der gesamten Region gibt es Petroglyphen, die fantastische Kreaturen darstellen, darunter Schlangen mit Flügeln und Hörnern oder Donnervögel mit Gesichtern im Bauch. [6] Wollten die Vorfahren der heutigen Indianer bemannte Fluggeräte darstellen?

Artefakte und Kunstgegenstände der Bella Coola befinden sich gegenwärtig in verschiedenen Museen in Kanada und den USA. Nachbarstämme wie die Kwakiutl, Tlingit, Heiltsuk oder Tsimshian haben ganz ähnlich lautende Mythen wie die Nuxalk. Sie berichten von Himmelsbesuchen, von



Felsbild aus der Region der Bella Coola. (Archiv Ermel)

Zauberboxen, die niemals leer werden, oder von futuristisch anmutenden Waffen. Zusammenfassend kann man sagen, dass die Indianer der Nordwestküste Kanadas und der USA viel zu bieten haben an Informationen, die die Paläo-SETI-Hypothese unterstützen, und wissenschaftliche Forschungsprojekte unter der Prämisse der Ancient-Astronauts-Hypothese viele neue Erkenntnisse erbringen könnten.

IV.

Heilige Stätten

Kosmische Bauten und Verbindungen. Der Mittelmeerraum und seine mysteriöse Vorzeit

VON DR. H. C. ERICH VON DÄNIKEN

Hundert Kilometer südwestlich der heutigen Stadt Tanger in Marokko überbauten die Karthager im 7. Jahrhundert vor Christus eine alte Hafencity. Die taufte sie Lixus - »die Ewige«. Dieses Lixus aber entstand auf den Monsterblöcken einer älteren, phönizischen Stadt mit Namen »Liks«. Die Phönizier ihrerseits hatten sich bereits um 1200 v. Chr. dort niedergelassen. Nicht aus irgendeiner Laune heraus, denn die Phönizier - die großen Seefahrer der Antike - waren nämlich am selben Ort auf die Überreste einer Megalithkultur gestoßen. Das nutzten sie aus. Jene unbekannt »Megalithiker«, die Ur-Erbauer des späteren Lixus, müssen mit imposanten Steinblöcken umgegangen sein wie Klein-Fritzchen mit Spielzeug. Die Hafencity war mit kolossalen Quadern regelrecht tapeziert, als Schutzwall dienten Hunderte von riesigen, zum Teil künstlich bearbeiteten Granitfelsen. Um das Unmögliche zu verstehen, sollte man sich kurz vor Augen führen, dass jede Technologie nach einem zwingenden, evolutionären Muster abläuft. Am Anfang lernen die einfachen Menschen, gerade vom Affenbaum herniedergeklettert, den Umgang mit Holz und kleinen Steinen. Dann kommen die ersten, bescheidenen Werkzeuge und eine primitive Steinbearbeitung dazu. Als Nächstes das Schleifen der rohen Blöcke und die Planung zu größeren Gebilden. Schließlich werden irgendwelche Transportmittel erfunden und erprobt, dann folgt die Herstellung von Fasern zu Seilzügen oder ähnlichen Gebilden und endlich die Aufteilung und Organisation der Menschenmassen.

In Lixus wird diese »natürliche Evolution der Technologie« ins Gegenteil verkehrt. Am Anfang stand eine uralte, unbekannt Kultur mit dem fixfertigen Wissen über phänomenale Steinbearbeitungen und ihren Transport. Dann folgten im Ablauf der Jahrtausende irgendwann die Phönizier, später die Karthager und zuletzt die Römer. Und alle diese nachfolgenden Kulturen bedienten sich der fixfertigen Blöcke von jenem unbekannt

Rätselvolk, das die ursprüngliche Anlage irgendwann erdacht und errichtet hatte. - Karthago selbst wurde im Jahre 146 v.Chr. von den Römern vollständig zerstört.

Thor Heyerdahl, der berühmte Experimental-Archäologe, startete seine Atlantikfahrt mit dem Papyrusboot *RA* nördlich von Lixus. Aus gutem Grund: Dort nämlich wirkt die starke Strömung des atlantischen Kanarenstromes, der jedes Schiff mit einem Minimum an Kraft nach Zentralamerika schwemmt. Heyerdahl hatte das Staunen noch nicht verlernt. Über die Megalithen von Lixus schrieb er [1]:

»... Steine in verschiedener Größe und Form zugeschnitten, aber immer mit vertikalen und horizontalen Seiten und Ecken, die genau ineinander passten, wie die Steine eines gigantischen Puzzlespieles. Selbst dann, wenn die Blöcke so viele rechtwinklige Unregelmäßigkeiten aufwiesen, dass die Umrisse manchmal zehn- und zwölfckig statt rechtwinklig hätten sein können.«

Außerhalb des Stadtkerns von Lixus liegen ganze Wälle von überwucherten, kuriosen Gesteinsformationen herum, die auf Anhub wie gebrochener Naturfelsen aussehen, es aber nicht sind. Jede nähere Prüfung belegt die



Lokaltermin: Erich von Däniken auf den Spuren der ursprünglichen Erbauer von Lixus. (Foto: von Däniken)

künstliche Bearbeitung, die präzisen Schliffe. Und unten am Strand findet man bei Ebbe immer noch die Quader einer ehemaligen Hafenmauer, die weder von den Römern noch von den Karthagern geschweige denn von den Phöniziern stammt. Der Altertumsforscher Gert von Hassler berichtete darüber [2]:

»So blieben die Urmauern eines Atlantikhafens erhalten, der in unserer Kuriositätensammlung einen wichtigen Platz, einnimmt. Seine Steinquader sind weder hinwegzudiskutieren noch in der Zeit herumzuschieben. Lixus liegt fest: kein marokkanisches Fischerdorf, kein römischer Tempelplatz, kein phönizischer Handelsposten. Ein vorgeschichtlicher Seehafen.«

In seiner *Naturgeschichte* überliefert der Geschichtsschreiber Cajus Plinius Secundus (61 - 113 n. Chr.), das ursprüngliche Lixus sei einst ein Herkulestempel gewesen. [3] Um diesen Tempel herum lag der viel begehrte »Garten der Hesperiden«. Das waren singende Nymphen und, wie der griechische Dichter Homer (um 800 v. Chr.) überliefert, auch Töchter der Götter Atlas und Zeus. [4] Zusätzlich zum Singen in ihren täglichen Nymphenchören hatten die zierlichen Damen noch einen Hain mit goldenen Äpfeln zu bewachen. Genau dies lief schief. Neben den Nymphen lebte im »Garten der Hesperiden« auch eine Schlange namens »Ladon«. Aufgabe dieses Kriechtiers war eigentlich der Schutz der hübschen Nymphen. Doch es kam, wie es kommen musste. Der starke Herakles, einer der Helden der griechischen *Argonautica* [5], tötete die Schlange.

Was haben diese Legenden mit Lixus zu tun? Die Geschichte um den Ursprung von Lixus greift tief in die Kiste der Mythologie. Die Elemente der bildhübschen, verführerischen Nymphen, der Schlange und der gestohlenen Äpfel sind verzahnt mit der biblischen Paradies-Story, mit Adam und Eva und dem folgenschweren Apfelbiss.

War Lixus dasselbe wie der biblische Garten Eden? Ein Paradies, geschaffen von einem Gott, um die ersten Menschen zu erziehen? Die ältesten Steinverarbeitungen von Lixus wurden von einer Kultur vollbracht, Über die wir rein gar nichts wissen.

Heute ist vom ursprünglichen »Liks« wenig auszumachen. Der Tourist hat Mühe, wenigstens einige Ruinen des römischen Lixus aufzuspüren. Der Ort liegt rund drei Kilometer nördlich der marokkanischen Stadt Larache, an der Autobahn von Tanger nach Rabat. Die Flussufer sind beliebte Badestrände. Nur einen Kilometer dahinter entsteht ein Golfplatz und wachsen moderne Siedlungen - zum Teil auf dem Gelände des alten Lixus.



Lixus liegt nördlich von Larache, wo sich der Fluss Loukos dem Atlantik entgegenwindet. War Lixus einst dasselbe wie der biblische Garten Eden?

Auf einem Hügel über dem Fluss jedoch finden sich die Überreste eines römischen Amphitheaters, eines Neptuntempels und dazwischen, am Hügelhang in Richtung Fluss, Ruinen aus jener unbekanntem Epoche. Heute noch erkennbar sind monolithische Längs- und Querblöcke, die zwar von den Römern eingesetzt wurden, doch nicht ihr ursprüngliches Baumaterial waren. Die Römer verwendeten, was immer herumlag. Und in der Hafensmole am Atlantik existiert ein Durcheinander von gewaltigen Blöcken, von denen schwer ersichtlich ist, was von der anbrandenden Flut auseinandergerissen und was ehemals künstlich bearbeitet wurde.

Rund 30 Kilometer nördlich von Lixus, zwischen den Örtchen Larache und Tetouan, liegt auf einem Hügel die Steinellipse von Mzora. Die Anlage ist schwer auffindbar. Weit und breit kein Hinweisschild. Die Ellipse besteht aus 167 Monolithen und ist von einem Wall umgeben. Die Längsachse erstreckt sich über 58 Meter, die Breite beträgt 54 Meter. Am westlichen Eingang thront ein fünf Meter hoher Obelisk. Vereinzelt sind auf den Blöcken künstlich angefertigte Einritzungen auszumachen. Niemand kennt deren Bedeutung, wie auch niemand den blassesten Schimmer hat, wer die megalithische Ellipse von Mzora in die Gegend pflanzte, wann dies geschah und weshalb. Doch dies ist gerade der Beginn von unmöglichen Tatsachen. Die Aufzählung wird etappenweise unerträglich.

Die Etrusker und die *Kabbala*

Seit der Menschwerdung reißen die Schübe der Entdeckungen nicht ab. Hinter jedem Horizont neue Erkenntnisse, hinter jedem Molekül neue Kombinationen der Atome, hinter jedem Atom neue subatomare Teilchen, neue Schwingungen. Der Mensch lernt das Staunen wieder. Einer dieser erstaunten Menschen ist der diplomierte Ingenieur Peter Hentschel aus Dresden. Ein Mann mit Geduld, Durchsetzungsvermögen und einem klaren, analytischen Verstand. Vor Jahren verbrachte er einige Monate bei einem Freund in der Toskana/Italien und ahnte nicht, welche unheimlichen Linien in der Landschaft ihn plötzlich faszinieren würden, ahnte nicht, dass er sich unerwartet mit den Etruskern und sogar mit dem Lebensbaum der jüdischen *Kabbala* beschäftigen würde. Peter Hentschel ist auf Vermesungstechnik spezialisiert. Er denkt wissenschaftlich. Die Etrusker und die *Kabbala* hatten mit seinem Fachbereich etwa so viel zu tun wie ein Ameisenbär mit einem Mondkrater. Doch alles kam anders.

Der Ingenieur Hentschel wurde gebeten, bei der Renovierung eines alten Landhauses in der Toskana zu helfen. Bestandteil dieses Landhauses ist eine Kirche aus dem 12. Jahrhundert, und dieses Kirchlein stand auf den Überresten eines etruskischen Kultplatzes. Sein Freund machte ihn auf eine Kuriosität der Gegend aufmerksam: Zwischen der Stadt Anghiari, bekannt durch die Schlacht von Anghiari (1440 zwischen Streitkräften des Herzogtums Mailand und Florenz), der Stadt Arezzo und einem Kloster des Franz von Assisi auf dem Monte Casale bestehe eine schnurgerade Linie. Ein Teil der Strecke ist die gerade Straße von Anghiari nach San Polcro. Was soll's? Peter Hentschel schüttelte erst einmal den Kopf - und fand die Bestätigung in der Landschaft. Seine Kontrolle mit GPS und einem speziell für sphärische Trigonometrie programmierten Computer bestätigte die Angaben seines Freundes. Dann wurde er doch stutzig: Im rechten Winkel zu Anghiari lag im Norden das Kloster Laverna. Der Ort, an dem der Heilige Franz von Assisi (1182-1226) seine Wundmale erhalten hatte. Seltsam. Hatten die Franziskanermönche ihre Klöster in einem geometrischen Muster angelegt? Es sollte noch seltsamer werden: Wiederum im rechten Winkel und in derselben Distanz stand Petroja, eine Kirche der Tempelritter. Jetzt war die Neugierde des Ingenieurs geweckt. Lagen in denselben Distanzen noch andere Kirchen, Kapellen oder sonstige Heiligtümer?

Peter Hentschel zog Karten zurate und inspizierte mit GPS und Digitalkamera seine immer kurioser werdenden Entdeckungen im Gelände. Dabei kristallisierte sich nach und nach ein System aus lauter gleichseitigen

Dreiecken über der Landschaft heraus, wobei zwischen dem einen und dem nächsten Punkt immer eine Distanz von 74 Kilometern oder exakt der Hälfte lag. Dabei ging es teilweise um alte etruskische Orte, die dem Zwölf-Städte-Bund angehörten, um Kapellen, Madonnenschreine oder etruskische Mauerreste. Wobei die christlichen Kapellen oft auf den Überresten etruskischer Kultstätten lagen.

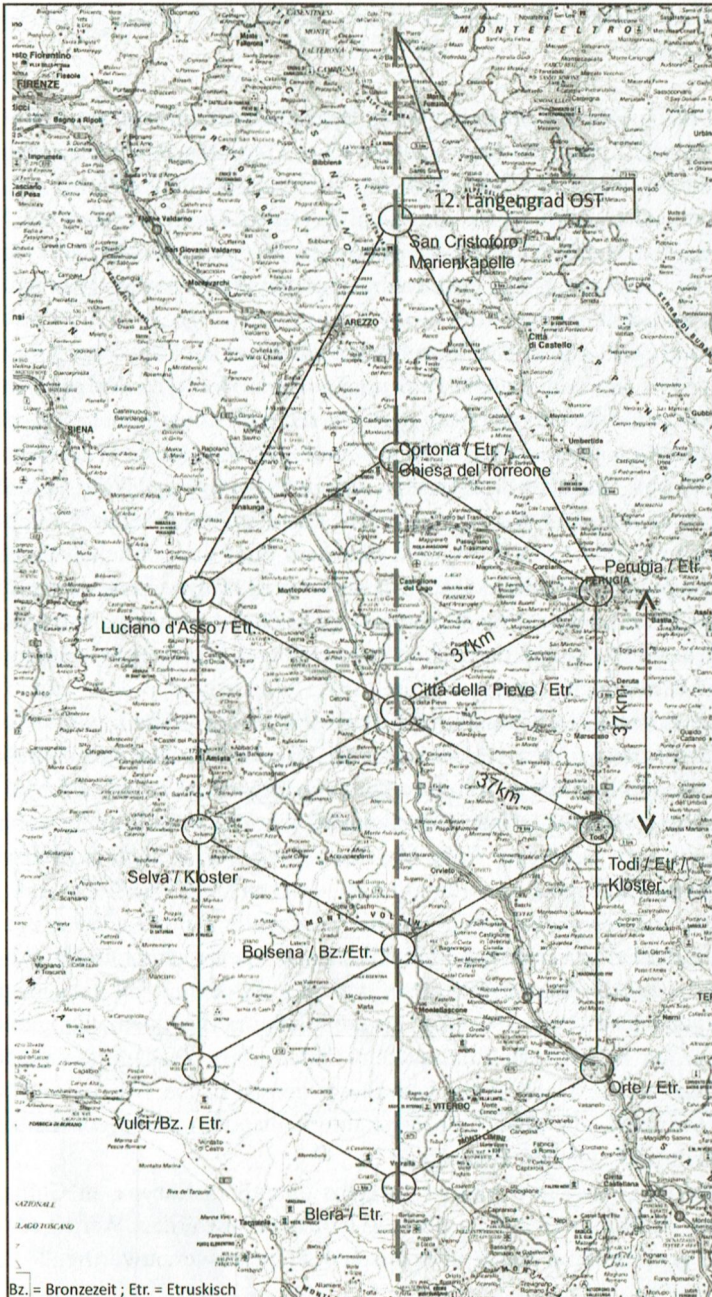
Ein Beispiel: Die Distanz von Cortona zu einer bronzezeitlichen Siedlung am Bolsenasee beträgt 74 Kilometer. Von beiden Orten aus lässt sich eine gerade Linie nach Paganico ziehen. Beide Strecken betragen wiederum 74 Kilometer. An den Punkten liegen Marienkapellen, romanische Kirchen oder etruskische Mauerreste.

Oft betragen die Distanzen von einem Punkt zum anderen 37 Kilometer - die Hälfte von 74 Kilometern. Peter Hentschel, der Ingenieur aus dem Fachbereich Vermessungstechnik, übertrug seine Erkenntnisse auf eine Karte, die ich mit seiner Erlaubnis abdrucken darf. Heraus kam ein Raster aus über zwölf gleich weit voneinander entfernten Punkten. Wobei das ganze System streng von Nord nach Süd ausgerichtet ist. (Auf den Knotenpunkten liegen Orte wie San Cristoforo, Corton, Citta della Pieve, Perugia, Todi, Orte, Blera.) Und die Mittellinie dieses Netzes liegt ausgerechnet auf dem zwölften Längengrad Ost.

Das auf der Karte entstandene Bild kam dem »kabbalistischen Lebensbaum« sehr nahe. Was ist ein »kabbalistischer Lebensbaum«?

Das Wort Kabbala stammt vom Hebräischen »quabal« = empfangen. (Hebräisch QBLH = Jenes, das empfangen wird.) Mag sein, dass einige Inhalte dieser *Kabbala* sogar auf Moses zurückgehen, wie in kabbalistischen Kreisen behauptet wird, doch ein Bruchstück der *Kabbala* wurde erst im 2. Jahrhundert n.Chr. von Rabbi Simon Bar Jochai (130-170 n.Chr.) niedergeschrieben. Tausend Jahre später verfasste der spanische Jude Moses Ben Scherntob de Leon die Version, die heute als umfangreicher *Kabbala*-Text vorliegt. [6] Davon existieren Übersetzungen in mehreren Sprachen. Diesen kabbalistischen Schriften zufolge offenbart sich Gott durch Ausstrahlungen im gesamten Universum. Die Manifestationen Gottes werden »Sephiret« genannt und bildlich in einem System dargestellt, das »der kabbalistische Baum« [29] genannt wird. Dieser »Baum« zeigt alle mystischen Sphären der göttlichen Kräfte »und ist ein gleichnishafte Bild für die Gestalt des himmlischen und vollkommenen Menschen«. [7]

Peter Hentschels Dreiecke in der Toskana spiegelten eben diesen kabbalistischen Lebensbaum wider. Zufall? Wer hätte irgendwann in der Vergangenheit die Macht besessen, ein derartiges überdimensionales Bild, beste-



Ein rätselhaftes Liniensystem verbindet in der Toskana alte kultische Stätten.

hend aus sakralen Eckpunkten, in die Landschaft zu pflanzen? Die Frage bleibt offen.

Unabhängig davon entdeckte Peter Hentschel während seiner achtjährigen Beschäftigung mit dieser erstaunlichen Geometrie ein höchst verblüffendes geometrisches Netz, das sich über ganz Mittelitalien hinzog und definitiv älter sein musste als die Brüder des Franziskanerordens. Die hatten ihre Heiligtümer nicht zufälligerweise irgendwo in die Gegend gestellt - sondern sich an die bestehenden sakralen Punkte aus der Zeit der Etrusker gehalten.

Vor rund 3000 Jahren war Mittelitalien das Land der Etrusker. Woher die kamen, ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Herodot, der griechische »Vater der Geschichtsschreibung«, meldet, die Etrusker seien Einwanderer aus dem kleinasiatischen Lydien gewesen. [281 Bereits im 8. Jahrhundert vor Christus betrieben die Etrusker einen intensiven Handel mit Griechenland, und ihre Religion war definitiv von der griechischen Götterwelt beeinflusst. Ihre Priester wussten Bescheid über die göttlichen Zeichen, und insbesondere beherrschten sie eine sehr korrekte Landvermessung. Entsprechend waren ihre Urnen mit geometrischen Motiven dekoriert. Doch das Wissen der etruskischen Priester über die Geometrie stammte aus dem Alten Griechenland.

Ausgerechnet Griechenland, wo sich so viele heilige Stätten der Antike auf geraden Linien finden - nicht selten in der gleichen Distanz zueinander, gemessen in Luftlinien. Allein in Zentralgriechenland ist dies 22 Mal der Fall. Die Linien im antiken Griechenland überbrücken nicht nur Gebirge, sondern auch Seewege. Eine Meisterleistung der antiken griechischen Mathematiker?

Die brillanten griechischen Mathematiker können nichts mit der geometrischen Anordnung von heiligen Orten zu tun haben, weil die Orte ihre Heiligkeit schon längst besaßen, als die Mathematiker noch nicht geboren waren. Da helfen kein Euklid, kein Platon, kein Pythagoras und kein Sokrates weiter. Doch woher kam dieses geometrische Wissen, und weshalb ordneten »die alten Griechen« ihre Kultstätten nach geometrischen Mustern und gleichen Distanzen?

Sogenannte Ley-Lines gibt es übrigens überall in Europa, in China, in Indien, in Südamerika. Es wird Zeit, hellhörig zu werden. Wer ist für das uralte geometrische Raster über unserem Planeten verantwortlich?

Ley-Linien

Unter *leylines* versteht man die Anordnung von Bauwerken, Kultplätzen oder megalithischen Stätten auf unsichtbaren, kerzengeraden Linien. Die Bezeichnung »leyline« stammt vom britischen Hobbyarchäologen Alfred Watkins, der in einem 1921 erschienenen Werk die Vermutung äußerte, es handele sich um prähistorische Handelswege mit Sichtverbindung zwischen den einzelnen Elementen. Er glaubte, sie reichten zurück bis in steinzeitliche Epochen und verrieten sich bis heute in Ortsnamen mit der Endung »ley«.

Schon um 1850 erkannte der amerikanische Forscher William Pidgeon eine lineare Ausrichtung prähistorischer indianischer Anlagen und Erdwerke. 1870 behauptete William Henry Black, Mitglied der angesehenen britischen archäologischen Gesellschaft, es gebe in ganz Westeuropa Monumente, die lange geometrische Linien markieren.

Warum aber entstanden diese unsichtbaren Linien? Steckt hinter ihnen ein einheitliches Konzept - oder gibt es verschiedene Hintergründe bei Kulturen und in unterschiedlichen Zeiten? Warum verbindet eine schnurgerade Linie beispielsweise den griechischen Orakelort Delphi mit mehreren skandinavischen Trelleborgern? Sind Ley-Linien dasselbe wie die chinesischen »Drachenspfade« oder die australischen »Traumpfade«, vergleichbar mit den südamerikanischen Inka-Pfaden oder den mittelamerikanischen Zeremonialwegen der Maya?

Auch die Paläo-SETI befasste sich mit den Ley-Linien. Hat man es mit prähistorischen Flugrouten zu tun? Oder mit einer der Landschaft aufgeprägten Botschaft? Liegt hinter diesem Liniensystem ein lange Zeiten und mehrere Kulturen umspannender Masterplan?

Gisela Ermel

Planet der Heiligtümer. Das Wunder von Monte Sant* Angelo

VON STD DIPL.-HDL. PETER FIEBAG

*»Wer mit dem Zauberstab arbeitet, lässt sich nicht
gern in die Karten gucken.«*

Rolf Heggen, *Frankfurter Allgemeine Magazin*

Würden wir mit dem forschenden Blick eines Außerirdischen unsere Erde untersuchen und alte, sehr alte und neueste Heiligtümer, bekannte ebenso wie vergessene heilige Stätten verzeichnen lassen: Myriaden von leuchtenden Punkten würden die Erde überziehen. »Planet der Heiligtümer«, so könnten Extraterrestrier die Erde zu Recht benennen.

Was war, was ist das Hauptmotiv, an einem spezifischen Ort, an einer exakten Stelle ein Heiligtum zu errichten? Warum nicht nur im Zentrum einer Stadt, sondern oft umgekehrt: zuerst das Heiligtum irgendwo in unwegsamstem Gelände - und danach sich darum herum entwickelnde Orte, Städte, riesige Metropolen wie Rom, Mexico City oder Athen? Dazu gehören ebenso die zentralen sumerisch-akkadischen Städte oder die inkaischen und präinkaischen Stätten Südamerikas. Wir können dabei zurück bis in die Prähistorie gehen, wo wir bereits gehäuft steinzeitliche Plätze und Orte finden, die, egal wo auf der Welt, als religiöser Magnet mit gewaltiger Anziehungskraft wirkten: beispielsweise Stonehenge in England, die Mounds Nordamerikas, San Augustin in Kolumbien oder Valcamonica in Oberitalien. Sie alle stehen direkt oder indirekt in Verbindung mit Darstellungen und Erzählungen über Sternengötter, die - entsprechend der Paläo-SETI-Hypothese - aller Wahrscheinlichkeit nach extraterrestrische Intelligenzen gewesen sind.

Erscheinungen in Apulien

Aus frühchristlichen Zeiten wird nicht mehr von Götterwesen berichtet, nun sind es Engelserscheinungen, die die Menschen wahrnehmen und deren Erscheinungsorte zu Heiligtümern erklärt werden. Eines der geschichtlich nachhallenden Ereignisse Italiens war eine Erscheinungsserie in den Jahren 490 bis 493 und noch einmal 1656.

»Auf dem Berg Gargano, in Apulien, hütet die Stadt Monte Sant' Angelo das berühmteste Heiligtum des lateinischen Westens« [1], heißt es in einem Kirchenführer. Und vor über 1000 Jahren notierte ein anonymer Schriftsteller: »Das Heiligtum St. Michael ist überall bekannt und berühmt [...] durch die wunderbaren Ereignisse, die sich hier zugetragen haben: Trotz seiner Bescheidenheit ist es reich an himmlischen Auszeichnungen.« [1]

Dort, wo im »italienischen Stiefel« der »Sporn« hinaus in die südostitalienische Adria reicht, vorbei an San Giovanni Rotondo, führt eine kurvenreiche schmale Straße den hellen Hügelrücken des Gargano hinauf. Schon seit dem 6. Jahrhundert pilgern Menschen aus ganz Europa auf der »Via Sacra Langobardorum« zu diesem Berg, um in dem legendären Heiligtum Gott nahe zu sein. Ein majestätischer achteckiger Glockenturm, den Karl I. von Anjou 1274 als Dank für die Eroberung Süditaliens errichten ließ, überragt das Atrium mit seinen Kapellen und den Eingang zu einer unterirdischen Basilika. Auf einem Gedenkstein über einem Portal aus dem 14. Jahrhundert steht auf Latein zu lesen: »TERRIBILIS EST LOCUS ISTE HIC DOMUS DEI EST ET PORTA COELI«. Warum wird hier verkündet: »Gewaltig (oder: schrecklich) ist dieser Ort. Hier sind das Haus Gottes und die Pforte des Himmels«?

Gehen wir zurück zu den Anfängen dieses »gewaltigen Ortes«, zurück in das ausgehende 5. nachchristliche Jahrhundert. Eine antike schriftliche Quelle, ein Brief, der 493/494 von Papst Gelasius I. an Bischof Justus von Larino gesandt wurde, berichtet uns von eigenartigen, wunderbaren Geschehnissen in Apulien. Ein weiteres Schreiben Gelasius I. an Herculentius, Bischof von Potenza (492-496), das *Martyrologium Geronimianum* sowie das *Über de apparitione saneti Michaelis in Monte Gargano* aus dem 8. Jahrhundert [2] sind weitere wertvolle Dokumente aus der Geschichte dieser heiligen Stätte.

»Im Jahre des Herren 490« beginnen die legendären Begebenheiten. Der Adlige Elvio Emanuele (vermutlich der 33. Condottiere von Siponto) »ließ einmal seine Rinder auf den Bergen des Gargano

weiden. Plötzlich war der schönste Stier verschwunden. Der Mann suchte ihn unermüdlich an den unwegsamsten und verborgensten Plätzen und fand ihn schließlich auf dem Gipfel des Berges vor einer Höhle kniend.

Die Viehhüter, die den Stier entdeckt hatten, waren anfangs sehr erstaunt über dessen seltsame Körperhaltung. Aber sie dachten nicht weiter darüber nach, weil sie vollauf damit beschäftigt waren, das schöne Tier wieder einzufangen. Dies war aber wegen des schwierigen Geländes gar nicht so einfach. Schließlich sahen sie als einzige Möglichkeit, des Stieres habhaft zu werden, ihn zu erschießen. Ein Bogenschütze legte an und schoss. Doch als der tödliche Pfeil kurz vor seinem Ziel war, dreht er plötzlich um, schwirrte auf den Schützen zurück und tötete ihn. Der Stier aber blieb unversehr.« [3]

Erschrocken durch die Vorkommnisse begab sich Elvio Emanuele zu Bischof Lorenzo Maiorano,

»der sich seine außergewöhnliche Geschichte anhörte und ihm dreitägige Gebete und Buße vorschrieb. Am Ende des dritten Tages erschien der Erzengel Michael dem Bischof« [11 und sagte zu ihm: »Ich bin der Erzengel Michael, ich schaue immer in das Angesicht Gottes. Diese Höhle habe ich als mein Heiligtum auserwählt. Dort, wo sich der Fels öffnet, sollen die Sünden der Menschen vergeben werden, und diejenigen, die im Gebet danach verlangen, sollen erhört werden. Geh deshalb auf den Berg und übergib die Grotte dem christlichen Kult! Der Bischof zögerte jedoch [...]. Die besagte Grotte war nämlich in früherer Zeit ein heidnischer Kultplatz [...]. Lorenzo wollte auf keinen Fall, dass an diesem Ort der Götzenverehrung einem christlichen Heiligen gehuldigt würde. Deshalb schob er den Auftrag des Erzengels auf.« [3]

Zwei Jahre später, 492, soll sich die zweite Erscheinung des Heiligen Michael ereignet haben. Als die christlichen Truppen von den Heeren Gotenkönigs Odoaker schon fast besiegt waren, wandte sich Bischof Lorenzo an den Erzengel, der ihm daraufhin den endgültigen Sieg voraus sagte. Die Schlacht wurde von außergewöhnlich starken Beben, Blitzen und Donner begleitet. »Der Sieg der Siponter war umfassend, die Feinde waren vernichtet.« [4] Eine Prozession zur Erscheinungsgrotte fand statt, aber niemand wagte es, die Felshöhle zu betreten.

Schließlich, man schrieb das Jahr 493, fand man trotz zweimaligen Erscheinens des Erzengels noch immer einen ängstlichen Bischof Lorenzo,



Sankt Michael forciert ein Höhlenheiligtum auf dem Gargano. Die Inszenierung aus Erscheinungen und rätselhaften Begebenheiten gleicht anderen Vorfällen dieser Art. (Cesare Nebbia, Fresko Geschichte der Weihe, Vatikanische Museen)

der sich nicht in die unheimliche Höhle wagte. Er fragte um Rat beim Papst in Rom. Das Antwortschreiben Gelasius I. ermutigte den Bischof, die Grotte zu betreten. »Noch ehe er dem Rat der Kurie gehorchen konnte, offenbarte sich der Erzengel ein drittes Mal. >Es ist nicht notwendig, die Grotte als Kirche zu weihen<, teilte er dem zaudernden Bischof mit, >denn ich habe sie schon durch meine Anwesenheit geweiht. Tretet ein, betet und zelebriert dort das Heilige Messopfer. Offenbart, wie ich diesen Ort geweiht habe!<< [3]

»Daraufhin zog der Bischof zusammen mit den anderen Bischöfen von Apulien in Prozession mit dem Volk und dem Klerus von Siponto zum heiligen Ort. Unterwegs ereignete sich ein Wunderzeichen: Einige Adler schützten mit ihren ausgebreiteten Flügeln die Bischöfe vor den Strahlen der Sonne.

Als sie zur Grotte gelangten, fanden sie dort bereits einen großen Altar errichtet [...], außerdem fanden sie im Felsen einen Fußabdruck des Hl. Michael.« 111 Seitdem trägt die Grotte einen ungewöhnlichen Titel: »Himmlische Basilika«, denn sie gilt als einzige nicht von Menschenhand geweihte christliche Stätte.

Schließlich, Jahrhunderte später, Mitte des 17. Jahrhunderts, wütete eine furchtbare Pest in Italien. In seiner Not wandte sich Erzbischof Alfonso Pulcinelli an den Erzengel und steckte in die Hand der Statue des Erzengels eine Bittschrift.

Am Morgen des 22. September 1656 erschien ihm der Engel in seinem bischöflichen Palast von Monte Sant' Angelo. Ein Beben erschallte, dann stand im hellen Glanz Sankt Michael vor ihm und befahl, die Steine seiner Grotte zu segnen, das Kreuz mit dem Zeichen M. A. (für Michael Archangelus) zeichnen zu lassen und die Steine zu verteilen. So würden alle, die diese Steine bei sich trügen, von der Pest verschont. Die Kunde verbreitete sich schnell. Schon kurz darauf gab es keinen einzigen Pestkranken mehr in der Stadt.

Christliche Heiligtümer

Mehr als 15 Jahrhunderte lang sind ungezählte Menschen »zur Pforte des Himmels« gepilgert, wie der Ort genannt wird, darunter zahlreiche Päpste, Kaiser und Könige, egal, ob die Herrschaft die Byzantiner oder Langobarden besaßen, die Sarazenen oder Karolinger, die Griechen oder Normannen, Schweden oder Aragonier.

Wie alle heutigen Besucher betreten auch wir bei unserer Reise zum Monte Sant' Angelo das 1500 Jahre alte Heiligtum über 86 ausgetretene Stufen, die in den Berg hinabführen, entlang an uralten Fresken und Statuen, durch ein weiteres, tiefer liegendes Atrium und vorbei an großen romanischen Bronzetoren, die die Geschichte der Erscheinung und biblische Themen erzählen. Dann umfängt uns die geheimnisvolle Stimmung der »Himmlischen Basilika«. Durch das gotisch geformte Kirchenschiff aus dem 13. Jahrhundert, das aus dem Felsen herauszuwachsen scheint, klingen Gebete und Messgesänge. Und dann öffnet sich hinein ins Halbdunkel der Unterwelt, erleuchtet mit Kerzen und einigen kleinen Lampen, die wundersame Kalksteingrotte. Mystik aus Schatten und Felsgewölbe, aus Weihrauch und Litaneien umfängt hier den Pilger. Im Presbyterium, im Mittelpunkt des Altares, glänzt eine Statue Sankt Michaels, der Satan mit

seinem Schwert besiegt. Und hinter dem Altar in einer Nische befindet sich jene Stelle, an der man den angeblichen Fußabdruck des Erzengels erraten kann.

Was hat sich tief unten im »Berg des Heiligen Engels« im 5. Jahrhundert wirklich ereignet? Es gibt vier Möglichkeiten:

1. Erzengel Michael ist erschienen.
2. Bischof Lorenzo und andere Mitwisser-Adlige, Viehhirten und der Papst - logen, was das Zeug hielt, fingierten geschickt einen Briefverkehr, spielten über mehrere Jahre hinweg die Ängstlichen, gewannen dennoch eine aussichtslos erscheinende Schlacht, und Jahrhunderte später errangen deren Nachfolger überraschend den Sieg im Kampf gegen die Pest.
3. Lorenzo und andere aus seiner Umgebung litten an gemeinsamen Halluzinationen.
4. Eine außerirdische Intelligenz nutzte hier eine Strategie, die sich über Jahrtausende immer wieder zeigt: angefangen bei Abraham und Moses bis zu den Marien-Wallfahrtsstätten von Guadalupe, Lourdes oder Fatima.

Schon 1986 wies mein Bruder Johannes Fiebag in seinem Buch *Die geheime Botschaft von Fatima* [5] auf die ausgesprochenen Identitäten zwischen Engels- und Marienerscheinungen, die Epiphanie antiker Götter und dem UFO-Phänomen hin, ein Gedanke, den wir in folgenden Arbeiten (unter anderem in *Himmelszeichen. Eingriffe Gottes oder Manifestationen einer fremden Intelligenz?*) (6) weiter ausführten und mit zahlreichen Indizien und Aspekten untermauerten.

Wir konnten für wundersame Erscheinungsorte weltweit ein Schema nachweisen, das in vielen Punkten mit dem modernen Sichtungsspektrum von UFO-Ereignissen korreliert, zum Beispiel bei den Marienerscheinungen in Fatima (Portugal), Lourdes (Frankreich), Chandavilla (Spanien), Banneux und Beauraing (Belgien), Montichiari (Italien), Eisenberg (Österreich), Heroldsbach (Deutschland), Knock (Irland), Medjugorje (Jugoslawien), Guadalupe (Mexiko) oder Zeitoun (Ägypten). (Siehe dazu auch die auf der folgenden Seite abgedruckte Tabelle.)

Analysieren wir den Vorfall von Monte Sant' Angelo, lassen sich erneut etliche Parallelen zu Berichten aus historischer oder moderner Zeit feststellen: Engel, als vorgebliche Boten des Himmels, sind uns aus zahlreichen biblischen und apokryphen Überlieferungen bestens vertraut. Der

UFO-Sichtungsspektrum	StM	Gua	Fat	Her	Eis	Mon	Med
Knallende Geräusche			•				
Summende Geräusche			•	•			
Totale Stille			•		t		
Seltene Geräusche			•		•	•	
Hitzewahrnehmung			•	•			
Temperatursenkung			•				
Elektromagnet. Wechselwirkung		•					
Blitze	•		•	•			
Lichtstrahlen			•	•	•	•	•
»Solid lights«							
»Engelshaar«			•	?			
Fliegende »Sterne«			•	•	?	•	•
Fliegende Lichtobjekte			•	•	?	•	
Fliegende materielle Objekte	•		•	•	•	•	
Physikalische Spuren	•	•			•	?	?
Gestörtes Tierverhalten	•				•		
Angstzustände des Beobachters	•	•	•	•	•	•	•
Paralyse des Beobachters			?		•		
Zeitverlust des Beobachters	?		•		•		
Lichtgestalten	•	•	•	•	•	•	•
Kommunikation mit Beobachter	•	•	•	•	•	•	•
Visionen des Beobachters				•	•	•	•
Botschaften an den Beobachter	•	•	•	•	•	•	•
Vermittlung von Geheimnissen				•	•	•	•

Gegenüberstellung des bei UFO-Beobachtungen weltweit registrierten Sichtungsspektrums mit jenem von »Marienerscheinungen«. Auffällig ist die gute Korrelierbarkeit insbesondere im Fall Fatima. Gua = Guadelupe 1531; Fat = Fatima 1917; Her = Heroldsbach 1949-1952; Eis = Eisenberg 1954; Mon = Montichiari 1969; Med = Medjugorje 1981 bis heute; StM = Monte Sant' Angelo 490-493 und 1656.

Prophet Ezechiel wird von einem Führer, einem »Mann aus Erz«, in einem »Himmelswagen« zu einem Tempel gebracht. Aus heiterem Himmel erscheint auch dem Propheten Habakuk (6. Jahrhundert v. Chr.) im Alten .Iudäa ein Engel und »hebt ihn empor«, und ähnlich ergeht es anderen Propheten, Patriarchen und Auserwählten. Häufig stellen sich die Engel selbst vor, zum Beispiel als Erzengel Michael, Gabriel oder Raphael, genauso wie 1100 Jahre nach den seltsamen Begegnungen eines Habakuk oder Ezechiel: diesmal allerdings im Italien der Spätantike. Wieder bezeichnet sich eine Erscheinung als Erzengel Michael, wieder ist es ein frommer Mann, Bischof Lorenzo Maiorano, der der Auserwählte ist. Wie alle seine Vorgänger, so erhält auch er einen eindeutigen Auftrag: »Geh auf den Berg und übergib die Grotte dem christlichen Kult.«

Erschrocken ist der geistliche Mann über das himmlische Ereignis, das da über ihn hereinbricht. Und doch verweigert er zunächst den Auftrag des Gottesboten. Auch darin ähnelt er einem Propheten Habakuk oder Jonas, die sich trotz direktem göttlichen Auftrag ihrer Bestimmung zu entziehen versuchten. Hatten sie Zweifel an dem Boten oder seiner Botschaft? War das Geschehene nicht nachdrücklich und eindeutig genug?



Eingang zur Basilika von Monte Sant' Angelo. (Foto: Fiebag)

Bis in unsere Tage ähneln sich die Reaktionen. Als in Fatima anfangs ein Engel, später sogar eine Lichtgestalt, die sich als Mutter Gottes bezeichnete, drei Kindern Botschaften übergab, reagierten die »übergeordneten« Empfänger seltsam: Am 13. Oktober 1917 fand in Fatima ein angekündigtes »Sonnenwunder« statt, währenddessen die »Sonne« wie eine silber-

glänzende Scheibe wahrgenommen wurde, sich mit rasender Geschwindigkeit wie ein Feuerrad um sich selbst drehte, dabei in allen Farben des Regenbogens leuchtete und Lichtflämmchen und Feuergaben ausstreute, die Landschaft und eine Menschenmenge von über 70 000 in ein Farb-crescendo tauchte, sich blutrot der Erde näherte, »als drohte sie unter ihrer feurigen, ungeheuren Wucht alles zu zermalmen« [7], plötzlich innehielt, in Zickzackbewegungen zurückkehrte und in ihrem alten Glanz am klaren Himmel leuchtete. Dennoch reichte weder das unglaubliche Schauspiel, noch reichten offenbar 70000 Augenzeugen aus, um den Pfarrer von Fatima, Marques Ferreira, von der »himmlischen Erscheinung« zu überzeugen. Und auch mehrere Päpste verweigern sich einem klaren Auftrag dieser Erscheinung, immerhin nach eigenen Worten die Gottesmutter, nämlich alle drei Botschaften, die sie den drei Seherkindern übergeben hatte, der Weltöffentlichkeit zeitgerecht zugänglich zu machen.

Bischof Lorenzo Maiorano befindet sich also in einer recht ansehnlichen Gesellschaft von Nein-Sagern. Wie wird sein Zögern und Zaudern begründet? »Die besagte Grotte war nämlich in früherer Zeit ein heidnischer Kultplatz.« Erstaunlich. Jedoch zeigen sich auch in diesem Punkt Parallelen zu anderen Erscheinungsorten der Erde.

Der bekannteste Wallfahrtsort auf dem amerikanischen Kontinent ist wohl Guadalupe, wo 1531 zum ersten Mal dem konvertierten Azteken Juan Diego auf dem Tepeyac eine leuchtende Gestalt begegnete, die sich als »die Heilige Jungfrau Maria« vorstellte. Im Verlauf der folgenden Erscheinung wurde dann Juan Diego jenes rätselhafte fotografische »Gemälde« überreicht, das mein Bruder und ich in vorangegangenen Arbeiten [6,8] als Relikt einer fremden Intelligenz charakterisierten. An der Stelle, wo heute Kapellen und zwei Kathedralen die Landschaft prägen, existierte jedoch schon zuvor ein altes indianisches Heiligtum. Der mexikanische Theologe Dr. José Luis Guerrero verwies darauf, die Erscheinung sei niemand anderes als Ometeotl gewesen, das höchste Wesen der Azteken, das erneut auf dem Tepeyac hinabgestiegen sei. »Ometeotl« oder »Maria«, »die alten und die neuen >Götter<, sind letztlich die gleichen, dieselben Intelligenzen, die seit Jahrtausenden die Geschichte der Menschheit begleiten, in dieser oder in jener Form«. [6] Dies scheint für Mexiko wie für Italien gleichermaßen zu gelten.

Himmlische »Screen Memorys«

Ein weiterer Aspekt der seltsamen Geschehnisse am Monte Sant' Angelo ist der Initialauslöser der in seiner Folge stattfindenden Erscheinungsserie. Ein Stier verschwindet plötzlich und wird weit entfernt auf dem Gipfel des Berges vor einer Höhle kniend wiedergefunden. Zwar sind die Viehhüter hierüber erstaunt, aber sie wollen nur eines: den Stier wieder einfangen. Als dies nicht gelingt, werden sie ungeduldig und entschließen sich, ihn zu töten: »Ein Bogenschütze legte an und schoss. Doch als der tödliche Pfeil kurz vor seinem Ziel war, dreht er plötzlich um, schwirrte auf den Schützen zurück und tötete ihn. Der Stier aber blieb unversehrt.« [3] Was ist hier wirklich vorgegangen?

So seltsam dies alles klingt, so vertraut kommt es uns vor. In der Literatur über sogenannte UFO-Entführungsfälle sind solche Vorgänge als »Screen Memorys«, Deckerinnerungen, bekannt. Der Naturwissenschaftler Dr. Johannes Fiebag [9] und andere haben etliche dieser Fälle untersucht, analysiert und publiziert. Kurz sei nur auf den Fall der Berlinerin Conny Parashoudis hingewiesen, die in einer solchen Entführungssituation einem Hirsch mit Geweih gegenüberstand, der sie ansprach und aufforderte, in ein Objekt hineinzugehen. Ähnliche künstliche Erinnerungen, die in der Regel vom eigenen Unterbewusstsein gebildete künstliche Erinnerungen sind, die ein traumatisches Erlebnis versperren und in diesen Fällen von den »Entführern« absichtlich installiert wurden, um ihre Tarnung nicht auffliegen zu lassen, werden beispielsweise auch von den Forschern Budd Hopkins [10] oder David Jacobs [11] berichtet, darunter ein Fall aus dem Jahr 1896, als ein 16-jähriger Junge fünf kleinen Wesen begegnete, deren Augen ihn an die eines Hirschs erinnerten.

Ein solches Szenario passt gut in den Kontext der Mimikry-Hypothese. Sie besagt, außerirdische Intelligenzen könnten dazu fähig sein, uns zu besuchen, und einen solch hohen technologischen Standard entwickelt haben, dass sie ihr Erscheinen den jeweils aktuellen religiösen und soziokulturellen Vorstellungen der kontaktierten Menschen unterschiedlicher Zeiten und unterschiedlicher Kulturen anpassen könnten und sich ihnen gegenüber mit entsprechend abgestimmten »Projektionen« offenbaren. Hierzu passen würde auch der Hinweis, dass scheinbar »einige Adler mit ihren ausgebreiteten Flügeln die Bischöfe vor den Strahlen der Sonne« schützten.

Der Neu-Ulmer Althistoriker Willi Grömling hat in seiner Ausarbeitung *Heilige und Legenden. Erzählungen, die die Thesen der Paläo-SETI stützen* [12] das Phänomen der Deckerinnerungen anhand verschiedener his-

torischer Überlieferungen aufgezeigt. Bei König Chlodewig (466-511 n. Chr.) sind es eine Hirschkuh und ein weißer Hirsch, die plötzlich erscheinen, ihm zu seinen Siegen verhelfen und ihn vom Heiden zum Christen werden lassen. Der Heilige Eustachius (1. Jahrhundert n. Chr.) war immerhin Befehlshaber einer römischen Legion in Kleinasien. Er trifft bei einer Jagd auf einen sonderlich großen und schönen Hirsch, der ihn tief in den Wald führt, bis plötzlich zwischen seinen Geweihstangen ein Kreuz, heller als die Sonne, erscheint. Auch dieses Tier beginnt zu reden, worauf Eustachius in Ohnmacht fällt. Dem Heiligen Hubertus, Schutzpatron der Jäger, ergeht es schließlich im 7. Jahrhundert nicht viel anders. Als er einem fliehenden Hirschen in die Tiefe der Ardennenwälder folgt, bleibt dieser vor einem Felsen stehen, und in seinem Geweih erstrahlt ein Kreuz, während eine Stimme zu ihm spricht.

Einen ebensolchen Vorfall konnte W. Grömling auch in der Vita des Heiligen Meinolf zu Beginn des 9. Jahrhunderts aufspüren. 795 geboren, wächst er als Patenkind von Karl dem Großen auf. Und dann ereignet sich etwas, das wir heute nur allzu gut unter dem Begriff »Begegnung der 3. Art« kennen. Ein Hirt sieht im Dickicht des Waldes ein wundersames Licht, berichtet hiervon Meinolf, der, ganz Forscher, zu dem seltsamen Ort mitkommt. Dort wird er eines Hirschs gewahr. In dessen Geweih leuchtet ein Kreuz. An dem Platz, wo dieses »Wunder« geschah, lässt Meinolf das Kloster Böddecken errichten.

Gibt es vergleichbare Vorkommnisse auch in fernerer Vergangenheit? Ich stieß im Alten Ägypten auf eine Überlieferung, die sehr ähnliche Elemente enthält. Unter der Regierung Pharaos Mentuhotpe (Ende der I I. Dynastie) gerät das abgelegene Wadi Hammamät an der Wüstenstraße von Koptos zum Roten Meer in den Blickpunkt einer legendären Begebenheit. Drei Tagesreisen vom Niltal entfernt, war das Wadi, das über einen der bekanntesten Steinbrüche Ägyptens verfügte, nur schwer zu erreichen. Viele der Statuen und Särge aus dunklem Gestein, die heute in Museen überall in der Welt anzutreffen sind, wurden dort aus dem Felsen herausgeschlagen. Aber in den Wirren der 6. Dynastie verfiel die Anlage, und der Ort geriet in Vergessenheit. Bis ein Wunder geschah: Eine trüchtige Gazelle machte, offenbar auf Geheiß des Gottes Min, eine Steinsuchexpedition unter dem Wesir Amenemhet auf einen Brunnen mit reinstem Wasser mitten im Gebirgstal aufmerksam, der-rätselhafterweise - selbst den Bewohnern der Wüste über Jahrtausende verborgen geblieben war. [13]

»Neben ihm waren die Soldaten der Vorzeit und die früheren Könige hinauf- und herabgezogen, kein Auge hatte ihn gesehen, und keines

Menschen Blick war auf ihn gefallen, bis er durch den Gott Min, den Beschützer der Wüstenwege, dem Könige Mentuhotpe (oder vielmehr seinen Leuten) offenbart wurde [...]. Diese Entdeckung fand im zweiten Jahre des Königs statt, als er seinen höchsten Beamten, den Wesir, nach Hammamät abgesendet hatte.» [141

Ist dies die Ursache, warum in Oberägypten den größeren Antilopenarten übernatürliche Kräfte zugeschrieben wurden und man sie »die Kundigen« nannte und warum »in einer uns unverständlichen Einschätzung [•••] die Gazelle oder Antilope auf den magischen Horusstelen der Spätzeit unter allerlei gefährlichen Tieren« 115| erschien? Haben wir hier eine mögliche Erklärung dafür, warum die Ägypter sich ihre Götter oft in Tiergestalt vorstellten oder als Zwitterwesen dachten, halb menschlich, halb tierisch? Warum Götter und Göttinnen mit tierischen Attributen ausgestattet wurden, wie die Göttin Sätet, die durch ihre einzigartige, mit Antilopenhörnern geschmückte Krone auffällt, oder Satis mit ihrer zu beiden Seiten mit gewaltig geschweiften Antilopenhörnern versehenen oberägyptischen Königskrone auf ihrem menschlichen Haupte?

Ist dies eine der Spuren, die ETIs durch die gesamte Geschichte der Menschheit hindurch hinterlassen haben? In frühesten Kulturen prähistorischer Völker, in Hieroglyphentexten und Abbildungen Altägyptens, in den Religionen Asiens wie Amerikas, in christlichen Legenden von der Antike bis ins Mittelalter? In den UFO-Berichten unserer Tage schließlich, die wir als »Screen Memories« enttarnen können, Deckerinnerungen, vermutlich deshalb den Betroffenen »eingepflanzt«, damit der Kontakt mit außerirdischen Intelligenzen nie bekannt wird, oder erst spät, und dann durch die »Tiersichtung« der Öffentlichkeit unglaubwürdig erscheint? Eine interessante Fährte bei der Suche nach Paläo-SETI-Indizien ist dies indes allemal.

Porta Coeli

Eine weitere Parallele eines solchen möglichen Kontaktes mit überlegenen Intelligenzen, die wir aus den Vorfällen am Monte Sant' Angelo herauskristallisieren können, ist die genaue örtliche Bestimmung eines geforderten Heiligtums. Bischof Lorenzo Maiorano wird durch den vorgebliebenen Erzengel aufgefordert: »Diese Höhle habe ich als mein Heiligtum auserwählt. Dort, wo sich der Fels öffnet, sollen die Sünden der Menschen vergeben werden, und diejenigen, die im Gebet danach verlangen, sollen erhört werden.« Exakt hierin gipfelt der Sinn der Erscheinung, denn genau

diese und keine andere Höhle soll als Heiligtum dienen, egal, ob sie zuvor bereits ein heidnischer Kultort war oder nicht.

Oder vielleicht ja gerade deshalb. Der »himmlische Gesandte« bleibt hartnäckig und erscheint »mit einer Engelsgeduld« drei Mal, bis man seiner Aufforderung endlich Folge leistet. Ja, den letzten Widerstand bricht er durch eine äußerst ungewöhnliche, einzigartige Maßnahme in der christlichen Welt: »Es ist nicht notwendig, die Grotte als Kirche zu weihen, denn ich habe sie schon durch meine Anwesenheit geweiht. Tretet ein, betet und zelebriert dort das Heilige Messopfer. Offenbart, wie ich diesen Ort geweiht habe!« Und erst jetzt ist das Werk des »göttlichen Boten« vollendet.

Genau dasselbe Schema finden wir in Fatima wie in Lourdes, in Banneux wie in Eisenberg oder in Codosera/Chandavila (Spanien) im Jahr 1945. Dort bestimmt die Seherin Dolores Lucio ein Quadrat von 15 Metern Seitenlänge für den Bau einer von Maria gewünschten Kirche. In Eisenberg sagt Maria 1954: »Ferner wünsche ich im Auftrag des Herrn, um Seinen Willen zu erfüllen und daher auch meinem Auftrag Folge zu leisten, hier an dieser Stelle eine Kapelle oder Kirche zu errichten ...« Oder in Guadalupe, dort wird Juan Diego von »Maria« mitgeteilt: »Ich wünsche sehr, dass man mir hier mein Heiligtum errichtet [...], denn hier will ich ihr Weinen, ihre Sorgen anhören, um ihre Leiden, ihre Nöte, ihre Schmerzen zu heilen.«

Ganz ähnlich auch im Fall Monte Sant'Angelo. Und als materielle Bestätigung der Worte des Engels fanden die Gläubigen in der Grotte »bereits einen großen Altar errichtet [...], außerdem fanden sie im Felsen einen Fußabdruck des Erzengels«. Die Aufforderung, haargenau bei der bezeichneten Felsöffnung zu beten, damit der Wunsch gehört werde, und diese Zeichen lösten einen Kult aus, der selbst 1500 Jahre nach den wundersamen Geschehnissen im Jahr 1987 den »Stellvertreter Gottes auf Erden«, Papst Johannes Paul II., in einer langen Reihe von prominenten Herrschern, Staatspräsidenten, Heiligen und Päpsten zu diesem Orte pilgern ließ.

Bereits in *Zeichen am Himmel* haben wir darauf hingewiesen, dass ein universeller Gott keiner ständig neu errichteter Kapellen und Kirchen bedarf und eine außerirdische Intelligenz erst recht nicht. Wozu dann also diese exakte Lokalisation? Unsere These war, und sie lässt sich einmal mehr im Fall Monte Sant' Angelo verifizieren:

»Es scheint, als sei der Bau solcher >Gotteshäuser< nur Teil eines umfassenderen Plans, der auf einem ganz, anderen Hintergrund ha-



Dreh- und Angelpunkt der Erscheinungen: das Santuario di San Michele. Papst Johannes Paul II. bei seinem Besuch in der Höhle am 25. Mai des Jahres 1987. (Foto: Vatikan)

siert /.../ Möglicherweise geht es überhaupt nicht um die Kirche seihst, sondern um den genauen Ort, an dem dieses Gebäude zu errichten ist. Von dort aus will man die >Sorgen anhören<. [...] Immerhin wäre es denkbar, dass man jene Stellen, an denen der Bau von Gotteshäusern befohlen wird, zuvor >präpariert< hat, das heißt, so manipuliert, dass von dort aus die Gebete und >Sorgen< und damit die ganz alltäglichen Probleme der Menschen den das Gesamtphänomen steuernden ETI >übermittelt< werden. Wie dies geschehen könnte, ist unbekannt. Befindet sich im Untergrund der >Gotteshäuser< eine extraterrestrische Sonde? Werden geoelektrische oder geomagnetische Felder als Transformatoren genutzt? Stehen vielleicht die häufig in unmittelbarer Nähe entspringenden Quellen und damit deutliche Bewegungen des Grundwassers, die ihrerseits wieder eine Auswirkung auf Schwankungen im lokalen geoelektrischen und geomagnetischen Feld haben, damit in einem kausalen Zusammenhang?«

Für die Paläo-SETI-Forschung ist dieser Aspekt meines Erachtens evident wichtig. Denn die ausgesprochenen Identitäten zwischen Engels- und Marienerscheinungen, antiken Göttererscheinungen und dem UFO-Phänomen zeigen letztlich, »dass wir davon ausgehen müssen, uns lediglich mit (drei) Aspekten desselben Phänomens konfrontiert zu sehen. Als Verursacher kommt vermutlich eine fortgeschrittene extraterrestrische Intelligenz in Betracht, die seit Jahrtausenden die Geschichte der Menschheit begleitet, deren eigentliche Interventionsmotive wir jedoch nicht kennen.« [16]

Damit für Nachhaltigkeit gesorgt war, traten und treten diese Außerirdischen entsprechend der Mimikry-Theorie als beeindruckende glänzende Gestalten oder als Götter auf und initiierten unter anderem wundersame Vorgänge, um ein kultisches Verhalten für oft mehrere Jahrtausende zu initiieren. Dies indes könnte künftig eine wichtige Suchstrategie für die Paläo-SETI beinhalten. Unser Globus ist ein Planet der Millionen Heiligtümer. Die Antwort auf unsere Frage könnte an einem dieser Orte bereits seit Jahrtausenden liegen - und vielleicht sogar nicht nur an einem, sondern an etlichen dieser genau bezeichneten Plätze, die, so könnte man spekulieren, möglicherweise nach einem »Netzplan« eingerichtet wurden. Jeder ist daher aufgefordert, nach solchen Orten Ausschau zu halten, die dem hier beschriebenen Kontaktmodus entsprechen, und mit darüber nachzudenken, wie der »Sender« - falls es ihn gibt - an diesen Stätten enttarnt werden könnte.

Steinerne Wahrzeichen: Herkunft unbekannt. Die polygonale Mauer Amelias

VON FABIO BROUSSARD

Weltweit sind gewaltige Mauern anzutreffen, die eine hohe Steinmetzkunst und Planungstechnik voraussetzen, da sie mit einer Vielzahl von Ecken passgenau zusammengefügt wurden. Ob in Cuzco (Peru) oder in Abusir (Ägypten), in Delphi wie in Mykene (Griechenland): Überall finden sich ähnliche Oberflächenbearbeitungen. Selbst Italien ist ein Land, in dem sich diese rätselhaften Bauwerke nachweisen lassen.

Unbekannte Konstrukteure

Am 18. Januar 2006, gegen 7:05 Uhr, brach in der Altstadt von Amelia, Provinz Terni in Umbrien (Italien), ein Teil der antiken polygonalen Mauer in einer Länge von 25 Metern bei 15 Metern Höhe mit lautem Getöse in sich zusammen. Zum Glück wurde keine Person verletzt, da um diese Zeit dort niemand unterwegs war.

Obwohl es sich um ein sehr ernstes Geschehen handelte, wurde diese Information noch nicht einmal in die nationalen Nachrichten aufgenommen, sondern nur in lokalen Zeitungen wie dem *Corriere dell' Umbria* veröffentlicht. Erregte erst vor wenigen Jahren die Nachricht des tragischen Zusammenbruchs des »Gladiatoren-Hauses« in Pompeji weltweit großes Aufsehen, geschah dies im Falle Amelias nicht. Dieses steinerne Wahrzeichen war nämlich unbekannter Herkunft, weshalb seine beeindruckenden Mauern im Ausland wie auch in Italien selbst praktisch ignoriert wurden - was übrigens auch für ähnliche Bauwerke gilt, die in Zentralitalien zahlreich vorhanden sind.

Für viele Generationen waren die wehrhaften Mauern in ihrer überdimensionalen Größe unbegreiflich und sind es letztlich bis heute geblieben.

Leider können die steinernen Monumente nichts von ihrer eigenen Geschichte erzählen, und eingekerbte Mitteilungen oder Aufzeichnungen existieren nicht, die auf die Baumeister hinweisen. Aber wir können noch immer erkennen, dass diese Steine keine aufeinandergesetzten einfachen Quader darstellen, sondern viele von ihnen sehr präzise ausgearbeitet wurden. Darüber hinaus finden sich einige Phallussymbole, die als »apotropaisch«, also gunsterwerbend, angesehen werden. In dem kleinen Portal von Alatri (nahe Roms) lassen sich drei solcher Phalli entdecken, in Cesi (Terni) einer und einige weitere in Amelia. [11

Um eine schnelle und übersichtliche Auskunft über die Formen und Dimensionen zu erhalten, kann man die archäologischen Orte im Lazio, in der Toskana, in Umbrien, in Abruzzo, Molise und der Campania via Internet [2] observieren. Über die Mauer von Alatri berichtet zudem Peter Fiebag [3] in seinem Beitrag »Latium - Zyklopenmauern in Italien«, der in *Das Erbe der Götter* (Band 4 von *Kosmische Spuren*), München 1997, publiziert wurde.

Die Kunst der Großsteinbearbeitung lag stets auch im Interessengebiet der Paläo-SETI-Forschung. So schreibt Mathias Kappel [5J:

»Auf der Suche nach Spuren, die eine extraterrestrische Intelligenz bei einem Besuch unseres Planeten in der Vergangenheit hinterlassen haben könnte, richtet sich die Aufmerksamkeit unter anderem auf seltsame Methoden der Steinbearbeitung. Entsprechende, eine Reihe Fragen offenlassende Artefakte sind unter anderem aus Peru (Prciinka- und Inkakulturen), Ägypten (Altes Reich), der Türkei (Hethiter) und selbst von der Osterinsel bekannt.

Die einheitlichen Charakteristika dieses rätselhaften Baustils lassen sich wie folgt beschreiben: Aneinanderreihung von großen Steinen (bis dreihundert Tonnen) in mehreren Lagen, wobei jeder verwendete Stein eine Vielzahl von Ecken unter verschiedenen Winkeln aufweist; die Kanten benachbarter Steine liegen dabei selbst bei den härtesten verwendeten Gesteinsarten völlig plan aneinander.«

Analysieren wir nun, welche Geheimnisse sich in den rätselhaften Mauern Amelias verbergen. Dazu müssen wir einige Fragen stellen, die da lauten: Wer hat sie erbaut? Wann wurden sie angelegt? Und schließlich: Wie wurden sie errichtet?

Hinsichtlich der Frage nach den Erbauern existieren viele tief gehende Studien, die geschichtlich auf eine griechische und römische Herkunft verweisen, aber letztlich zu keiner endgültigen Evidenz führen. Eine

glaubhafte Annahme, die man am häufigsten antrifft, ist die, dass es das uralte griechische Volk der Pelasger war, das diese Werke erschaffen hat. Die Abhandlung von A. Arecchi [6] *Le citta ciclopiche del Lazio* (2010) beschreibt in ausführlicher Weise die Pelasger und die lazialen Mauern. Über die Pelasger selbst findet man beispielsweise bei *Wikipedia* [7] Quellenverweise auf Homer, Erotodo, Ovidio und viele andere, deren Aussagen über die Pelasger jedoch meistens nicht miteinander übereinstimmen. Die einzige Übereinstimmung besteht darin, dass Pelasgus, der Stammvater der Pelasger, als Sohn von Zeus und Niobe angegeben wird. Doch schon der Ursprung der Pelasger wird in unterschiedliche Gegenden verlegt. Nachgewiesen werden kann, dass sie in zahlreichen Gebieten verstreut anzutreffen waren und sich mit verschiedenen Völkern vermischten. Das *Lexikon der Antike* [8] vermerkt, dass sie »vermutlich Reste einer vorindoeuropäischen (ägäischen) Bevölkerung Griechenlands« waren. Aber weder zeitlich noch ethnisch oder sprachlich lasse sich eine unstrittige Einordnung vornehmen.

Homer sah in ihnen einen thessalischen Volksstamm, die griechischen Schriftsteller nach ihm neben den Karern und Lelegern eine vorgriechische Bevölkerungsschicht, der sie gewaltige Steinbauten (pelasgische Mauern auf der Burg in Athen) zuschrieben. Im *Lexikon Alte Kulturen* [9] lesen wir etwas genauer, das geheimnisvolle Volk könnte im östlichen Thessalien, das die Griechen bis heute Pelasgiotis nennen, beheimatet gewesen sein, ihr Name sei dann jedoch auf die ganze vorindogermanische Bevölkerung Griechenlands und selbst Italiens übertragen worden. Zudem werden sie mit den Danaern in Verbindung gebracht, von denen bereits in den Homerischen Epen erzählt wird.

Dionysius von Halicarnassus gibt zumindest recht genaue Hinweise über eine Gruppe von Pelasgern, die nach Italien emigrierten, genauer gesagt nach Umbrien eingewandert waren. Zur damaligen Zeit besaß Umbrien eine weit größere Ausdehnung als die heute so bezeichnete Region. Es erstreckte sich in Zentralitalien entlang des Apenninengebirges und schloss Perugia sowie Terni ein. Halicarnassus beschreibt, dass die Pelasger von Arcadia nach Italien gekommen waren und Tirrenia gründeten. Deshalb nahm er an, dass es sich bei den Pelasgern um die Vorfahren der Etrusker handelte.

Obwohl manches eine pelasgische Herkunft der geheimnisvollen Mauern wahrscheinlich macht und in Amelia eine solche noch bis vor circa 30 Jahren benannt wurde, werden sie heutzutage neutral nur noch als »polygonale Mauern« bezeichnet.

Es besteht keine konkrete Aussage darüber, *wann* diese Mauern entstan-

den sind. In allen Beschreibungen wird die Zeit ihrer Erbauung recht vage und sehr allgemein mit einem Zeitraum zwischen dem 7. und 2. Jahrhundert vor Christus angegeben. Mir scheint die Annahme jedoch gerechtfertigt, dass sie viel älter sind, da sie sonst von den Römern als zeitgleiche Konstruktionen angegeben worden wären. Sie müssten somit vor der Gründung Roms, der *Urbe Condita*, im Jahr 753 v. Chr. konstruiert worden sein. Und tatsächlich verweist F. della Rosa (110) in seinem Werk *Muratura in opera poligonale* auf eine Mitteilung des römischen Zensors Catone, der bereits von Plinius dem Älteren zitiert wird, die sich auf Amelia bezieht. Catone verlegt die Entstehung der Mauern auf ungefähr das Jahr 1132 v. Chr.

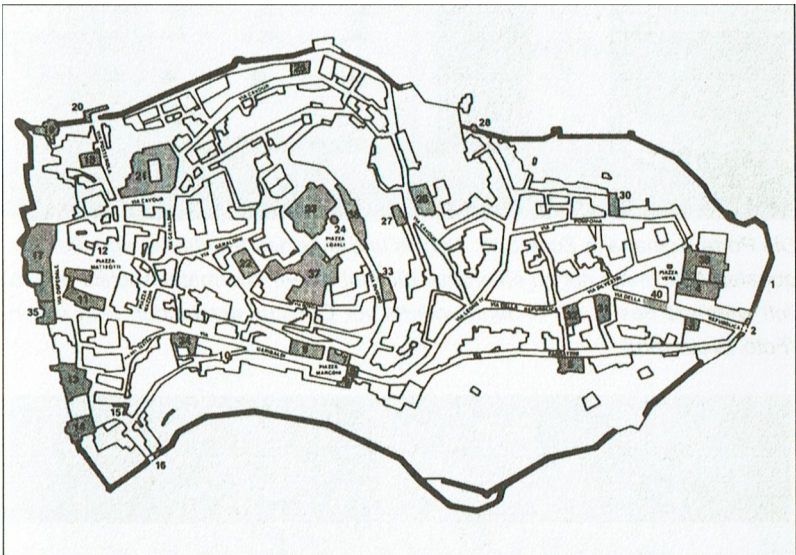
Italiens Zyklopenmauern

Die Frage nach dem Wie der Entstehung dieser kolossalen Mauern fällt in das umfassende Gebiet großer Geheimnisse zyklischer Bauten des Altertums - zu denen beispielsweise die Pyramiden von Gizeh oder die große Plattform von Baalbek im Libanon gehören -, die über die ganze Welt verteilt sind. Nirgends existiert eine Beschreibung der angewendeten Bauphase - auch nicht im Falle der polygonalen Mauern Italiens. Zu dem Rätsel um die Erbauer und die zeitliche Datierung tritt mithin das Rätsel ihrer technologischen Natur, auf das A. Arecchi 1111 hinweist.

Gehen wir zurück zur Entstehung der polygonalen Mauern. Das Wort »polygonal« steht in Beziehung zum lateinischen Begriff »opus poligonale« (polygonales Werk). Wichtig ist die Klassifizierung, die durch G. Lugli [12] 1957 eingeführt wurde. Um die Unterschiede der Formen der Blöcke an den verschiedenen Orten hervorzuheben, hat Lugli sie in vier Kategorien eingeteilt, die er als I, II, III und IV MANIERA (Art) bezeichnete. Ohne ins Detail zu gehen, betrifft die Kategorie I Blöcke, die wenig bearbeitet und nur grob zugehauen sind. Die nachfolgenden Bearbeitungsstufen bis hin zur Klasse »IV Maniera« werden dadurch charakterisiert, dass die Blöcke laufend besser und immer detaillierter herausgearbeitet worden sind.

Befassen wir uns nun mit den polygonalen Mauern von Amelia, die allesamt später durch römische oder mittelalterliche kleinblöckige Mauern erhöht wurden. Das Basismauerwerk, aus einer unbekanntenen Zeit stammend, kann zu den am besten ausgearbeiteten Mauerwerken Italiens gezählt werden. Seine besondere Eigenschaft besteht darin, dass die Mauern

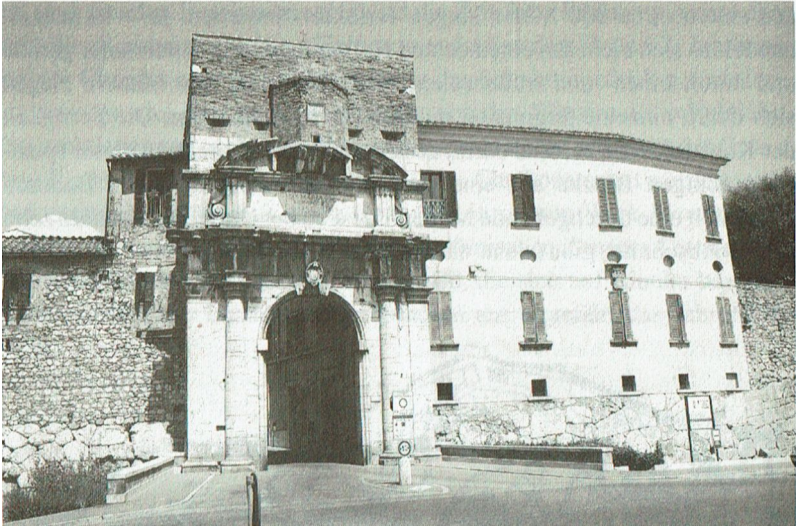
aus einem circa 800 Meter langen Halbkreis bestehen. In Wirklichkeit handelt es sich nicht um einen echten Halbkreis, da die Mauern nur gerade und durch Innen- und Außenecken verbunden sind. Die Mauern biegen sich durch einzelne Segmente, nicht durch Abrundungen. Die Fertigkeit der Konstrukteure bestand darin, dass sie bei der Bearbeitung dieser speziellen eckigen Blöcke auf eine perfekte Verkeilung achteten. Dadurch ergab sich eine durchgehende Mauer. Es ist zu beachten, dass es über zehn solche Abschnitte gibt (siehe nachfolgende Abbildung).



Anhand von Plänen der Altstadt können Besucher schnell erkennen, dass Amelia von der Mauer fast vollständig umringt ist.

Nur selten ist eine solche Konstruktion in einem anderen Ort Italiens zu finden, da es sich beinahe immer um Mauern handelt, die im rechten Winkel angeordnet worden sind. Die Mauern von Amelia besitzen außerdem eine derartige Größe und Stabilität, dass sie im Laufe der Jahrhunderte als Basis für Häuser, Kirchen, Plätze, Gärten und gemeindliche Anlagen, zum Beispiel für die Kanalisierung, verwendet wurden.

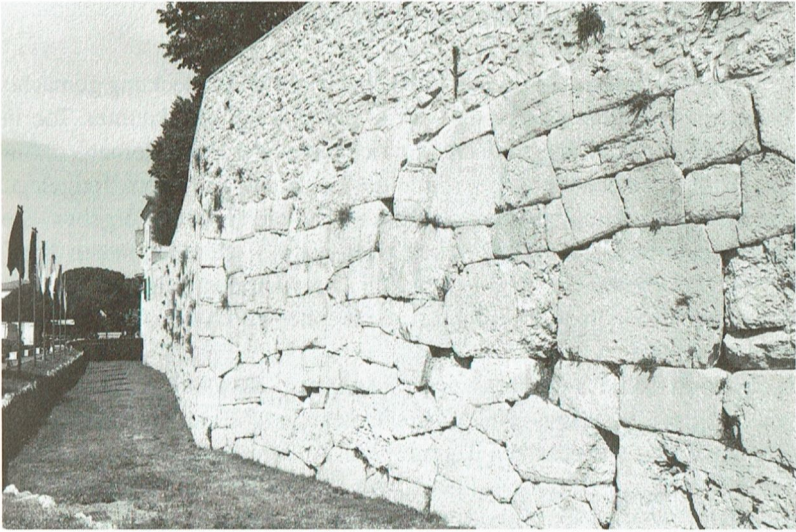
Um die Dimensionen der rätselhaften Mauern darzustellen, werden die folgenden Ausführungen in einer Kombination aus Text und Fotos vorgenommen.



Die Porta Romana in Zone Süd. Rechts und links des Stadtores sind die polygonalen Abschnitte gut zu erkennen, die laut einem Informationsschild angeblich während des 6. bis 5. Jahrhunderts vor Christus entstanden sein sollen. (Foto: Broussard)



Der Endabschnitt der rechten Seite des Portals, gegen Westen betrachtet. Am Ende ist eine Unterbrechung ersichtlich, an der eine normale Bauweise beginnt. Später wird die polygonale Bauweise wieder aufgenommen. (Foto: Broussard)

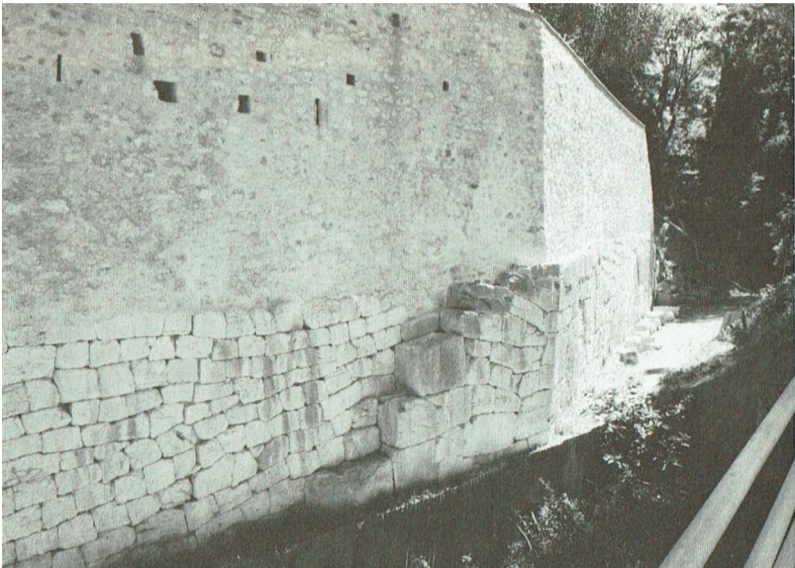


Bilder oben und unten: Besondere Mauerabschnitte linkerhand der Porta Romana, die die laufenden Richtungsunterbrechungen illustrieren. (Fotos: Broussard)

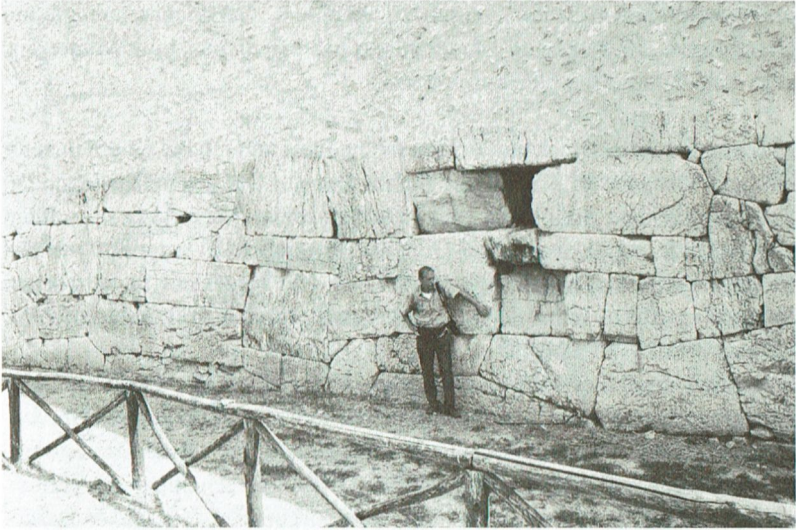
Entdeckung im Westteil

Exakt im Westteil wurde im Jahr 2008 eine wichtige Entdeckung gemacht: Während Restaurationsarbeiten wurde ein bislang unbekanntes Tor in einer polygonalen Zone entdeckt, die sich rechts der Porta Romana befindet. Während dieser Arbeiten wurde die Form des Torbogens freigelegt. Die Baukonstruktion besteht aus Blöcken, die ein Halbrund ergeben. Sie haben keinerlei Gemeinsamkeit mit jenen der typisch polygonalen Tragbalken. Bei diesem Tor wurde bisher nur der Umriss freigelegt, und es bedarf einer gründlichen Grabung, um erkennen zu können, wohin dieser Eingang führte.

In einem Artikel des *Corriere dell' Umbria* vom 22. Oktober 2009 wurde von Experten einerseits die Annahme geäußert, dieses Tor könne der Eingang zu einer römischen Therme sein. Andererseits: Genau in dieser Zone vermutete F. della Rosa [14] bereits im Jahr 2002 auf der Grundlage geschichtlicher und kartografischer Studien die Existenz eines Tores, das im Original ähnliche Merkmale wie die Toronstruktion in Alatri (Lazio) aufweist, und zwar mit monolithischen Tragbalken.



Diese Aufnahme wurde während der ersten Absicherung des Tores am 16. Juli 2008 aufgenommen. Gegen Westen verläuft die polygonale Mauer bis zu einem Punkt, wo sie schräg in eine Neukonstruktion aus spätrömischer Zeit übergeht. (Foto: Broussard)



Unübersehbar: die großen polygonalen Blöcke. (Foto: Broussard)

Rekord in Stein

Und noch etwas sehr Interessantes gibt es bezüglich der Mauer von Amelia, das sich an die Geheimnisse ihrer Entstehung anschließt: die Existenz der sogenannten megalithischen Mauer, die sich an der Peripherie im Inneren



der Altstadt befindet. Es handelt sich um einen kurzen isolierten Abschnitt. Die Gestaltung der Blöcke ist primitiv, da sie wenig ausgearbeitet sind. Der Unterschied zwischen megalithischer und

Eine megalithische Mauer aus nur grob behauenen Stein. (Foto: Broussard)

polygonaler Form ist auf Anhieb zu erkennen. Gegenüber den glatten Übergängen der sonstigen Maueranlage haben wir hier eine Mauer aus grob behauenen Steinblöcken vor uns.

Einen besonderen Block entdeckten meine Frau und ich bei einem unserer häufigen Besuche in Amelia per Zufall. Der auf der gegenüberliegenden Seite abgebildete Steinblock, der innerhalb einer Mauer steckt, schlägt alle Rekorde, nicht, was seine Dimensionen anbetrifft, sondern was die Vielzahl der Ecken angeht, die er aufweist. Mit insgesamt 14 behauenen Ecken übertrifft er selbst den bekanntesten Steinblock von Cuzco in Peru, der zwölf Ecken besitzt.

Sicherlich sind die Steine von Cuzco hinsichtlich der Perfektion der Einfügungen unübertroffen. (Man erinnere sich an den berühmten Spruch: Da passt keine Messerschneide in die Zwischenräume.) Doch kann durchaus angenommen werden, dass der Grund für eine scheinbar schlechtere »Bearbeitung« darin begründet liegt, dass durch Witterung und Verschiedenheit der Zusammensetzung des Gesteins (Kalkstein in Amelia) die wahrscheinlich einst perfekt geschnittenen Konturen der Blöcke Amelias nach über 2000 Jahren beschädigt wurden.

Auf Ähnlichkeiten mit südamerikanischen Kulturen wies im Übrigen bereits der Schriftsteller Peter Fiebag im Zusammenhang mit den Mauern Alatris [3] hin:

»Auffällig sind tatsächlich zwei Parallelen zu den präinkaischen Bauten Südamerikas: Vergleicht man Alatri beispielsweise mit Sacsayhuamans gigantischen Festungsmauern, so fällt auf, dass deren größte Blöcke des unteren Mauerringes ebenfalls bis zu fünf Meter hoch, fünf Meter breit und 2,5 Meter tief sind. Für sie wurde ein Gewicht von annähernd 360 Tonnen errechnet, was einem voll beladenen Jumbojet entspricht. Damit ergibt sich hier wie dort die Frage, wie diese Monolithen transportiert wurden. Zweitens wurden auch in Alatri die geschliffenen Felsbausteine kunstvoll miteinander verzahnt; exakt greifen kompliziert berechnete Ecken und Schrägen in die irregulär gestalteten angrenzenden Steine. Ohne Lehm oder Mörtel wurden hier wie dort imposante Bauwerke errichtet, die über die Jahrtausende hinweg dem Verfall durch Wind und Wetter, durch Erdbeben und Belagerungen trotzten; die Fugen sind in beiden Fällen noch heute so dicht, dass man kein Messer hineinschieben kann.«

Mit den hier veröffentlichten Aufnahmen hoffe ich, einen generellen Überblick über den Zustand, die Varianten und die Komplexität der polygona-



len Mauer Amelias gegeben zu haben. Zusammen mit jenen in Lazio und anderen Regionen Zentralitaliens verdienen sie seitens derjenigen, die sich für die frühgeschichtlichen Archäologie begeistern können, eine genauere Betrachtung. Denn noch immer bleiben die Fragen, woher die antiken Völker eine solch komplexe Bearbeitungstechnik für ihre steinernen Monumente kannten, offen.

»Etwa zwei Autofahrstunden von Rom entfernt erstreckt sich die Ciociaria Die Städte dieser Gegend zählen zu den ältesten Italiens. Ihre Zentren waren in vorrömischer Zeit von zyklischen Mauern eingegrenzt. Das besterhaltene und imposanteste Mauerwerk findet man in Alatri. Die Stadt wird noch immer auf einer Länge von zwei Kilometern von dem strengen Profil einer solchen Gigantenmauer umgeben.

Die trutzige Zyklopenmauer beeindruckt selbst weit gereiste Zeitgenossen durch ihre gewaltigen, bearbeiteten Felsblöcke. Allein die Südost-Ecke wurde aus 14 riesigen Pfeilern erbaut und lässt fast automatisch Assoziationen an Peru wach werden.«

Peter Fiebag: »Latium - Zyklopenmauern in Italien«. In: Däniken, Erich von (Hg.): *Das Erbe der Götter*, München 1997

Kosmische Hieroglyphen

VON REINHARD HABECK

Viele mysteriöse Glyphen gelten als unlesbar. Sie stammen von unbekannt-ten Kulturen, oder ihr Zweck und Inhalt, ihre ursächliche Bedeutung, ist bis heute unklar geblieben. Viele dieser »regelwidrigen« Entdeckungen lassen sich jedoch mit der Paläo-SETI-Forschung, mit möglichen außerir-dischen Eingriffen verknüpfen. [1]

Eine Spur führt zu einem bizarren Steinrätsel, das scheinbar nichts mit kosmischen Informationen zu tun hat. Es betrifft das Phänomen der tonnen-schweren, geglätteten Steinkugeln. Aus vielen Regionen der Erde sind solche seltsamen Objekte bekannt, aber man verbindet sie besonders mit dem Karibikstaat Costa Rica. [2]

Hier lassen sich gehäuft Relikte mit perfekter Rundung in unterschiedli-cher Größe aufspüren, von der eines Medizinballes bis zu mehr als zwei Metern im Durchmesser und einem Gewicht von bis zu 15 Tonnen. Erich von Däniken berichtete darüber bereits 1969 in seinem Buch *Zurück zu den Sternen*. [3,4]

Faktum ist: Die Steinbälle liegen verstreut in der Landschaft herum, im unzugänglichen Dschungel genauso wie auf Hügelkuppen oder nahe am Ufer der Pazifikküste. Da liegt zunächst einmal der Gedanke nahe, die kugelrunden Überreste entstanden vor Jahrmillionen durch natürliche Auswaschungen.

Steine des Anstoßes

Geologen erkennen in der »Wollsackverwitterung« die Lösung des Pro-blems, indem Gesteinsblöcke durch das Zusammenwirken von physikali-schen und chemischen Prozessen abgerundet werden. Ehemals flüssiges Schlamm- und Vulkangestein, das irgendwann blasenförmig an die Erd-oberfläche gelangte und dort erstarrte, wird ebenso als natürliche Erklä-rung genannt. Oder Steine wurden im Zuge von Gletscherverschiebungen rund geschliffen, weitertransportiert und sind nach der Eisschmelze an

ihren heutigen Plätzen »abgelegt« worden. Solche kuriosen Findlinge gibt es natürlich, die sind aber hier nicht gemeint. [5]

Die Steine des Anstoßes müssen anders entstanden sein. Sie wurden einwandfrei mit Werkzeugen hergestellt, zumindest aber von Menschenhand nachbearbeitet, und zwar so vollkommen rund poliert, dass man annehmen könnte, sie kämen gerade fabrikfertig aus der Kugelmühle. Das genaue Alter zu ermitteln ist nicht möglich, es wird aber ein prähistorischer Ursprung angenommen.

Seit 1930 wurden allein in Costa Rica 400 Fundplätze lokalisiert, ohne dass jemand plausibel erklären kann, woher die Artefakte stammen und was sie bedeuten. Da vor Ort keine Steinwerkzeuge gefunden wurden, führt das zu recht abenteuerlichen Spekulationen.

Indios erzählen von den Mythen ihrer Vorfahren, wonach die Steine einst vom Himmel gefallen seien oder Sonnen und Planeten darstellen. [6] Manche UFO-Forscher denken deshalb an eine außerirdische Herkunft. Dass Aliens die Steinbälle hergestellt und hinterlassen haben könnten, ist aber genauso unwahrscheinlich wie die Annahme, es handle sich um meteoritenartige Geschosse aus dem All. Schon das Material - meist Granit oder Sandstein - spricht dagegen.

Und doch könnte die Antwort tatsächlich in den Sternen zu finden sein. Einige Exponate sind mit bizarren Gravuren verziert, die mit Sternbildern und einem astrologischen Kalender in Beziehung gesetzt werden können. Ob die fantastische These eines prähistorischen Sternenkultes zutrifft und die Kugeln gezielt an topografisch bedeutsamen Plätzen positioniert worden sind, wie einige Archäo-Astronomen vermuten, lässt sich leider nicht mehr gesichert überprüfen. Nur wenige Stücke befinden sich noch am ursprünglichen Standort. Viele wurden beschädigt, sind zu Dekorationszwecken vom Fundplatz entwendet worden und »kugeln« heute in Vorgärten oder Museen herum. [7]

Steinerne Relikte am Balkan

Bisher kaum untersucht ist das Geheimnis der südosteuropäischen Steinkugeln, die exakt die gleiche auffällige Charakteristik ihrer Verwandten in Zentralamerika aufweisen. Aufmerksame Spurensucher können in Serbien und in Bosnien-Herzegowina gelegentlich darüberstolpern. Als ich dem Grazer Filmproduzenten Michael Satzinger davon erzählte, wurde dieser hellhörig und ließ nicht mehr locker. Ich wusste, dass in einem hügeligen

Waldgebiet der serbischen Povlenregion ein Dutzend rätselhafter Steinbälle entdeckt worden waren, darunter auch Kugeln, die astronomische Markierungen zeigen. [8]

Wo aber liegen die genauen Fundplätze? Wie können sie im unwegsamen Gelände aufgespürt werden? Das war mir zu diesem Zeitpunkt nicht bekannt. Trotzdem - oder gerade deshalb - unternahm ich mit einem kleinen Film- und Forscherteam im Sommer 2011 eine abenteuerliche Fahrt ins Ungewisse. Zielort war die Ortschaft Valjevo, 90 Kilometer südlich von Belgrad. Von dort aus ging es auf staubigen Serpentinafen hinauf zu den verstreuten Bergdörfern.

Das Wagnis glich der Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen. Wie sollte man hier in der großflächigen, dschungelartigen Flora, jenseits aller Touristenpfade, ganz bestimmte Steinrelikte finden? Das schien ein Ding der Unmöglichkeit, da auch Einheimische unterschiedliche Angaben über die Fundplätze machten. Auf eigene Faust in der Wildnis herumzustapfen schien uns nicht erstrebenswert. Die Gefahr, womöglich irgendwo im Gestrüpp auf eine vergessene Landmine des letzten Balkankrieges (1991-1999) zu stoßen, wollten wir nicht leichtsinnig riskieren.

Was nun? Fortuna sei Dank. Als wir uns bei Dorfbewohnern bemerkbar machten, landeten wir beim Bauernhof des Rentners Milinko Milivojevic. Ob himmlische Fügung oder nicht, wir hatten just bei dem Mann angeklopft, der 1974 als Entdecker der ersten serbischen Steinkugel für Schlagzeilen in der lokalen Presse sorgte. Und er war bereit, uns die historisch bedeutsame Stelle zu zeigen.

Bei brütender Hitze folgte ein 20-minütiger Fußmarsch kreuz und quer durch wilde, unberührte Vegetation. Es verwundert nicht, dass wir die Ersten waren, die die Mühsal aufwendiger Dreharbeilen auf sich nahmen. Als wir die gesuchte Stelle erreichten, erblickten wir in einer fast ausgetrockneten Wassermulde die ominöse Steinkugel.

Milivojevic erzählte stolz von seiner Entdeckung. Und er berichtete, dass der ursprüngliche Fundort höher gelegen habe. Irgendwann sei die Kugel dann ins Flussbett gerollt.

Das steinerne Rätsel ist mit etwas mehr als einem Meter im Durchmesser nicht das größte seiner Art. Die Rundung wirkt nicht ganz so perfekt wie bei den Granitbällen in Costa Rica. Das liegt auch daran, dass das Drei-Tonnen-Unikat just von Archäologen, die es eigentlich schützen wollten, ramponiert wurde. Ein Helikopter sollte das Naturdenkmal an speziellen Seilen sichern und per Luftfracht ins Landesmuseum schaffen. Nach missglücktem Experiment sahen die Luftexperten von weiteren Aktivitäten ab.



Bestsellerautor Reinhard Habeck und eine der rätselhaften Steinkugeln mit astronomischen Markierungen im Waldgebiet der serbischen Povlen-Region. (Foto: Habeck)

Leider wurden beim stümperhaften Bergungsversuch auch Markierungen auf dem Stein in Mitleidenschaft gezogen, die unbestreitbar menschliche Bearbeitung beweisen. Was man noch erkennen kann, sind punktierte Vertiefungen, Kreuze und schriftähnliche Gravuren, die an ein lateinisches »C« und »E« erinnern. Milivojevic vermutet in den Marken Hinweise auf einen verborgenen Schatz aus dem Mittelalter. In früheren Zeiten wurden hier und auch andernorts viele Steinkugeln zerschlagen, weil der Volksglaube dachte, im Inneren verberge sich Gold. [9]

Mythen und Sterne

Wir wissen heute in unserer aufgeklärten Welt, dass das Unsinn ist. Was Forscher dennoch irritiert: Die punktierten Gravuren auf der Povlenkugel stimmen mit der astronomischen Konstellation der Sternbilder Kepheus (das ist das Nachbarsternbild von Kassiopeia) und Schwan (lateinisch: Cygnus) überein, auch Kreuz des Nordens genannt. [10]

Mythologisch interessant: In der griechischen Sagenwelt wird das Sternbild des Schwans mit Göttervater Zeus gleichgesetzt. Eine andere Überlie-

ferung zieht eine Verbindung zu Gott Phaethon, genannt »der Strahlende«. Er soll bei einer übermütigen Fahrt mit dem Sonnenwagen seines Vaters Helios dieses Gefährt außer Kontrolle gebracht und kosmisches Chaos angerichtet haben, das beinahe zum Untergang der Erde geführt habe. Erinnerungen an einen Asteroiden, der in der Antike auf die Erde stürzte? Schon der deutsche Dichturfürst Johann Wolfgang von Goethe sinnierte darüber und deutete die Unglücksfahrt mit dem göttlichen Flugvehikel als verblassten Bericht über einen abgestürzten Himmelskörper. [11]

Doch weshalb sind die Marken auf der Povlenkugel in jener Position eingraviert, als sich der Polarstern im Sternbild des Schwans befand? Das war nicht im Altertum, sondern bereits in eiszeitlichen Epochen vor 10000 bis 15 000 Jahren! Darüber hinaus gibt es auf dem Steinball eine markante ovale Zeichnung, die fantasiebegabte Zeitgenossen als Raumschiff deuten könnten. Was wirklich damit gemeint ist, ist ebenso unklar wie die Frage, wer, wann und zu welchem Zweck die Einkerbungen fixierte. Man kann die astronomische Auslegung der Zeichen als Zufall abtun. Doch weshalb wurden gleichartige Darstellungen ebenso auf anderen vorgeschichtlichen Steinwundern verewigt? Etwa auf einem pyramidenförmigen Monolithen aus Sandstein, 60 Kilometer südlich der norditalienischen Stadt Mailand, nahe der Ortschaft Piacenza gelegen. Der eigenwillige Klotz liegt verborgen in einem kultivierten Weingarten am Fuße des Berges San Martino. Er misst fünf mal fünf mal fünf Meter und zeigt Linien, Punkte und Markierungen, die zur Sterndeutung auf dem serbischen Povlenstein passen. [10]

Abbilder höherer Wesen

Ein ähnlicher Pyramidenstein ragt ebenso aus dem Erdboden in Foppe di Nadro hervor, etwa 150 Kilometer nördlich von Piacenza. Der Ort liegt innerhalb der Val-Camonica-Region. Das kilometerlange Tal ist für Freunde der Prä-Astronautik eine wahre Fundgrube. Hier findet sich die weltweit größte Ansammlung prähistorischer Felszeichnungen. 350000 Motive sind bereits freigelegt und dokumentiert worden. Noch einmal so viele werden noch unter dem Erdreich vermutet. Die ältesten entstanden vor 12000 Jahren. Ihre Bedeutung ist umstritten. Viele zeigen abstrakte Muster und bezeugen verblüffende Kenntnisse der Astronomie, Geometrie und Topografie.

Weltberühmt sind Wiedergaben von Wesen in Anzügen mit geschlossenen

Helmen und Strahlenkränzen. Die wissenschaftliche Sinngebung lautet lapidar »Fantasiegeschöpfe«, »Schamanen in ihrer Kluft«, »Jäger mit Kapuzen« oder »anthropomorphe Göttergestalten«. Der Archäologe Dr. Ausilio Priuli, Direktor des Museums für prähistorische Felskunst in Capo di Ponte, führte mich zu den bedeutendsten Fundstellen und gab freimütig zu, dass er nach seinem Wissensstand nicht ausschließen könne, dass »die Abbilder höhere Wesen zeigen, die vielleicht von weither aus dem Weltall zur Erde kamen«. 112]

Im Grunde genommen wissen wir über die hinterlassenen Botschaften unserer Urahnen sehr wenig. Prähistoriker, Felsbildarchäologen und Sprachforscher sind redlich bemüht, die Steinzeitkunst sinnvoll zu interpretieren, und doch stecken wir alle mit ihnen in der Sackgasse. Denn um die Nachrichten zu verstehen, müssten wir neben den Bild- und Zeichensymbolen auch das Gesprochene kennen oder einen urzeitlichen »Stein von Rosetta« besitzen, der uns die unverstandenen Werke dechiffriert. Dazu fehlt aber leider jeder Anhaltspunkt. Die verlorene Symbolwelt und der rituelle Nachlass der steinzeitlichen Superhirne bleiben eines der großen ungelösten Rätsel der Menschheit.

Irgendwann wird auch unsere überdigitalisierte Informationsgesellschaft nicht mehr existieren. Angenommen, 10 000 Jahre später würden Zukunftsmenschen Bruchstücke einer CD oder eines USB-Sticks ausgraben. Wie würden die Nachzeit-Archäologen die »prähistorischen« Artefakte deuten? Als Speichergerät? Oder doch eher als »Heiliges Amulett für kultische Zeremonien einer armseligen Plexiglaskultur«? Selbst wenn der wahre Zweck der Speichermedien erkannt würde, bliebe die Frage, wie die auf ihnen befindlichen Informationen nach Jahrtausenden abgerufen werden könnten, wenn zugehörige und funktionstüchtige Abspielgeräte nicht mehr existieren, offen. Stehen wir heute nicht genau vor dem gleichen Problem, wenn wir archäologische Mysterien untergegangener Völker beurteilen, die so gar nicht ins vertraute Geschichtsbild einer primitiven Steinzeitkultur passen?

Die Vinca-Zeichen

Damit kehren wir zurück zum Kugelrätsel des Balkans. Wer könnte die astronomischen Zeichen als Nachricht für künftige Generationen hinterlassen haben? Es gibt einige spektakuläre Entdeckungen, die mit einer Vorzivilisation in Südosteuropa verbunden werden. Dazu gehören die

Funde der 1908 entdeckten Vinca-Kultur. Sie wurde nach dem kleinen Ort Vinca in Serbien benannt, der rund 14 Kilometer östlich von Belgrad liegt. Der Einfluss dieser ureuropäischen Zivilisation, deren Anfänge ins 7. Jahrtausend vor unserer Zeit zurückreichen, umfasst Gebiete des heutigen Bosnien-Herzegowinas und reichte bis Nordgriechenland. Bei Ausgrabungen kamen eigentümliche Götterfiguren aus Keramik sowie Scherben, Tontafeln und runde Plättchen mit einem Loch zum Vorschein.

Das Ungewöhnliche: Alle Artefakte tragen fremdartige Inschriften. Manche erinnern stark an frühe Piktogramme aus Mesopotamien. Eine Zeit lang herrschte unter Gelehrten deshalb der Verdacht, Einwanderer aus dem Nahen Osten könnten den Alteuropäern die Schreibkunst übermittelt haben. Inzwischen wissen wir, dass die meisten Vinca-Zeichen bereits wesentlich früher und aller Wahrscheinlichkeit nach ohne fremden Einfluss entstanden sind. Waren möglicherweise nicht die Sumerer und Alten Ägypter die ersten Hochkulturen, die geniale Schriftsysteme erfanden? Kamen ihnen die Alteuropäer zuvor?

Der deutsche Sprach- und Kulturwissenschaftler Harald Haarmann vermutet, dass das Schreiben im Zusammenhang mit religiösen Zeremonien stand, womit der Kontakt mit einer höheren Gottheit ermöglicht werden sollte. Eine kosmische Sakralschrift, die von Eingeweihten nur zu dem einen Zweck entwickelt wurde, damit man mit himmlischen Göttern in Kontakt treten konnte? Was war die Veranlassung dafür? Welchen überirdischen Wesen wurde gehuldigt? Wie hat das in der Praxis funktioniert? [13]

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich: Die Vinca-Texte ähneln verblüffend schriftartigen Zeichen anderer versunkener Kulturen aus verschiedenen Teilen der Erde. Da wie dort bleibt der Inhalt unverstanden. Dazu zählen die minoischen Hieroglyphen auf Kreta, die altsteinzeitlichen Runen von Glouzel in Zentralfrankreich, die portugiesischen Gravuren von Alvao in einem Megalithgrab, beschriftete Tonscherben der Induskultur in der uralten Stadt Harappa (Pakistan) oder die präkolumbischen Schriftsteine aus Sutatausa in Kolumbien. Sind die Parallelen wiederum bloß Zufälligkeiten? Oder gab es einst eine gemeinsame Urschrift prähistorischer Völker? Nutzte man bereits vor Jahrtausenden ein globales Kommunikationssystem, von dem wir heute nichts mehr wissen? [11

Pyramidale Strukturen

Noch etwas fällt auf: Die größte Ansammlung kurioser Steinkugeln liegt in der Republik Bosnien-Herzegowina. Hier war die westliche Grenze der Vinca-Siedlungen. Bisher wurden mehr als 40 polierte Riesensteinkugeln entdeckt. Während die Kugeln in Serbien weitgehend unbekannt geblieben sind, sind die Funde in Bosnien mittlerweile touristisch erschlossen. Das liegt daran, dass sich der Großteil der Relikte im Umfeld der Stadt Visoko konzentriert. Dort, nordwestlich von Sarajewo, erhebt sich bekanntlich ein 220 Meter hoher Berg, genannt Visocica, der eine markante pyramidenartige Symmetrie aufweist.

2005 sorgte der bosnische Unternehmer Semir Osmanagic mit einer provokanten These für weltweites Aufsehen. Seiner Ansicht nach verbirgt sich unter der dichten Vegetationsschicht ein künstlich errichtetes Bauwerk, das von prähistorischen Meisterarchitekten geschaffen wurde. Für die traditionelle Archäologie ist diese Möglichkeit unvorstellbar. Grabungsbefunde, Vermessungsergebnisse und seismische Anomalien passen aber nicht so recht zu einer natürlichen Hügelform:

Die Seiten des pyramidenförmigen Berges haben einen Neigungswinkel von 45 Grad und sind exakt nach Nord-Süd und Ost-West ausgerichtet, so wie viele große Pyramidenbauten. Das Zugangsplateau besteht aus bearbeiteten, stufenförmigen Platten, ähnlich den Pyramiden in Mexiko. Satellitenbilder und topografische Luftaufnahmen haben drei weitere »verdächtige« Hügelstrukturen aufgespürt, die in geodätischer Beziehung zur Hauptpyramide stehen. [14]

Zu den wichtigsten Entdeckungen gehören unterirdische Tunnelschächte am Fuße des Visocica-Hausberges. Sie sind ohne Zweifel von Menschenhand gegraben worden - aber wann? Zweifler vermuten, dass es mittelalterliche Bergwerksstollen sind. Laboranalysen des italienischen Sedimentexperten der Universität Rom, Professor Dario Andretta, konnten das jedoch nicht bestätigen.

In einigen Schächten wurden Sandsteinmonolithe unbekannter Herkunft und unbestimmten Alters entdeckt, ebenso Steinwerkzeuge und Kunstgegenstände, darunter ein faustgroßes Pyramidenmodell. Wände im Stollen enthalten seltsame Inschriften, die noch nicht entschlüsselt sind. Einige Gravuren lassen lateinische Buchstaben vermuten, die erst in viel jüngerer Zeit ins Gestein geritzt worden sind. Doch daneben existieren ebenso Runen, die von den Vinca-Menschen stammen könnten. [15]

Trotz berechtigter Zweifel aus den Reihen der archäologischen Fachwelt, so auch nach Gesteinsuntersuchungen durch den deutschen Experimentalarchäologen Dr. Görlitz, liegt ein endgültiges Urteil über die »bosnische Pyramide« noch nicht vor. Das schließt andere pyramidenförmige Bergstrukturen im Umfeld von Visoko mit ein, betrifft aber ebenso rätselhafte Anlagen in Italien. Speziell die auffällige Symmetrie der Hügel von Montevicchia (nordwestlich von Mailand) und Pontassieve (östlich von Florenz) springen ins Auge. Archäologische Grabungen wären zu begrüßen, benötigen aber Personal, Zeit, Geld und Forschungswillen. [16]

Sollte Semir Osmanagic allen Skeptikern zum Trotz recht behalten und die Erhebung Visocica ist tatsächlich ein künstlicher Berg, dann wäre dies die größte Pyramide der Welt. Sie wäre aber nicht die einzige Pyramide in Europa. Die imposanten Himmelstrepfen wurden im Altertum zu unterschiedlichen Zeiten errichtet. Genauso wie die steinernen Riesenkugeln oder die Erfindung der Schrift finden sich ihre Spuren in vielen Weltkulturen, obwohl sie in großer geografischer Distanz zueinander stehen. Ob die frappierenden Gleichklänge stets unabhängig voneinander entstanden sind oder durch frühe weltumspannende Kulturkontakte und gegenseitige Inspiration, das ist nach wie vor strittig.

Eines aber gewinnt mit jedem neu entdeckten archäologischen Fragment mehr an Konturen: Die alteuropäische Steinzeit war alles andere als roh, rückständig und primitiv. Nicht nur in Mesopotamien oder im alten Pharaonenland, auch in nächster Umgebung, in Südosteuropa, lassen sich ihre zivilisatorischen Wunder entdecken. Dazu gehört offenbar ebenso die Fähigkeit, astronomisches Wissen der Nachwelt zu vermitteln und sprachliche Informationen in einem codierten Zeichensystem festzulegen.

Doch was war der Auslöser für diesen kreativen Geistesblitz? Woher kam der »göttliche Funke«?

Kukai und der Donnerkeil. Uraltes Wissen, bewahrt von buddhistischen Mönchen

VON DR. RYOFU PUSSEI.

*»Ich versichere euch, dass ich in 5,6 Billionen Jahren
zurückkehren werde ...«*

Kukai (774-835 n. Chr.)

Am 15. Juni 774 wurde an der Nordküste der Insel Shikoku in Japan ein Junge geboren. Die kleinste der vier Hauptinseln Japans liegt zwischen der Seto-Inlandsee und dem Pazifik, und da seit Menschengedenken ihre Bewohner vor allem vom Fischfang leben, erhielt das Kind den Namen Mao, »wahrer Fisch«. Als 18-Jähriger begegnete der schweigsame Jüngling dem alten Mönch Gonso, der den Burschen mit dem Buddhismus bekannt machte. Nun gibt es im Buddhismus das sogenannte »Morgensstern-Ritual«. Dabei muss ein Mantra - eine mystische Klangformel - eine Million Mal rezitiert werden, und dies im Lotussitz der Meditation. Keine leichte Aufgabe für einen 18-Jährigen.

Vajrayana und Donnerkeil

Nachdem Mao im Tempel Tairuy-ji - dem Tempel des Drachens - eine Million Mal das Mantra »Nobo akyasha kyarabaya om ari kyamari bori sowaka« rezitiert hatte, zog er nach Süden, um weiterzulernen. Schließlich erhielt er den Mönchsamen Kukai. (»Ku« bedeutet »Luft/Himmel« und »Kai« heißt »Meer«.)

Mit 30 Jahren segelte Kukai nach China, dem damals kulturell am weitesten entwickelten Land Asiens. Dort besuchte er den siebten Patriarchen des esoterischen Buddhismus, Hui-kuo (746-805 n. Chr.). Der wiederum war

von dem jungen Ausländer äußerst angetan, übernahm ihn als Schüler, brachte ihm sein gesamtes Wissen bei und machte ihn zu seinem Nachfolger. So wurde Kukai offiziell zum achten Patriarchen des esoterischen Buddhismus. Eine unglaubliche Karriere. Kukai war zu diesem Zeitpunkt gerade einmal 32 Jahre alt.

»Esoterischer Buddhismus« - was soll das sein? Es gibt im Buddhismus mehrere Schulen oder mehrere Wege zur Erkenntnis (Erleuchtung). Eine dieser Schulen nennt man »Vajrayana«, das Wort beinhaltet den Begriff »esoterisch«. Das wiederum sind geheime Überlieferungen, die bereits zirkulierten, bevor der Buddhismus entstand. (Teilweise sind sie aus dem Hinduismus hervorgegangen.) Das Problem bei den Überlieferungen liegt immer bei der Gewichtung der Worte. Welche Deutung ergibt einen Sinn? Was war ursprünglich gemeint?

Das Wort »Vajrayana« ist Sanskrit und bedeutet auf Tibetisch »Dorje«. Der »Dorje« aber ist nichts anderes als ein »Donnerkeil«. »Yana« aus dem zusammengesetzten Wort »Vajrayana« heißt »Lehre«. Also bedeutet das Wort »Vajrayana« die Lehre vom Donnerkeil. Dieser Donnerkeil war gemäß der Überlieferung »unzerstörbar wie ein Diamant«. Seltsam, auch die Waffe des Hindu-Gottes Indra, des »Super-Buddhas«, war ein Donnerkeil. Auf Japanisch lautet das Wort für Donnerkeil »Kongo«. Die Dinge im esoterischen Buddhismus sind alle ineinander verschachtelt. Gemäß der buddhistischen Lehre gab es bereits in Urzeiten einen Buddha, und alle späteren Buddhas leiten sich von diesem »Ur-Super-Buddha« ab. Der Name des »Super-Buddhas« lautet im Japanischen »Dainichi Nyorai«. Doch sein Geheimname hieß »Henjo Kongo«. Also wieder das Wort Donnerkeil, denn Kongo = Vajra = Dorje = Donnerkeil. Verwirrend?

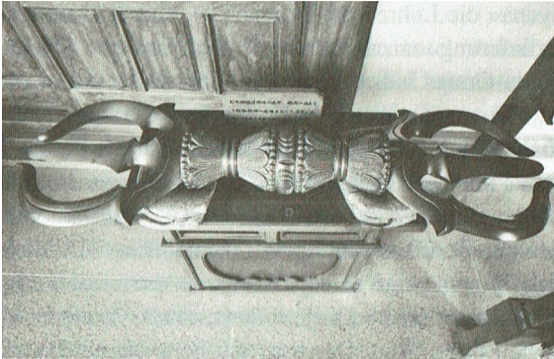
Die Worte haben ihren Sinn. Der ursprüngliche Name des »Super-Buddhas« im Kosmos lautet in Sanskrit »Mahavairocana«. Dabei ist »maha« = groß, »vai« = universell, »rocana« = Licht. Zusammengesetzt müsste man lesen: Der erste Buddha kam aus dem Zentrum des Universums, beherrschte einen unzerstörbaren Donnerkeil, der alles zerschmetterte und Licht freisetzte.

Der, der aus dem Universum kam

Was hat diese Sprachstudie mit Kukai, dem achten Patriarchen des esoterischen Buddhismus, und der Paläo-SETI-Theorie zu tun? Aufgepasst: Der esoterische Buddhismus (Vajrayana) entstand in Indien. Sein Begründer

ist der »Super-Buddha« Mahavairocana, der aus dem Universum kam und den Donnerkeil beherrschte. Kukai, der achte Patriarch, kannte diese Geheimnisse selbstverständlich. Das einzige Bild, das von ihm existiert, zeigt ihn mit einem stilisierten Donnerkeil in der linken Hand. Dieser Donnerkeil wurde ihm von seinem Vorgänger, dem siebten Patriarchen, übergeben, der ihn wiederum von seinem Vorgänger hatte, und so weiter. Oft findet man vor Tempeln des esoterischen Buddhismus Nachahmungen dieses Donnerkeils.

Kukai, der achte Patriarch, kehrte mit den Geschenken, die er von seinem Vorgänger erhalten hatte, nach Japan zurück. Der japanische Kaiser erlaubte ihm, in Japan eine eigene Schule des esoterischen Buddhismus aufzubauen, und schenkte ihm sogar den weitläufigen Berg Koya. Dies nicht einfach so. Kukai hatte nämlich noch in China seinen Donnerkeil in die Luft geworfen, der schnurstracks nach Japan flog und punktgenau auf eben diesem Berg Koya niederging. [11 Deshalb das kaiserliche Geschenk an Kukai.



Alter Donnerkeil im Pilgertempel Nr. 40, dem Kanjizai-ji-Tempel, auf der Insel Shikoku. (Foto: Pussel)

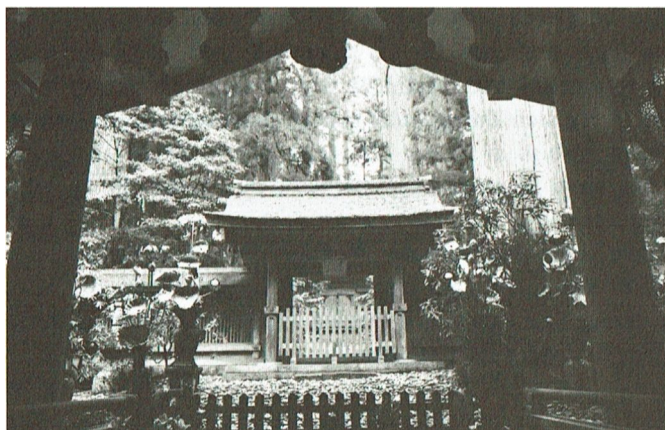
Allround-Gadget

Kukai gründete auf dem Berg Koya sein Hauptkloster, in dem heute noch rund 1000 Mönche leben. Er verfeinerte die japanische Schrift und erweiterte in seiner Heimatgemeinde den Staudamm »Manno-no-oke«. Der Damm ist gewaltig. (Überzeugen Sie sich auf *Google Earth*, GPS-Koordinaten: 34.163, 133.873.) Für das Werk brauchte Kukai gerade einmal ein halbes Jahr. Er ließ Brunnen für die armen Bauern graben und entdeckte

mehrere Goldvorkommen. All dies mithilfe des Donnerkeils, den er stets bei sich trug. Innerhalb von 15 Jahren ließ er 37 Pilgertempel bauen; dies war der Beginn der insgesamt 88 Tempel, die heute auf Shikoku stehen. In jedem Tempel hatte Kukai gewirkt. Sein Ruf und sein Einfluss - vom Volk bis zum Kaiserhaus - war der eines Heiligen. So verwundert es nicht, dass er sein Ableben auf den Tag voraus bekannt gab, aber gleichzeitig verkündete, er sterbe nicht, sondern begeben sich auf eine Reise. Noch zu Lebzeiten ließ er sein eigenes Mausoleum und den dazugehörigen Tempel bauen. Am 21. März 835 hörte er auf zu atmen. Vor seiner Abreise in eine andere Welt schrieb er:

»Zunächst dachte ich, dass ich 100 Jahre alt werden sollte, um alle Menschen zu unterrichten. Aber da ihr nun reif seid, besteht kein Grund mehr dazu, und ich werde am 21. März 835 in die endlose Meditation eingehen. Ich versichere euch, dass ich mit dem (Maitreya) Bodhisattva in 5,6 Billionen Jahren wieder hierher zurückkehren werde.« [2]

Seit dem 21. März 835 sitzt Kukai in seinem Mausoleum. Nicht als Leiche, sondern in tiefer Meditation. Er verwest nicht. Folgerichtig bringen ihm seine Jünger jeden Morgen eine symbolische Mahlzeit.



Hauptkloster auf dem Berg Koya mit dem Mausoleum von Kobo Daishi. (Foto: Pussell)

Aber was ist mit den 88 Tempeln, die er gründete? Ich habe sie alle besucht und mit GPS-Daten erfasst. Mir fiel rasch auf, dass die Eingänge aller

88 Tempel in südlicher Richtung liegen. Der Astronom Cleve Ruggles stellte dazu fest, dass sich die Nord-Süd-Ausrichtung auf die Bewegung des Himmels als Ganzes bezieht, um die heiligen Gebäude in Harmonie mit dem Kosmos zu bringen. [3] Beispiele dazu aus anderen Kontinenten sind der »Chaco Meridian« in New Mexico oder die »Verbotene Stadt« in China. Die Ausrichtung der 88 Tempel auf Shikoku spiegelt demnach die Regeln der chinesischen Archäo-Astronomie wider, in welchen man sich dem Kaiser, der als direkter Abkömmling der Götter galt, vom Süden her näherte. Doch die »Verbotene Stadt« Chinas wurde erst zwischen 1406 und 1420 n. Chr. erbaut, die Tempel auf der japanischen Insel Shikoku aber bereits zu Kukais Zeiten (774-835 n. Chr.). Hier wird das Wissen des esoterischen Buddhismus demonstriert. Hinter allem, auch hinter der Ausrichtung der Heiligtümer, steckt ein uralter Grund.

Weshalb ausgerechnet 88 Tempel auf Shikoku? Die Frage bleibt offen. Haben die 88 Tempel etwas mit 88 Sternbildern zu tun? Allgemein bekannt sind die Verbindungen von antiken Gebäuden mit Sternsystemen. Etwa die der Großen Pyramide Ägyptens mit Orion, die von Stonehenge in England mit den Sternbildern Kapella, Kastor, Pollux, Wega, Antares und Deneb. [4] Oder die der Maya-Pyramiden Zentralamerikas, die ausnahmslos astronomisch ausgerichtet sind.

Ich habe es vor Ort versucht und die GPS-Positionen mit den geografischen Gegebenheiten verglichen. Die verlängerten Linien der 88 Tempel schneiden sich an einem Punkt. Vielleicht liegt dort ein Geheimnis verborgen, vielleicht lassen sich Unregelmäßigkeiten des Magnetfeldes nachweisen. (Wie beispielsweise in Nazca. [5]) Oder geben die 88 Tempel auf der japanischen Insel Shikoku möglicherweise die Sternbilder an, aus denen die Götter kamen?

Ich schließe heute keine Variante mehr aus, denn der esoterische Buddhismus enthält Botschaften aus einer fernen Vergangenheit, die bestenfalls von den Patriarchen verstanden werden. Auch die unverstandene Technik hinter dem »Donnerkeil« spricht dafür.

Anmerkung: Dr. Pussel promovierte an der Sunderland University (Großbritannien) in Japanischem Buddhismus. Sein Forschungsschwerpunkt: Japanologie/Kultur-Anthropologie. Im Jahr 2000 wurde er zum Zen-Mönch ordiniert, 2003 zum spirituellen Nachfolger seines japanischen Lehrers ernannt. Als Associate Professor lebt und lehrt er in der Nähe von Kyoto.

V.

Verborgenes Wissen

Der Jahrtausendspuk

VON DR. H.C. ERICH VON DÄNIKEN

Wissen wir wirklich, wer in der menschlichen Entwicklung die Fäden zieht? Wer hinter den Botschaften steht, die ausgesuchte Vorfahren vor Jahrtausenden von den Göttern erhielten? Wer die Eingebungen verursachte, die die Weltgeschichte veränderten? Wer vor Jahrtausenden immer wieder Eingriffe ins menschliche Genom vornahm? Wie bitte? Eingriffe ins menschliche Genom?

Kennen Sie die Geschichte von Lamech, dem leiblichen Vater Noahs? [1] Das Original stammt aus einer der Schriftrollen vom Toten Meer (Israel). [2] Dieser Lamech findet nach mehrmonatiger Abwesenheit einen Knaben im heimischen Zelt vor, der nicht in seine Familie passt. Das Kind hat andere Augen und eine andere Haut- und Haarfarbe. Lamech macht seiner Frau Bat-en-osch wütende Vorwürfe, der Knabe könne niemals von ihm stammen. Doch sie schwört, niemand habe sie berührt. Lamech fragt seinen Vater Methusalem um Rat, und der wiederum bittet seinen Vater Hennoch um Hilfe (also Lamechs Großvater). Dieser sagt seinem Sohn Methusalem, Lamech möge das Knäblein als sein eigenes anerkennen, denn die »Wächter des Himmels« hätten den Samen in Bat-en-oschs Schoß gelegt, ohne sie sexuell zu missbrauchen. Lamech möge den Knaben Noah nennen. Das tat er dann auch.

Auch der akkadische König Hammurabi (1726-1686 v. Chr.) soll das Produkt einer künstlichen Befruchtung sein. Seine Mutter wurde vom Sonnengott geschwängert - ohne irgendwelche sexuelle Lust. Von Hammurabi stammen die ältesten schriftlich fixierten Spielregeln für die menschliche Gesellschaft: der Codex Hammurabi. [3] Rund 1000 Jahre später war der Assyrerkönig Assurbanipal (668-622 v. Chr.) an der Reihe. Er war der Sohn der Göttin Ishtar. Assurbanipal begründete die phänomenale Tontafelbibliothek von Ninive, in der auch das *Gilgamesch-Epos* gefunden wurde.

Die indische Religion der Jaina (Vorläufer des Buddhismus) wurde durch den bildhübschen Menschen »Mahavira« begründet. Der Gott »Harinaiga-

mesin« hatte seinen Samen in den Schoß einer Menschenfrau gelegt. [4] Die Tirthankara, die geistigen Führer des Jainismus, brachten den Menschen unglaubliche astronomische Kenntnisse bei.

So geht das weiter, quer durch die menschliche Geschichte. Dass irgendwelche Lehrmeister aus dem All die junge Menschheit unterwiesen, ist für die Leser meiner Bücher die selbstverständlichste Sache der Welt. Weniger bekannt sind die früheren Sichtungen von seltsamen Objekten am Firmament. Im 2. Buch seiner *Naturalis historia* (*Naturgeschichte*) [5] berichtete der römische Geschichtsschreiber Cajus Plinius der Ältere (24-79 n. Chr.) über brennende Schilde, die bei Sonnenuntergang die Menschen erschreckten. Zehntausende beobachteten das himmlische Spektakel. »Dies ereignete sich zur Zeit der Konsuln L. Valerius und O. Marius.« Die beiden Herren lebten um 100 v. Chr.

Ähnliche Schilde sollen im Jahr 332 v. Chr. in eine Schlacht eingegriffen haben. Damals belagerte Alexander der Große die Festung Tyrus in Mazedonien. Plötzlich tauchten »fünf fliegende Schilde in Dreiecksformation« [6] auf und umkreisten langsam die Stadt. Beobachtet von Tausenden von Kriegern beider Parteien. Es kann sich weder um eine Massenpsychose noch um ein Naturereignis gehandelt haben, denn aus einem der fliegenden Schilde zuckten plötzlich Blitze in die Mauern und Türme der Festung. Die Schutzwälle zerbröckelten, und Alexanders Soldaten erstürm-



Erich von Däniken: Protagonist eines neuen Denkens. (Foto: Fiebag)

ten Tyrus. Nach dieser überraschenden Waffenhilfe aus dem Weltraum verschwanden die fliegenden Schilde mit großer Geschwindigkeit.

Über eine außergewöhnliche Sichtung am Firmament, die sich über zwei Monate hinzog, berichtete sogar der berühmte Astronom Johannes Kepler (1571-1630). Keplers wesentliche Leistung besteht in der Erkenntnis der nach ihm benannten Gesetze der Planetenbewegungen. (I. Gesetz: Die Planeten bewegen sich in Ellipsen, in deren Brennpunkt die Sonne steht.) Vom Dezember 1572 bis Januar 1573 beobachteten, so berichtet Kepler, andere Astronomen »einen hellen und klaren Stern, der mit seiner Größe alle anderen Planeten übertraf«. [7] Kepler war im höchsten Maße verblüfft, denn bis auf den winzigen Pluto waren ihm die Bahnen aller Planeten in unserem Sonnensystem bekannt. Doch der neu aufgetauchte Stern passte nicht in unser Sonnensystem, ebenso wenig wie eine Himmelserscheinung 1604:

»An Wichtigkeit ist dieses Wunderwerk Gottes jenem anno 1572 weit vorzuziehen /.../, der Stern ist heller und klarer, und mit seiner Größe übertrifft er alle Planeten [...]. Er hat nicht allzeit einerlei Farbe gehabt. Zu Ausgang des Novembers ist er gelb und weiß leuchtend geworden. Von Anfangs Dezember ist er blutrot gewesen. Hernach haben sich die Farben in ihm vermischt.«

Kepler schreibt, er habe das himmlische Gebilde »gestochen scharf« gesehen. Dies bestätigten andere Astronomen. Der Mathematiker Cypziani von Leowitz, ein Zeitgenosse Keplers, berichtete [8]: »... es hat sich ein unvermeldetes Wunderwerk am Himmel befunden [...], ein neuer, sehr großer heller und glänzender Stern [...], er ist monatelang an einem Ort stillgestanden.« Seltsam. Planeten würden niemals stillstehen. Zudem existierte auch im 16. Jahrhundert kein zusätzlicher Planet in unserem Sonnensystem. Was haben die Astronomen damals nur beobachtet? Johannes Kepler ist sich bewusst, ein ungewöhnliches Objekt beobachtet zu haben. Er schließt seine Betrachtung mit den Worten: »Die rechte, eigentliche Bedeutung aber wird uns die Zeit lehren.«

Kepler berichtet sogar über andere unverständliche Himmelsobjekte, über die schon 200 Jahre vor seiner Geburt geschrieben wurde. »Anno 1284, die Nacht nach S. Ambrofii, hat sich, wie die Böhmisches Histori meldet, ein sehr heller Stern an den obersten Rand des Mondes gesetzt ...«

Vor Jahrtausenden besuchten ETs unsere Erde. Dies ist eine Grundwahrheit, die nur noch von Nichtwissern bestritten wird. Und über die Jahrtausende

bis in die Gegenwart scheinen wir sporadisch von unbekanntem Wesen beobachtet zu werden. Vor Jahren sagte mir der *Harvard*-Professor Dr. John Mack, der auch ein Buch über Entführungen im Zusammenhang mit dem UFO-Phänomen herausgegeben hat (9J: »Wir werden beobachtet, und das passt mir überhaupt nicht.«

Die »noble Wissenschaft« hat sich nie um das Thema bemüht. Und wenn Wissenschaftler Kommentare über unbekannte Objekte am Firmament von sich gaben, ist es zum Davonlaufen - und die wenigen, die das Phänomen ernsthaft studierten, liefen ihrer Zunft davon. Immer bemüht, für alles eine »natürliche Erklärung« zu finden, hat die Gesellschaft ihren Verstand vergewaltigt. Bis in die Gegenwart.

Die hermetische Templersymbolik von Montsaunès. Der Schlüssel auf der Suche nach dem Heiligen Gral?

VON ARMIN SCHRICK

War der Templerorden einst im Besitz des ominösen Heiligen Grals? Das ist noch immer heiß umstritten. Doch vielleicht haben die geheimnisvollen Tempelritter bewusst einen sichtbaren Hinweis hinterlassen, der Aufschluss über das Artefakt in ihrem Besitz gibt.

Hinweise

Der Heilige Gral der mittelalterlichen Epen und Ritterromane, geschildert vor allem als wunderbarer Spender von Nahrung, auf dessen Suche sich zahlreiche Helden begaben, geht auf viel ältere jüdische und orientalische Quellen zurück. Die christlichen Ependichter verbanden den Gegenstand mit dem Kelch des Letzten Abendmahls Jesu oder mit einem von Engeln aus dem »Himmel« mitgebrachten Objekt. Gelehrte der nachfolgenden Jahrhunderte verloren sich in symbolischen Deutungsversuchen und Debatten darüber, was ursprünglicher sei: Becher, Schüssel oder Stein.

1978 stellten George Sassoon und Rodney Dale in ihrem Werk *The Manna-Machine* die These auf, dass es sich bei dem »Alten der Tage«, der in einer kabbalistischen Schrift beschrieben wird, um die Schilderung eines Apparates handele, der die Israeliten während der langen Wüstenwanderung mit einer darin produzierten Nahrung versorgte - dem biblischen Manna. Es gelang ihnen, dieses Gerät technisch zu rekonstruieren und seine biologischen Abläufe nachzuvollziehen und grafisch darzustellen.

1983 legten Dr. Johannes und Peter Fiebag dann in ihrem Buch *Die Entdeckung des Heiligen Grals* Indizien dafür vor, dass es sich bei dem Heiligen Gral und dem »Alten der Tage« des Volkes Israels, eben jener Manna-Maschine, um ein und denselben Gegenstand handeln könnte. In *Die Ewigkeitsmaschine* und *Artus, Avalon und der Gral* folgten die Gebrü-

der Fiebtag vielfältigen Spuren des geheimnisvollen Objektes, von dem sie annahmen, es könne noch immer irgendwo verborgen oder unerkannt existieren.

Bei der Analyse weltweiter Mythen, die unzählige Beispiele für magische Nahrungsspender kennen, fallen zahlreiche Details auf, die technisch anmuten: Die Nahrung versiegt entweder oder hört bei unsachgemäßer Handhabung des Gegenstandes überhaupt nicht mehr auf »zu sprudeln«, oder sie versiegt bei verbotenen Forschen nach der geheimnisvollen »Quelle« des Inhalts. In anderen Fällen erleiden unbefugt mit dem Gegenstand Umgehende mysteriöse Unfälle, die an moderne »elektrische Schläge« erinnern oder aber Tod oder siechende Krankheit als Folge haben.

Was den rätselhaften Gegenstand so wichtig für die Paläo-SETI-Forschung macht, sind die in den Mythen, religiösen Texten und mittelalterlichen Epen überlieferten Details wie technische Merkmale und der Zusammenhang mit Göttern, »Engeln« oder vermuteter himmlischer Herkunft. Es ist durchaus naheliegend, aufgrund dieser Indizien an ein extraterrestrisches Nahrungsspendegerät zu denken.

Auf der Suche nach der Manna-Maschine wurden in den vergangenen Jahrzehnten seit Veröffentlichung des Zusammenhangs mit dem Heiligen Gral verschiedene Möglichkeiten eines potenziellen Fundortes genannt. Dabei ist die Fragestellung, ob der Templerorden nachweislich im Besitz der Manna-Maschine war - oder seiner allegorischen Form, dem Heiligen Gral -, bis heute alles andere als umfassend geklärt. Die Hinweise haben vor allem Indiziencharakter und sind teilweise umstritten in ihrer Interpretation.

Nimmt man die Hypothese vom Besitz des Artefaktes Manna-Maschine durch den Templerorden als gegeben an, so ist die Suche nach ihren Spuren ein komplexes Puzzlespiel. Sieht man einmal von eher exotischen Spuren ab, die nach Äthiopien oder Simbabwe führen, so wurden als bisherige mögliche Fundplätze vor allem Orte in Frankreich in Erwägung gezogen, die vordergründig einen starken Bezug zur Templergeschichte hatten. Dies ist insofern nachvollziehbar, als der Orden in der Champagne von führenden Adeligen unter dem Einfluss von Bernard von Clairvaux gegründet worden war und seine weiteste Verbreitung im heutigen Frankreich erfahren hatte. Viele dieser Spuren, die vor allem in der spekulativen Literatur Frankreichs - insbesondere von Gérard de Sède - ausgebreitet wurden, hielten späteren detaillierten Untersuchungen nicht stand. In der Folge haben Sachbuchautoren wie Lincoln et al. oder Romanschriftsteller

wie Dan Brown diese Grundlagen für ihre eigenen Theorien übernommen - und sind prompt in die entsprechenden Fallen getappt. Denn gerade die Geschichten von »mystischen« Orten wie Rennes-le-Château oder Gisors haben sich als bewusste Fälschungen von Leuten wie Gérard de Sède, Phillipe Chérissey und Pierre Plantard entpuppt. [1,2,3,4] Weder hatte der Dorfpfarrer von Rennes-le-Château, Bérenger Saunière, den legendären Tempelerschatz noch irgendwelche dynastischen Dokumente einer Jesus-Merowinger-Königslinie gefunden, noch hatte Roger Llomoy in einer Gruft unter der Festung von Gisors eine große Anzahl von rätselhaften Sarkophagen aufgespürt, die dann angeblich von der französischen Armee abtransportiert worden sind. Es scheint also müßig, innerhalb der Paläo-SETI-Forschung immer wieder diesen angeblichen Fakten Bedeutung zu verleihen, auch wenn sie von noch so vielen Autoren blind zitiert werden. Sie stehen mit dem Artefakt Manna-Maschine und in seiner späteren möglichen Bedeutung als Heiliger Gral in keinem Zusammenhang.

Die Säule

Die Auflösung des Ordens 1307/1312 durch Phillipe le Bel und seine rigorose Verfolgung in Frankreich und teilweise in anderen Ländern Europas hatten zur Folge, dass mögliche konkretere Hinweise auf den Besitz des Artefakts Manna-Maschine durch den Orden verloren gegangen sind. Louis Charpentier, der sonst leider in seinen Quellenangaben eher nebulös ist, hat meines Wissens als Erster auf die Darstellung des Transports der Bundeslade an einer Säule am Nordportal der Kathedrale von Chartres hingewiesen. [5] Die kleine Darstellung weist eine bemerkenswerte unterlegte Inschrift auf: »HIC AMIT(C)ITUR ARCHA CEDERIS«, was so viel bedeuten könnte wie »Hier ist die Lade versteckt, die du hergeben wirst«. [6]

Für viele Forscher galt dies als ein klarer Hinweis darauf, dass das Pantheon der Gotik als Versteck für die Bundeslade und ihren Inhalt fungierte - die entsprechende Beweisführung ist aber mehr als schwach. Interessant ist aber vor allem der Umstand, dass die Darstellung der Bundeslade mit den Insignien der Lilie - des Wappens der französischen Könige - versehen ist. Dies scheint weniger auf einen Transport der Lade in biblischen Zeiten hinzuweisen, sondern vielmehr auf einen kontemporären. Ein denkbarer konkreter Hinweis darauf, dass zumindest die Bundeslade nach Frankreich verbracht wurde - wenn ja, durch wen?

Die historischen Spuren scheinen klar auf die Templer hinzuweisen, denn

die Geschichtsschreibung ist sich hier weitgehend einig, dass der damals noch junge Orden in Palästina in den Jahren nach der Gründung 1119 seiner eigentlichen Aufgabe kaum nachkommen konnte und sich stattdessen auf dem heiligen Tempelberg von Jerusalem für einige Jahre eingemischt hatte. Diese Darstellung am Nordportal war somit bislang der einzige »greifbare« Hinweis auf eine solche Operation, auch wenn die Kathedrale von Chartres in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Organisation des Templerordens zu sehen ist. Somit muss sich die Suche auf noch erhaltene Bauwerke aus der Zeit des Ordens konzentrieren, die einen nachweislichen Bezug zum Orden aufweisen. Dies sind heute nur noch wenige, wie zum Beispiel die Festung von Tomar in Portugal oder die Templerkirche in London.

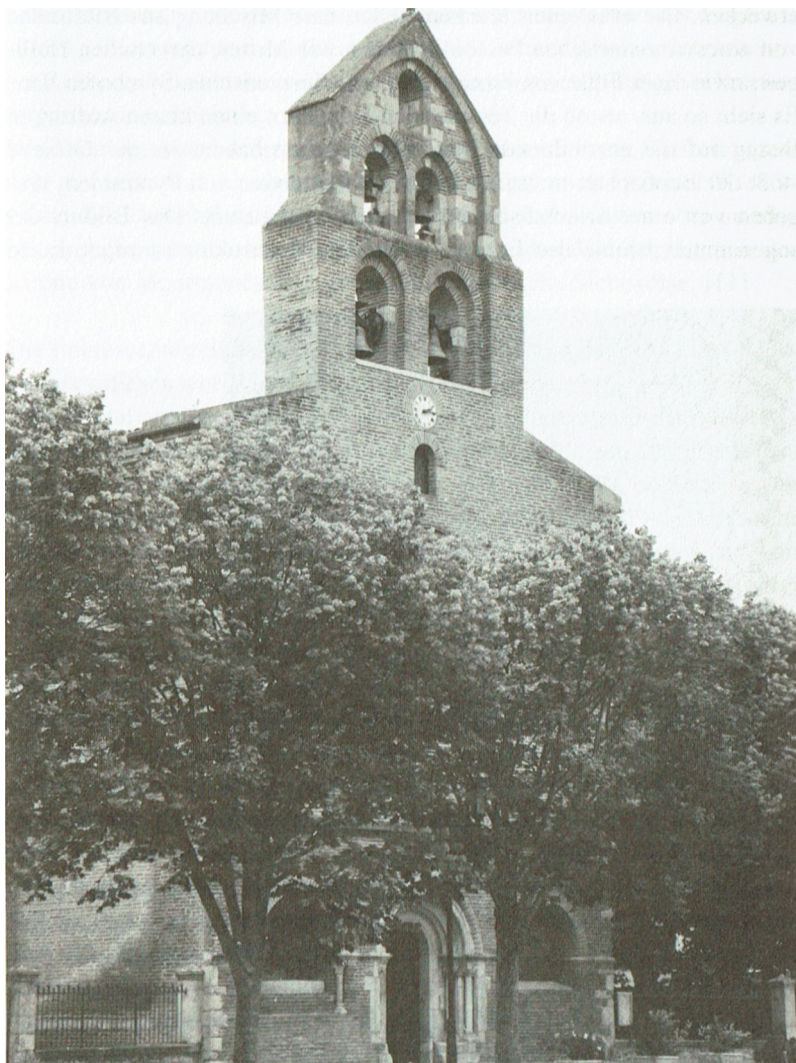
Von der einschlägigen Literatur und Forschung bisher weitgehend unbeachtet blieb eine der eindrucklichsten erhaltenen architektonischen Zeugnisse des Templerordens: die Kirche von Montsaunès, ungefähr 80 Kilometer südwestlich von Toulouse. Der Ort befindet sich auf einem Hügel über dem Zusammenfluss von Garonne und Salat und war bereits in römischer und vermutlich auch in keltischer Zeit besiedelt. Die *Església Saint-Christophe-des-Templiers* wurde vom Orden im Jahr 1178 fertiggestellt und war integraler Bestandteil einer befestigten bedeutenden Komturei, die die Wege zu den Pyrenäen sicherte und im 12. Jahrhundert eine bedeutende strategische Position im Kampf gegen die Mauren in Spanien besaß. [7]

Die Niederlassung wurde bereits erstaunlich früh in der Ordensgeschichte gegründet, und zwar im Jahr 1136, also knapp sieben Jahre nach der legendären Synode von Troyes. Der erste Tempelmeister Pèlerin de Pins entstammte einem illustren katalonischen Adelsgeschlecht und soll gemeinsam mit dem Gründer des Templerordens, Hugo de Payens, in Palästina gewesen sein.

In der Folge hatte die Familie de Pins dem Orden weite Ländereien rund um Montsaunès geschenkt. [8] Die Aktenlage hierzu ist allerdings nicht ganz unumstritten, denn der »Cartulaire de Montsaunès« setzt erst im Jahr 1156 ein. [9] Überhaupt gilt es als bemerkenswert, dass man weder über den Bau noch seine Architekten, die dort tätigen Künstler sowie die Aktivitäten und das Wirken des Ordens rund um Montsaunès detaillierte zeitgenössische Quellen findet - was unter Historikern für Verwirrung sorgt, da die Quellenlage für solche Orte in Frankreich im 12. Jahrhundert als ausgezeichnet angesehen wird.

Das Besondere an Montsaunès ist jedoch weniger seine meisterhafte Ar-

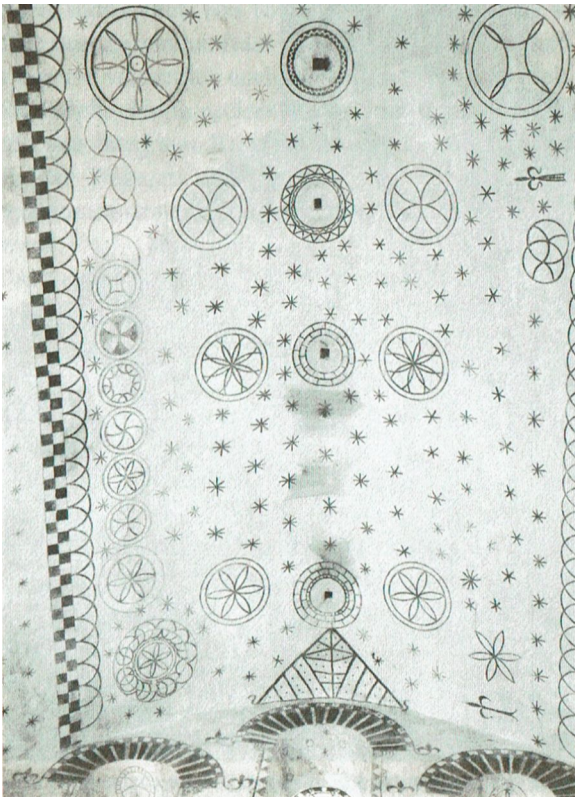
chitektur, sondern die außergewöhnlichen Wandmalereien im Innern. Schon beim Eintreten in das voluminöse Kirchenschiff ist man schlicht überwältigt vom Szenario der Fresken, die die Deckenkonstruktion und die Wände des Innenraums teilweise bedecken. Sie sind in ihrer Art absolut einmalig - und auch die berühmten Templerfresken von Cressac oder San Bevignate sind damit nicht vergleichbar.



Templerkirche von Montsaunès, Südfrankreich. (Foto: Schrick)

Blume des Lebens

Die Kirche wurde im 19. Jahrhundert einer teilweisen und katastrophalen »Renovation« unterzogen, die leider viele Fresken zerstörte und nicht mehr nachvollziehbar macht. Man geht davon aus, dass ursprünglich der gesamte Innenraum mit Malerei bedeckt war. Erst weitere Renovationsbemühungen ab 1953 vermochten einzelne Aspekte wieder zum Leben zu erwecken. Die erhaltenen Fresken stellen eine Mischung aus Bildnissen von alttestamentarischen Persönlichkeiten wie Moses, christlichen Heiligen sowie einer Fülle von esoterischen und hermetischen Symbolen dar. Es sieht so aus, als ob die Templern den Künstlern einen klaren Auftrag in Bezug auf die abzubildende Symbolik gegeben haben. An der Ostseite stößt der Beobachter mehrfach auf die Abbildungen von Pyramiden, umgeben von einer orientalisch anmutenden Ornamentik. Das Bildnis der sogenannten Blume des Lebens an der Deckenstruktur ist repetitiv. In



Ostseite des
Kirchenschiffs mit
orientalischen
Ornamenten,
Pyramiden und der
Blume des Lebens.
(Foto: Schrick)

vielen alten Kulturen wird sie entweder als Wissen vergangener Weisheit oder als göttliche Inspiration gedeutet. So finden sich zum Beispiel im Osireion in Abydos vergleichbare Darstellungen. [10] Ungleichmäßig verteilte Sternensymbole verleihen dem Ganzen zudem einen sehr kosmologischen Anstrich. Auf der Seitenwand an der Nordseite befinden sich die Darstellungen biblischer Propheten. Die Person links außen stellt den Propheten Balaam dar. Dies ist insofern bemerkenswert für eine mittelalterliche Darstellung, als die Herkunft Balaams auf das Gebiet des Euphrats zurückgeführt wird und er als ein Seher heidnischer Götter und als mächtiger Zauberer bekannt war - aber nicht als ein klassischer jüdischer Prophet im Sinne eines Jeremias.

Der Theologe Jean Laffargue bemerkte zur Gesamtheit der Darstellungen, dass sie weder mit der christlichen Glaubensform noch mit einer Wiedergeburt des Paganismus (dem Glauben an heidnische Götter oder an eine Naturreligion) zu tun hat. Vielmehr verkörpere das Bildprogramm in der Kirche von Montsaunes eine gnostisch-hermetische Sichtweise. 1111

Die interessantesten Darstellungen befinden sich an der Wand des Westportals - diesen wurde somit ein äußerst prominenter Platz in einer Kirche des Mittelalters eingeräumt. Man erkennt unter anderem ein Rechteck mit quadratischen Mustern, das an Zahlenmystik erinnert. Mir ist aufgefallen, dass sich innerhalb der Graffiti im »Tour de Coudray« im Schloss von Chinon, in dem die Elite des Templerordens inhaftiert war, eine sehr ähnliche rechteckige Darstellung befindet. Die Graffiti wurden mit sehr großer Wahrscheinlichkeit von einem der inhaftierten Templer angefertigt und konnten bis heute nicht dechiffriert werden. Ein mathematischer Code? Wenn ja, mit welchen Hinweisen?

Doch zurück nach Montsaunes.

Über dem Rechteck befindet sich die Abbildung eines jagenden Zentauren. Rechts unter dem Zentauren wurde ein Hund dargestellt, und beide zielen in Richtung eines fliehenden Hirschs - auch wenn das atypische Geweih eher Assoziationen an eine Antilope weckt. Auf der anschließenden Nordseite befindet sich - etwas nach unten versetzt - das Bild eines riesigen Kessels. Diese Darstellungen unterscheiden sich in ihrer Gesamtheit deutlich von jeglicher bekannter christlicher Symbolik der damaligen Zeit. Die Kunsthistorikerin F. Laborde, die die bis heute detailliertesten Untersuchungen von Montsaunes durchführte, kapitulierte schlicht bei der Deutung dieser Abbildungen und lässt sie in ihren sonst sehr präzisen Beobachtungen einfach weg! [7] Die Gesamtsymbolik dieses Abschnitts scheint zweifelsohne eine tiefere kosmologische Bedeutung zu verste-

cken - die durchaus im Sinne der Paläo-SETI-Gralsforschung gedeutet werden kann. Ganz offensichtlich haben der oder die Künstler hier eine Botschaft hinterlassen.

Interpretationsansatz

Ich schlage nachfolgend einen Interpretationsansatz vor. Aus der christlichen Perspektive ist der Hirsch Symbol für den Menschen, der Gott sucht: In Ps 42,2 heißt es [12]: *»Wie ein Hirsch verlangt nach Wasserbächen, so verlangt meine Seele nach dir, o Gott,«* Der Hirsch ist deshalb häufig am »Wasser des Lebens« dargestellt. Als Schlangenbezwinger ist der Hirsch zudem Symbol für Christus und die Taufe. [13]

Die beiden anderen Bilder jedoch weisen eher einen »heidnischen« Charakter auf. Der jagende Zentaur (Schütze) könnte für das Sternbild Orion, der Hund für den Hundstern Sirius stehen - diese doppelte Verbindung zu bedeutenden ägyptischen kosmologischen Aspekten scheint aufgrund der Pyramidenabbildungen weiter hervorgehoben zu werden. Wie wir durch die Arbeiten von Robert Temple [14] und Robert Bauval [15] wissen, hatten beide Sternbilder im Alten Ägypten eine besondere Bedeutung - sie gaben nämlich einen direkten Hinweis auf ein erstaunliches astronomisches Wissen und somit indirekt auf die mögliche Heimat der Götter, der außerirdischen Schöpfer von Artefakten wie der Manna-Maschine.

Somit könnte hier folgende tiefere Symbolik vermittelt worden sein: Beide Zeichen jagen augenscheinlich den Hirsch - dies könnte eine Anspielung darauf sein, dass das Christentum und seine geistige Ausrichtung von den Künstlern und ihren Auftraggebern als religiöser Irrweg angesehen wurde. Wurde hier etwa eine andere Ansicht, eine tiefere Erkenntnis der wahren Ereignisse in der Vergangenheit abgebildet? Die Gebrüder Fiebag vermuten, dass der Adel der Champagne - wie Graf Hugues de Champagne und Hugues de Payens - als Elite des frühen Templerordens verantwortlich war für die Übersiedlung bedeutender jüdischer Gelehrter und Kabbalisten aus Spanien nach Troyes und Provins und somit Zugang zu alten jüdischen Quellen hatte, die wiederum mit den alten ägyptischen Mythen verknüpft waren.

Der magische Kessel

Die Darstellung des Kessels entstammt jedoch der keltischen Mythologie. Von der Herkunft des magischen Kessels von Dagda wird berichtet, dass die alten Götter Irlands - die Teatha de Danann - ihn aus ihren vier Himmelstädten mitgebracht hatten. Der magische Kessel hatte gemäß den keltischen Legenden verschiedene Funktionen, und zwar als Vermittler von Weisheit und Wissen, als Nahrungsmittelspender und schließlich als Vermittler von Wandlung. [16, 17] Sehr ähnliche Eigenschaften werden vom Heiligen Gral in den Epen von Chrestien de Troyes bis Wolfram von Eschenbach berichtet. Aber auch die Beschreibungen im geheimen jüdischen Buch *Sohar* über die Manna-Maschine geben ähnliche Eigenschaften wieder.

Konrad Burdach verneinte zwar vehement die Zuweisung des Zauberkessels von Bron the Blessed zum Gral [18] - ich bin eher der Meinung, dass die Verknüpfung der Artuslegende mit den alten Mythen über die Teatha de Danann und ihrer Kessellegende ein wichtiges Bindeglied zum Verständnis über den späteren Einfluss und der Kombination mit der Gralslegende bietet. Denn im *Lebor Gabdia Erenn*, dem Buch von der Landnahme Irlands, wird die Geschichte der Goidel beschrieben - eines Volkes, das sich ebenfalls auf eine epische lange Wanderung begab und aus Ägypten auszog wie die verwandten Israeliten, um der Sklaverei zu entfliehen. [19] Die mittelalterliche Artuslegende mit ihrem keltischen Ursprung hat somit ihren eigenen ursprünglichen Bezug zum Heiligen Gral. König Artus' Mentor ist der Magier Merlin und der Sänger Taliessyn dessen gelehrigster Schüler. In einem seiner berühmten Lieder besingt der Barde sich selbst und seine Herkunft:

*»Meine Heimat ist die Region der Sommersterne /.../.
Ich war mit dem Herrn der Welt in der obersten Sphäre [...]«*

und:

»Ich wurde weise aus dem Kessel von Ceridwen [...]«

Allein schon diese Beschreibung des Taliessyn lässt aufhorchen: Eine Herkunft, die offensichtlich keine irdische Grundlage hat und auf eine raumfahrtähnliche Erfahrung hinzuweisen scheint. Aber mehr noch: Ceridwen gilt als eine der großen keltischen Gottheiten, als Göttin des Todes, aber auch der Lebenserneuerung. Ceridwen hatte einen Sohn namens Morvran. Um dessen Hässlichkeit auszugleichen, braute sie in einem magischen Kessel einen Trank, der ihren Sohn zum weisesten aller Wesen

machen sollte. Aus Versehen aber trank der Zwerg Gwion Bach, der den Kessel bewachen sollte, irrtümlich die ersten drei Tropfen, sodass der Zauber auf ihn anstelle Morvrans wirkte. Aus Wut versuchte Ceridwen Gwion zu töten, und so kam es zu einer langen Jagd, während derer die beiden die verschiedensten tierischen und pflanzlichen Gestalten annahmen. Am Ende wurde Gwion zu einem Getreidekorn und Ceridwen zu einer Henne, die es aufpickte und hiervon schwanger wurde. Taliessyn ist dieser Legende nach ihr Sohn, der von ihr auf einem Schiffchen auf dem Meer ausgesetzt und von Elphins gefunden und aufgezogen wird. Das große Weisheitspotenzial von Taliessyn wird von diesem erkannt und gefördert. Die Parallelen zur Moses-Geschichte in Ägypten sind unübersehbar. In der christlichen Auslegung der Artussage wurde aus dem Kessel nun der nicht näher definierte Gral - je nach Anschauung: Kelch oder Schale.

Die Psychoanalytikerin und Keltologin Ingeborg Clarus schreibt über einige der Texte des Taliessyn [16] Folgendes:

»Hinter diesen Gesängen steckt in verschlüsselter Form die druidische Aussage über die Gestalt des Dreiköpfigen, dessen Weisheit darauf beruht, dass er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichzeitig im Blick hat.«

Ingeborg Clarus dachte mit Sicherheit nicht an die Manna-Maschine, als sie dies schrieb - umso mehr Gewicht bekommt diese Aussage. Sassoon und Dale [20] beschreiben, ausgehend vom kabbalistischen Buch *Sohar*, das grundlegende Gebilde des »Alten der Tage« (also der Manna-Maschine) aus drei Köpfen bestehend (KHV 59):

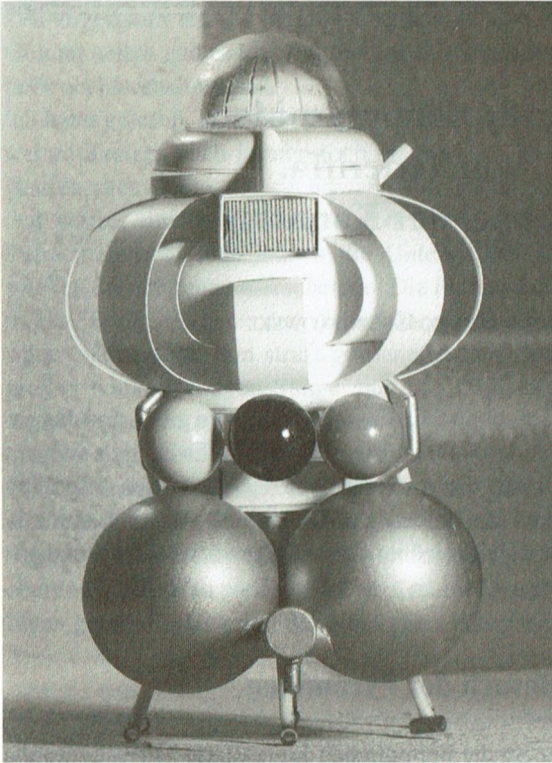
»Drei Köpfe sind ausgehöhlt; dieser befindet sich in jenem, und dieser über dem anderen. Ein Kopf ist die Weisheit; er ist der verborgenste [...], diese Weisheit ist verborgen; es ist die oberste aller anderen Weisheiten.«

Und (KHV 175):

»Es gibt drei obere Köpfe; zwei Köpfe und einen, der sie beinhaltet.«

Johannes und Peter Fiebag verweisen in ihrem Buch *Das Gralsgeheimnis* auf den Tabernakelstein der Templerburg von Lockenhaus. In ihm sehen sie das Idol der Templer, den dreiköpfigen Baphomet, als eine allegorische Darstellung der Manna-Maschine. [21]

Wem dies noch nicht ausreichend erscheint als Indizienkette für eine hermetische Darstellung des Grals in Montsaunes, den möchte ich hier mit einer letzten Darstellung konfrontieren: An der Ostwand befindet sich relativ



*Die rekonstruierte
Manna-Maschine,
die Moses vermutlich
von Außerirdischen
erhielt und die im
Mittelalter von den
Tempelrittern
wiedergefunden
wurde.*

(Foto: Fiebag)

isoliert das stilisierte scheinbare Bildnis einer Heiligen: Es entpuppt sich in der Interpretation der Kunsthistoriker als das Bildnis von »SOPHIA«. Das griechische Wort »SOPHIA« bedeutet Weisheit und ist gemäß Hugh Schonfield eine kabbalistische Athbash-Chiffrierung - und zwar für das Wort »Baphomet«! Baphomet indes wird als das Idol des Templerordens angesehen. Gral, Baphomet, Sophia, Weisheit, Manna-Maschine: Gemeinsam mit dem Abbild des magischen Kessels, der ebenfalls als Vermittler von Weisheit interpretiert wird, schließt sich der Kreis.

Immerhin waren zum Zeitpunkt der Errichtung der Kirche von Montsaunès und der damit einhergehenden Anbringung der Deckenmalereien die wegweisenden Gralsepen von Chrétien de Troyes und Wolfram von Eschenbach noch gar nicht publiziert - dies geschah erst nach 1190, dem Todesjahr von Chrétien. Die Hermetik von Montsaunès ist somit mehr als rätselhaft, aber auch offensichtlich. Und harrt ihrer finalen Dechiffrierung ...

Die Stufenpyramiden von Teneriffa. Rätsel der Kanaren

VON FRANK GRONDKOWSKI

Die wenigsten wissen, dass es auch in Europa Pyramiden gibt - und das gar nicht so weit entfernt auf der Kanaren-Insel Teneriffa. Es handelt sich um die Pyramiden von Güimar, die in den frühen 1990er-Jahren öffentlich bekannt wurden, nachdem ein Student der Universität von La Laguna in einem Artikel der lokalen Zeitung über die außergewöhnlichen Steinhäufen im Ort berichtet hatte.

Besuch der Pyramiden

Die links und rechts der Straße befindlichen Lavawände hatten bedrohliche Überhänge, die jederzeit auf die Autos hinabzustürzen drohten. Freundlicherweise hatte man alle paar Meter Hinweisschilder mit der Aufschrift »Vorsicht Felssturz« aufgestellt und an besonders gefährlichen Stellen eine Art Fischernetz über die losen Steine gehängt. Ein Schild zeigte eindeutig nach Güimar. Die Straße war gesäumt von ehemals sorgfältig angelegten und jetzt verdorrten Terrassenfeldern und den dazugehörigen verlassenem und zerfallenen Häusern.

Güimar ist eine Gemeinde mit etwa 16600 Einwohnern, kleinen Geschäften und Restaurants, in einem weiten Tal liegend, in dem einstmalig Tomaten und Kartoffeln angebaut wurden. Noch heute gilt Güimar als vorzügliches Anbaugebiet von Wein. In der Stadt selbst gibt es noch einige historische Gebäude und zwei eher bescheidene Kirchen. Die größte Attraktion sind aber zweifellos die Pyramiden und das Ethnologische Museum.

Überlieferungen der Einheimischen sowie alte Darstellungen zeigen, dass solche Pyramiden - hier auch Morras, Molleros oder Paredones genannt - früher an vielen Orten der Kanarischen Inseln standen, jedoch im Laufe der

Zeit abgerissen und als billiges Baumaterial zweckentfremdet wurden. In Güimar selbst gab es ursprünglich neun Pyramiden, von denen heute nur noch sechs erhalten sind.

Ich hatte gelesen, dass man lange Zeit der Meinung gewesen war - und in weiten Kreisen auch immer noch glaube -, es handele sich lediglich um Haufen alter Steine, die irgendwann von frühen Siedlern aufgetürmt worden waren, um das Ackerland von ihnen zu befreien. Bei genauerem Betrachten sieht man jedoch die Unterschiede, die die Bauwerke von solchen Steinhaufen unterscheiden. Die Pyramiden wurden aus winkelförmigen Blöcken erbaut; der Verlauf der einzelnen Stufen ist so exakt, als wären sie mithilfe von straff gespannten Stricken angelegt worden. Die großen winkelförmigen Steine sind sorgfältig behauen und an entsprechenden Stellen so zugeschnitten worden, dass sie in die Pyramidenmauern eingepasst werden konnten.

»Und warum«, so fragte unsere spanische Führerin, die uns durch den archäologischen Park begleitete, »sollte man sich die Mühe gemacht haben, an die westliche Seite eines einfachen Steinhaufens eine Treppe zur oberen Plattform zu bauen? Und jetzt, meine Damen und Herren, würde ich Ihnen gerne die Theorien des Norwegers näherbringen ...«



Pyramide auf Teneriffa in baulicher Vollkommenheit. (Foto: Grondkowski)



Das Pyramidenfeld von Gümür mit Aufwegen. (Foto: Grondkowski)



Perfekt aufgeschichtete Mauer. (Foto: Grondkowski)

Thor Heyerdahls Missing Link

1991 wurde der weltweit bekannte Abenteuerer, Forscher und Experimental-Archäologe Thor Heyerdahl auf die Pyramiden aufmerksam, nachdem ihm der oben erwähnte Zeitungsartikel zugesandt worden war. Heyerdahl, der den größten Teil seines Lebens der Erforschung der kulturellen und lokalen Ursprünge der frühen Hochkulturen verschiedener Kontinente widmete, war völlig aus dem Häuschen. Er verglich die Fotos der Pyramiden von Güimar mit den Stufenpyramiden auf anderen Kontinenten. Waren die kanarischen Pyramiden das gesuchte Missing Link seines Lebenswerkes, die ihm noch fehlende Verbindung zwischen Mesopotamien, Ägypten und Mittelamerika? Er reiste nach Teneriffa und begann mit umfangreichen Studien.

Zwischen 1991 und 1998 fanden in Abstimmung mit Thor Heyerdahl mehrere Ausgrabungen durch Archäologen der Universität La Laguna statt. Die Ergebnisse bestätigten seine Hypothese, dass die sechs erhaltenen Monumente in der Tat ein Bindeglied zwischen den nach fast ähnlichen architektonischen Vorgaben errichteten Pyramiden der Maya und denen der Alten Welt darstellen. Von wegen »einfache aufgeschichtete Steinhaufen« der Bauern - es handelte sich um sorgfältig ausgewähltes Lavagestein, der Boden unter den Bauwerken war zuvor planiert und die Ecksteine exakt behauen worden für rechtwinklige Kantensteine. Die Flächen zwischen den Pyramiden waren laut Heyerdahl öffentliche Zeremonialplätze.

Noch dazu stehen die Strukturen in einer astronomischen Ausrichtung. Zur Sommersonnenwende kann man von der Plattform der größten Pyramide aus einen zweifachen Sonnenuntergang erleben: Die Sonne versinkt hinter einer Bergspitze, taucht dahinter wieder auf und versinkt erneut hinter dem nächsten Berg.

Alle Pyramiden haben Treppen oder Stufen an ihrer Westseite. Zur Winter Sonnenwende tritt man über sie genau der aufgehenden Sonne entgegen. Dienten sie vielleicht als eine Art Agrarkalender?

Wer aber plante und erbaute die Pyramiden von Güimar und die von Icod de los Vinos, Santa Barbara, La Mancha sowie die auf La Palma? Als die Spanier die Kanarischen Inseln eroberten, fanden sie eine relativ primitive steinzeitliche Kultur vor, deren Angehörige sie Guanchen nannten.

Die Herkunft der Ureinwohner der Kanaren ist bis heute unbekannt und umstritten. In zahlreichen Theorien ist die Rede von schiffbrüchigen Phöniziern, entflohenen römischen Sklaven, Berbern oder Überlebenden des

untergegangenen Atlantis. Die Spanier staunten über den hohen Anteil an blonden, blauäugigen Guanchen und über deren Körpergröße, mit der sie die Conquistadores um gut zehn Zentimeter überragten. Sie wurden regiert von etlichen Lokalherrschern, hausten in Höhlen und in Rundhäusern aus mörtellosen Trockensteinmauern, hatten Adlige, Priesterinnen und Seherinnen.

Selbstverständlich fielen den Spaniern auch die pyramidenförmigen Strukturen auf. Juan de Abreu Galindo, ein aus Andalusien stammender Franziskaner, schrieb in seinem Werk *Historia de la conquista de las siete islas de Canaria*, das er zwischen 1590 und 1600 verfasste: Die Guanchen »fügten viele Steine in eine pyramidenartige Anhäufung zusammen, so hoch, wie es nur mit losen Steinen möglich war; und an den Tagen, wo sie solche Verehrungsfeste feierten, kamen alle dorthin, um diese Steinanhäufungen herum, und dort tanzten sie und sangen Klagelieder, übten Ringen und andere Leibesübungen aus, die ihnen üblich waren; und diese waren ihre Verehrungsfeste.«

Archäologische Grabungen brachten reich verzierte Keramik, Mumien, Opfergaben und Schädel mit verheilten Trepanationsöffnungen ans Tageslicht. Über ihre Religion war nicht viel mehr zu erfahren, als dass die Guanchen mehrere Götter, Göttinnen, Göttersöhne und andere »überirdische« Wesen kannten.

Felsbilder, Schriftzeichen und Figurinen

Auf den Kanarischen Inseln wurden inzwischen zahlreiche Felsbilder gefunden, die neben bildlichen Motiven auch Schriftzeichen aufweisen. Da gibt es Spiralen, bootförmige Motive, eine Person mit »Strahlenkranz« (bei Aripe, Teneriffa) oder den »Götterkopf« von Zarzita. Die Schriftzeichen weisen Ähnlichkeit auf mit denen auf megalithischen Denkmälern Westeuropas und mit denen auf den Tontafeln von Glazel in Südfrankreich.

Als kanarischer »Rosettastein« gilt laut Rafael Gonzales Anton, dem Direktor des Archäologischen Museums auf Teneriffa, der Piedra Zanata oder »Zanata-Stein«. 1992 wurde er in El Tanque im Nordwesten der Insel gefunden. Er enthält Schriftzeichen, die der Tifinagh-Schrift ähneln sollen, der Schrift der Tuareg, die berberischen Ursprungs ist und sich aus der libyschen Schrift entwickelt haben soll. Birgt die Inschrift eine Botschaft über die magisch-religiösen Vorstellungen der Guanchen? Der Stein befindet sich im *Museo de la Naturaleza y el Hombre* in Santa Cruz, Teneriffa,

und wartet noch immer auf einen modernen Champollion, der die Zeichen entziffert.

Vorsichtige Schätzungen, basierend auf den Petroglyphen und der Keramik, datieren den Beginn der Kultur auf etwa 3000 v. Chr.

Auf den Kanaren wurden zahlreiche Figurinen gefunden, von den Spaniern als »Idolos« abklassifiziert. In einer Höhle nahe El Sauzal, Teneriffa, fand man Figuren, die ein wenig wie »Engel« aussehen. Es gibt Figurinen, die als »Muttergottheit« deklariert werden, zudem anthropomorphe und zoomorphe Figuren.

Alle Pyramiden weltweit, egal, ob in Peru, Ägypten, Europa (hier ähneln die Pyramiden auf Sardinien und die am Fuße des Ätna auf Sizilien auffallend denen auf den Kanaren), China oder auf Teneriffa dienten einem astronomischen Zweck. Waren sie Teil eines Sonnen- oder Himmelskultes? Sollten die Urvölker tatsächlich einen primitiven Schiffsverkehr - wie dies Thor Heyerdahl behauptet - praktiziert haben, wäre die Verbreitung der Pyramidenform über die gesamte Welt erklärbar. Darstellungen von Schiffen oder Booten auf kanarischen Felsbildern deuten zumindest auf rege Kontakte zur Außenwelt hin. Fakt ist: Derartige Bauwerke existieren rund um die Welt, ohne dass man dafür eine zufriedenstellende Erklärung hat finden können.

Archäo-Astronomie auf den Kanarischen Inseln

Während der 1990er-Jahre wurden auf Gran Canaria, der archäologisch wohl interessantesten Insel der Kanaren, intensive archäo-astronomische Untersuchungen von Fachleuten der *Smithsonian Institution* und des *NASA Astrophysics Data System* durchgeführt. Man entdeckte und verifizierte Sonnen- und Equinox-Marker und dokumentierte deren Kalenderfunktionen. Überraschenderweise konnten beispielsweise die Berge Roque Nublo und Roque Bentaiga als Teil eines Lunar-Kalenders interpretiert werden.

Auch die Pyramiden auf den Kanarischen Inseln gehören zu einem beeindruckenden astronomisch-geometrischen Masterplan. Sie alle wurden quer zur Achse zwischen der Montana Grande an der Ostküste Teneriffas und einer markanten Felsgabelung des Teide-Vorgebirges errichtet. Große trapezoide Plazas, Bauwerke, die Anzahl der Pyramidenstufen, die Treppen und Aufgänge sowie die oben liegen-

den Plattformen waren Teil astronomisch ausgerichteter unsichtbarer Linien, die auf Sonnwend- und Equinox-Punkte am Horizont verwiesen. Leere Pfostenlöcher auf den Bauwerken des Güimar-Komplexes ließen noch immer nachrechnen, dass Pfeiler, die einst darin standen, entlang der Hauptachse ausgerichtet waren.

Möglicherweise kam zuerst der Masterplan, erstellt und erbaut aus uns unbekanntem Gründen, und später entwickelten sich Kulte mit Riten und Opfern. Wussten die Guanchen noch zur Zeit der Eroberung der Inseln durch die Spanier vom astronomischen Hintergrund der Bauwerke und Kultplätze?

Quelle: J. A. Belmonte u.a.: »A Solistical Marker in Tenerife«. In: *Archaeoastronomy*, Nr. 18, 1993; J. Gil und J. A. Belmonte: *Gran Canaria Re-Visited. Cosmology Across Cultures ASP Conference Series*, Vol. 409, San Francisco 2009

Erstaunliches Wissen der Maori. Der Ring des Jupiters

VON DR. JURI MOROZOV

Besondere Bedeutung in der Diskussion über die Herkunft der ungewöhnlich hohen astronomischen Kenntnisse des afrikanischen Volkes der Dogon hat die Suche und Analyse von ähnlichen Anomalien in den Vorstellungen anderer Völker, die auf einer vergleichbaren kulturellen Entwicklungsstufe stehen. In diesem Zusammenhang würde ich Ihre Aufmerksamkeit gern auf seltsame astronomische Vorstellungen lenken, die der Ethnologe E. Best (1856-1931) bei den Maori, den ursprünglichen Bewohnern von Neuseeland, registriert hat. 11]

Wussten die Maori vom Ring des Jupiter?

Einen der mit bloßem Auge sichtbaren Planeten nennen die Maori *Parearan*. Die Semantik dieser Bezeichnung ist interessant: Das Wort *pare* bedeutet einen auf dem Kopf zu tragenden Verband, während *arau* »umwickelt« bedeutet. »Weil er einen Wickel trägt, heißt er *Parearau*«, sagen die Maori zu diesem Himmelskörper, den sie für einen Begleiter oder den Gatten von *Koru* halten, des Planeten Venus. Interessant ist auch ein anderer Ausspruch: »Dieser grünäugige Stern heißt *Parearau*, deshalb trägt er seinen Verband.« Hierunter, so Eisdon Best, versteht man den Trauerkopfputz, den die Witwen der Maori seinerzeit aufsetzten.

Welchen von den am Firmament sichtbaren Planeten nannten nun die Maori *Parearaul* Das Buch von Eisdon Best enthält eine genaue Antwort: »Vier ältere Eingeborene, die an verschiedenen Orten der Bucht von Plenty [the Bay of Plenty] wohnten, teilten mit, dass die Rede vom Jupiter sei.«

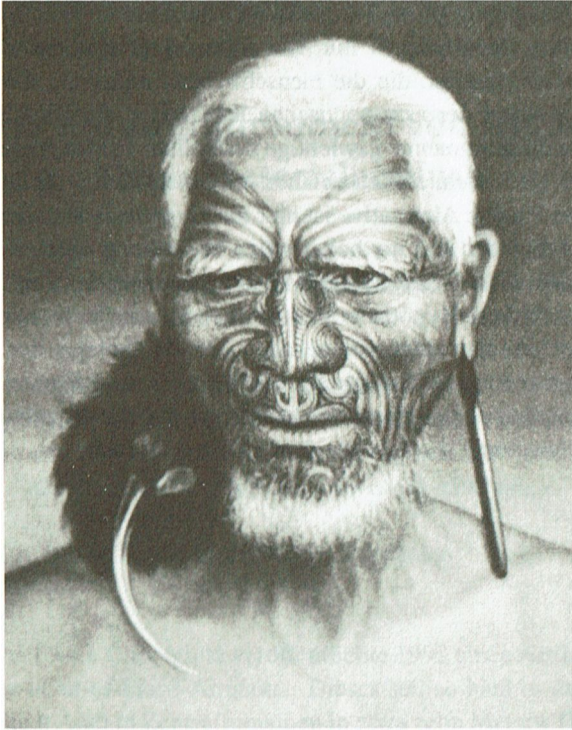
Zu Eisdon Bests Zeiten schien es jedoch absurd, den Jupiter als einen von einem Ring umgebenen Planeten zu bezeichnen. Offensichtlich deshalb meinte ein gewisser Stowell, dessen Meinung E. Best anführt, dass man die

Bezeichnung *Parearau* dem Saturn mit seinen Ringen zuordnen müsse. 111 Ohne die Möglichkeit dieser Deutung auszuschließen, schlug E. Best noch etwas anderes vor: Das Wort *Parearau* könne für Wolkenstreifen auf dem Jupiter stehen. In der Folge fand diese Meinung die Unterstützung von Robin Collyns, des Autors einiger Bücher über vorge-schichtliche Astronauten. [2]

Heute können wir diese Erkenntnisse aus einem neuen Blickwinkel beurteilen und müssen uns vor allem nicht mehr vor der Vorstellung eines von einem Ring umgebenen Jupiter »fürchten«. Der Ring um den Jupiter wurde 1979 von der Raumsonde *Voyager 1* fotografiert. Es gibt nichts mehr, was der Gleichsetzung von *Parearau* und Jupiter entgegensteht. Die Maori selbst zweifelten, dem Material aus dem Buch von Eisdon Best zufolge, nie an der Zuordnung dieses Namens zum Jupiter. Für das bildhaft-mythologische Denken war es das Natürlichste, gerade Jupiter für den »grünäugigen Gatten« der Venus zu halten, den nach dem Mond und der Venus dritthellsten Körper am Abendhimmel. (Die »geschlechtliche« Zugehörigkeit dieser Planeten ist für die Maori umgekehrt zu der in der europäischen Kultur üblichen.) Darüber hinaus unterstreicht gerade sein Ring die Charakteristik des Jupiters und nicht Wolkenstreifen, denn die Rede ist von einer *Kopfbedeckung*, das heißt von etwas Äußerem in Bezug auf den »Kopf« (den Planeten selbst), etwas außerhalb von ihm Existierenden. Wenn die Maori mittels des von ihnen gewählten Systems von begrifflichen Mustern aufstreifen auf der Scheibe des Jupiters hätten hinweisen wollen, dann hätten sie diese Streifen wahrscheinlich durch die ihnen gut bekannte Gesichtsbemalung ausgedrückt.

So weist alles daraufhin, dass die Maori tatsächlich vom Ring des Jupiters wussten. Jedoch erscheint dieses Wissen wesentlich ungewöhnlicher für die Maori als ihr hypothetisches Wissen von den Ringen des Saturns und selbst ungewöhnlicher als viele seltsame Komponenten des astronomischen Wissens der Dogon.

Insbesondere sind in diesem Fall zwei Hypothesen völlig ungeeignet, mit denen man versucht hat, die Anomalien der Dogon-Astronomie zu erklären - die »Hypothese des primitiven Teleskops« [3] und die »Hypothese des Missionars«, der den Dogon angeblich von den Errungenschaften der europäischen Astronomie erzählt haben könnte [4], Selbst wenn sie ein Teleskop erfunden hätten, hätten die Maori nicht selbstständig den Jupiterring entdecken können, da dieser Ring von der Erde aus nicht beobachtbar ist und von einem raumfahrttechnischen Apparat aus ent-



Tukumino, Maori-Häuptling der Ngāti Tamaterā. Bewahrten die Maori astronomisches Wissen außerirdischer Kulturbringer? (Archiv Fiebag: Lindauer, um 1880)

deckt wurde. Genauso unsinnig ist es, anzunehmen, die Maori hätten dieses Detail über den Jupiter von irgendeinem zivilisierten Menschen erfahren, beispielsweise von einem Missionar. Der Völkerkundler Eisdon Best beendete seine Feldforschungen im Jahr 1911 und widmete die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens der Bearbeitung des Materials und dem Schreiben von Monografien. In diesen Jahren hatte die Wissenschaft noch nicht einmal auf hypothetischem Niveau eine Vorstellung vom Ring des Jupiters. (Ein wenig bekannter Fakt ist, dass die Entdeckung des Jupiterrings »vom Schreibtisch aus« gemacht wurde. Seine Existenz sagte der ukrainische Astronom S. K. Vsehsvjatskij voraus; er stützte sich auf die häufige Beobachtung eines dunklen Streifens am Äquator des Jupiters, den er für den Schatten eines Ringes um den Jupiter hielt. Doch das geschah erst Anfang der 60er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts.) [5]

Aus dem Gesagten folgt logisch, dass die Maori die Information über die Existenz eines Jupiterrings nur von irgendeiner anderen Zivilisation erhalten haben konnten, die die menschliche Zivilisation zumindest im Entwicklungsstand der astronomischen Kenntnisse überflügelte hatte. Es ist klar, dass diese Annahme gewichtige zusätzliche Fakten fordert, die den Kontakt der Ureinwohner Neuseelands mit einer solchen Zivilisation bestätigen. Die einzige Alternative ist hier die Hypothese über das zufällige Zusammenfallen der rein mythologischen Vorstellung über *Parearau* mit den modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen über den Jupiter. Jedoch kann man auch diese Hypothese nicht einfach so annehmen; man muss sie *beweisen*, indem man zeigt, *wie gerade* in der Mythologie der Maori ein Bild des Jupiters entstehen konnte, der von einem Ring umgeben ist. Kurzum, das Rätsel des *Parearau* kann man nur durch gründliche und komplexe Forschung lösen, wozu dieser Beitrag aufruft.

Das »Aluminiumobjekt von Aiud«. Neue Materialanalyse

VON LARS A. FISCHINGER

»Wenn die Analyse korrekt ist I... I, dann würde dieses Objekt, das offensichtlich sehr alt ist, beweisen, dass die Archäologie, die ich an der Universität unterrichte, auf den Müll gehöre ... Aber ich als Professor kann so etwas nicht tun.«

Professor N. Vlassa, Rumänien

Der Rumäne Florin Gheorghita veröffentlichte 1992 einen Artikel über ein angebliches »Out-of-Place-Artefakt«. Dieses sei, so hieß es darin, in der Nähe der Stadt Aiud in Zentralrumänien in etwa zehn Metern Tiefe gefunden worden. Es bestehe aus einer Aluminiumlegierung, wurde künstlich hergestellt und sei Zehntausende Jahre alt. [1]

Für zwei Bücher habe ich ab 2009 die Recherchen zu dem als »Aluminiumobjekt von Aiud« bekannten Fundstück wieder aufgenommen. Auch vor Ort konnte ich das 1974 gefundene »Alien-Artefakt« wieder aufspüren und neue Ergebnisse vorstellen.

Das nur 20 Zentimeter lange und 13 Zentimeter breite Objekt sorgt spätestens seit der Veröffentlichung durch Gheorghita 1983 und 1992 [2] immer wieder für Interesse. 1988 wurde von Günter Trendler zwar bereits über diesen Fund in Deutschland berichtet, doch diese Veröffentlichung schien mehr oder weniger untergegangen zu sein. [3]

1995 nahm dann M. Hesemann diesen Fund in Rumänien selbst in Augenschein [4], doch das Objekt »verschwand« nach seinem Besuch plötzlich wieder. [5]

Nachdem ich die Materialuntersuchungen von 1975 in Rumänien sowie weitere Berichte ausfindig machen konnte, stellte ich diese umfangreich 2010 [6,7] vor. Mein Ziel war es, eine Materialprobe des 2,3 Kilogramm schweren Objektes in Deutschland nach dem aktuellen Stand analytischer

Methoden untersuchen zu lassen. Nun liegen diese neuen Untersuchungen vor. Zahlreiche Verzögerungen in Rumänien (wie Ausgrabungen durch den Institutsleiter) zogen und ziehen die Recherchen immer wieder in die Länge.

Die Materialanalyse des Objektes von Aiud wurde in Bonn in den Laboren der Firma »Hydro« durchgeführt. Diese half mir bereits umfangreich bei meinen Recherchen und deren Interpretationen in den Jahren zuvor. In Rumänien hatte ich die beiden Materialanalysen von 1975 aus Bukarest und Turnu Măgurele kopiert und veröffentlicht. Doch diese sind inzwischen rund 40 Jahre alt. An dieser Stelle der Vollständigkeit halber nochmals die Daten der früheren Untersuchungen, die auch die Angaben der Legierung von Gheorghita aus dem Jahren 1988 und 1992 revidierten:

- Analyse 1: Aluminium 74,17%, Kupfer 4,62%, Zink 1,81%, Blei 0,1 1%, Zinn 0,33%, Nickel 0,0024%, Wismut 0,0003%, Silber 0,0002%, Kobalt 0,0023%, Kadmium 0,11%, Zirkonium 0,20% und Gallium in Spuren
- Analyse 2: Aluminium 92,74%, Kupfer 6,20%, Silizium 2,84%, Zink 0,95%, Blei 0,41 %, Zinn 0,33%, Kadmium 0,055%, Zirkonium 0,20%, Nickel 0,002%, Wismut 0,0003%, Silber 0,0002%, Kobalt 0,002% (Titan und Kalzium sind offen).

Ein vorliegender Brief von Gheorghita an das Museum in Cluj-Napoca zu dem Objekt vom 9. Januar 2009 schilderte die Hintergründe der ersten Untersuchungen. Professor N. Vlăssă vom *Muzeul National de Istorie a Transilvaniei*, so schrieb er, zeigte ihm in den 1970er-Jahren den Aluminiumkeil in dem Museum. Der inzwischen verstorbene Professor N. Vlăssă soll damals dazu gesagt haben:

»Wenn die Analyse korrekt ist, und wenn sie vom Zentrum in Măgurele kommt, ist sie korrekt, dann würde dieses Objekt, das offensichtlich sehr alt ist, beweisen, dass die Archäologie, die ich an der Universität unterrichte, auf den Müll gehöre ... Aber ich als Professor kann so etwas nicht tun. Das Einzige, das ich tun kann, ist, es wegzuschließen, damit es keiner mehr sieht.«

Gheorghita scheint indes bewusst ungenaue Legierungsangaben veröffentlicht zu haben, angeblich, um niemanden in den Laboratorien »zu gefährden«, was mir allerdings nicht ganz einleuchtet. Ein zwischenzeitlicher Kontakt, den ich mehrfach mit Florin Gheorghita aufgenommen hatte, verlief erfolglos. Er sei zwar weiterhin im Besitz von Material des

Objektes, so schrieb er zum Beispiel schon am 22. Oktober 2010 an mich, aber ich sei schon der dritte »sentimentale Wünscher« nach dem Material. Auch widmet er sich nun im hohen Alter den »Phänomenen der unsichtbaren spirituellen Welten« und habe keinerlei Interesse an einer Zusammenarbeit. Warum solle er, so schrieb Gheorghita, »ein Gemälde oder ein wertvolles Objekt aus meinem Haus« abgeben, nur weil jemand es sich aufgrund eigener Interessen »wünscht«.

Doch schon der Forscherkollege Luc Bürgin, der 1998 in einem Buch [8] über den Fund berichtete, sagte mir gegenüber, dass Gheorghita das Material in seinem Besitz als »wertvoller als Mondgestein« betrachte. Das wunderte mich schon länger, da er mir mitteilte, er wolle das Material vielleicht eines Tages verkaufen. Ebenso, dass andere Autoren seine Erkenntnisse bereits »großzügig verwendet« hätten.



Das Aiud-Artefakt. (Foto: Fischinger)

Da mir jedoch vor geraumer Zeit eine neue Analyse des Stückes bei meinem Besuch vor Ort zugesagt wurde, konnte ich im Herbst 2012 diese nun endlich nach langem Warten auf Ergebnisse aus Rumänien durchführen lassen. Dem mit »Extraterrestre obiect« vor Ort beschrifteten Fundstück wurde eine Probe entnommen, mit der ich nach Bonn zur Firma »Hydro« fuhr. Diese gilt in Deutschland als führend beim Thema Aluminium und allem, was dazugehört. Für die Autoindustrie entwickelt diese Firma zum

Beispiel neue Legierungen, was einer der Gründe ist, warum ich nicht zusammen mit dem Laborleiter jedes Laboratorium betreten durfte. Ich könnte ja ein Spion der Industrie sein, da dort ständig mit neuen Aluminiumlegierungen geforscht und experimentiert wird. Übrigens erfand »Hydro« die überall benutzten Aluminiumverschlüsse von Getränkedosen, wie sie für Cola oder Bier verwendet werden.

Im November 2012 bekam ich endlich die ersten Ergebnisse, die tatsächlich die Untersuchungen von 1975 im Wesentlichen bestätigten. Diese wurden und werden bis heute entweder angezweifelt oder sogar als Schwindel bezeichnet. Nach den Materialanalysen auf Basis des neuesten wissenschaftlichen Stands ergibt sich folgende Zusammensetzung des Objektes von Aiud:

- **Analyse 2012:** Aluminium 87,285%, Kupfer 4,20%, Silizium 2,93%, Zinn 2,00%, Zink 1,89%, Eisen 1,19%, Blei 0,33%, Nickel 0,093%, Mangan 0,035%, Magnesium 0,018%, Chrom 0,008%, Titan 0,010%, Gallium 0,008%, Zirkonium 0,002%, Cadmium 0,001%.

Das Objekt wurde im Labor auf 18 Elemente analysiert, wobei 14 Elemente nachgewiesen wurden. Die Analytikabteilung des Labors nutzte dabei das Verfahren »CA4683«. Dies bedeutet, dass die Probe aufgelöst wurde und dann mittels »ICP-OES« (Optische Emissionsspektrometrie mit Anregung durch ein induktiv gekoppeltes Plasma) auf seine Elemente analysiert wurde. Kupfer (4,20 Prozent) und Zink (1,89 Prozent) dienen, so die Laborexpertise, der Festigkeit und Aushärtung der Legierung. Eisen (1,19 Prozent), das in den Analysen von 1975 nicht angeführt wurde, könnte eine Verunreinigung der Legierung sein.

Der Analysebericht mit der Nummer »2012-1677-1« hält unter anderem als Ergebnis fest:

»Die hohen Anteile von Kupfer, Zink und Magnesium sind Belege für eine hochfeste (aushärtbare) >Flugzeug<-Legierung. Die Beimengungen an Eisen und Blei lassen auf evtl. Recycling (>Sekundäre Gusslegierung<) schließen. Der Bleigehalt deutet auf eine fräsbare Al-Cu-Si-Zn-Legierung hin.«

Die Legierung des Objektes hat durchaus Ähnlichkeiten mit verschiedenen bekannten Legierungen. Auch wenn es »keine gängige Legierung« ist, so der Bericht aus Bonn von Professor Dr. Jürgen Hirsch.

Damit ist bestätigt, was seit Jahrzehnten vor allem von den Skeptikern

bezweifelt wird: Das Objekt besteht aus einer (hochfesten) Aluminiumlegierung - auch wenn die Art der Legierung des Objektes von Aiud in dieser Form den Wissenschaftlern unbekannt ist.

Solange kein »zweites Objekt von Aiud« mit einer modernen, technischen Herkunft auftaucht oder der Fund von 1974 eindeutig identifiziert werden kann, bleibt das Objekt ein »Kuriosum«.

Nicht von dieser Welt? Die Schwarze Kugel aus der Ukraine

VON DR. VLADIMIR RUBTSOV

Die Wissenschaftler, die sich mit SETI (Suche nach Signalen Extraterrestrischer Intelligenzen) befassen, schenken möglichen materiellen Spuren prähistorischer Besuche durch Außerirdische auf unserem Planeten gewöhnlich nur wenig Aufmerksamkeit.

In der Regel halten sie das Problem der Paläobesuche für ein Gedankenspiel und das dubiose Feld von Amateurforschern. Das ist befremdlich angesichts der Tatsache, dass gegenwärtig nur wenige Wissenschaftler die Möglichkeit zahlreicher bewohnter Welten und interstellarer Reisen anzweifeln. Geht man vom geschätzten Alter unserer Galaxie (etwa 13 Milliarden Jahre) aus, gibt es nur wenig Raum für eine »prinzipielle« Ablehnung der Paläo-Besuchsidee.

Rätselhafter Fund

Selbst dann, als einige der mutigsten SETI-Spezialisten (wie der späte Prof. Carl Sagan oder der SETI-Pionier Prof. Frank Drake) es wagten, diese Frage zu diskutieren, kamen sie zur Schlussfolgerung, dass der einzige solide Beweis eines Paläobesuchs der eines »zweifelsfrei extraterrestrischen Artefaktes« sei. Selbstverständlich wäre das der überzeugendste Beweis für einen prähistorischen Besuch außerirdischer Wesen auf unserem Planeten. Darum ist es sinnvoll, nach solchen Artefakten zu suchen oder rätselhaften Fundstücken und Objekten, die sich bis heute einer wissenschaftlichen Erklärung entziehen, Aufmerksamkeit zu schenken.

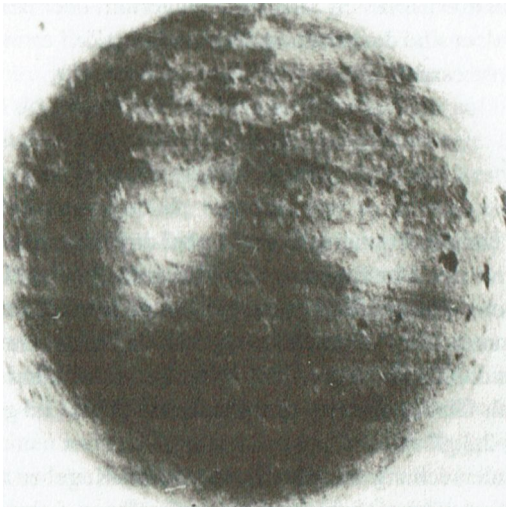
Das erste Kriterium für die Auswahl eines solchen Objektes, das eine detaillierte Untersuchung wert ist, wären dessen Fremdartigkeit und Merkmale, die nicht in dessen zeitlichen Kontext passen.

Die »Schwarze Kugel« hat die Aufmerksamkeit der Forscher eben durch ihre Fremdartigkeit erregt. Die Form der Kugel ist zu regelmäßig für ein

natürliches und ihr geschätztes Alter zu hoch für ein von Menschen hergestelltes Objekt. Die Kugel wurde auf Initiative von Inna Petrovskaya (Institut für Raumstudien an der Russischen Akademie der Wissenschaften) durch Dr. Valentin Fomenko, Seniorforschungspartner der Wissenschaftlichen und Industriellen Gemeinschaft *Soyuz*, untersucht.

Soweit bekannt ist, wurde die Schwarze Kugel 1975 in der westlichen Ukraine in einem Kaolin-Bergwerk in einer Tiefe von etwa acht Metern gefunden. Die geologische Schicht, in der der Fund gemacht wurde, wird auf ein Alter von zehn Millionen Jahre datiert.

Entdeckt wurde der Gegenstand durch einen der dortigen Arbeiter, dem dessen perfekte regelmäßige Kugelform auffiel. Als er das Fundstück mit der Schaufel anstieß, zerbrach es nicht, und die anhaftende Tonerde gab eine schwarze glasähnliche Substanz frei. Der Arbeiter nahm die Kugel mit nach Hause und gab sie seinem Sohn, einem Schuljungen, zum Spielen. Später fiel dessen Schullehrer die Kugel auf, der sie dem Jungen abnahm und in das lokale Museum brachte. Dort blieb der Gegenstand mehrere Jahre, bis er durch Boris Naumenko, den Sohn des Schullehrers, der an einem geologisch-physikalischen Institut der Russischen Akademie der Wissenschaften tätig war, mitgenommen wurde.



Fotopositiv der Kugel, aufgenommen mit einem Röntgenstrahlenfilm; die Symmetrieachse der Kugel verläuft in einem Winkel von $17^{\circ} 30'$ zur Oberfläche des Fotofilms. (Foto: Fomenko)

Interessanterweise gelangte die Kugel zeitweise in die Hände einiger Moskauer Parapsychologen. Diese behaupteten sodann, aus ihr »Bioenergie« gewinnen zu können. Die Kugel, so meinten sie, sammle Energie aus einem Feld, das auf eine hoch entwickelte extraterrestrische Intelligenz im Weltall zurückgehe. Wenn man die Kugel mit den Händen reibe, könne man diese Energie gewinnen.

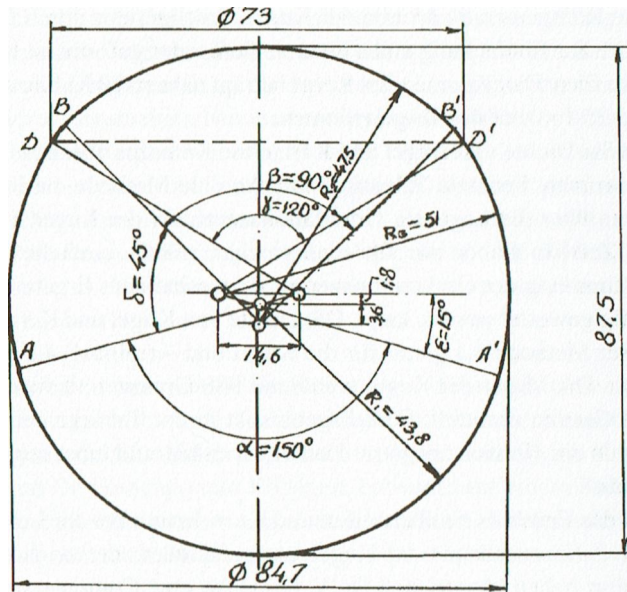
Für eine Untersuchung mit wissenschaftlichen Methoden gab Boris Naumenko die Kugel an Dr. Valentin Fomenko weiter. Schon zu Beginn der Untersuchungen führten die perfekte Kugelform sowie das enorm hoch geschätzte Alter des Gegenstandes zur Idee über dessen möglichen außerirdischen Ursprung. Das erforderte extreme Vorsicht bei den Studien. Der Wunsch, die Kugel vor Beschädigung zu schützen und sie für weitere Studien zu erhalten, ließ die Forscher ein Untersuchungsprogramm aufstellen, das nur mit nicht-destruktiven Methoden arbeitete. Die so erhaltenen Daten sollten zu einer Hypothese führen, die die Merkmale und die Struktur der Kugel berücksichtigen und eine mögliche extraterrestrische Herkunft des Objektes bestätigen oder widerlegen sollte. Für den Fall der Untermauerung der extraterrestrischen Herkunft der Kugel sollten entsprechende tiefer gehende Studien vorgenommen werden.

Leider musste die Kugel schon eine Woche später auf die dringende Bitte von Boris Naumenko hin an diesen zurückgegeben werden, was zur Folge hatte, dass nicht alle geplanten Studien durchgeführt oder beendet werden konnten. Trotzdem sind die bereits in dieser kurzen Zeit erreichten Ergebnisse äußerst interessant.

Die Kugel

Die Kugel hat eine leicht ovoide Form, wobei die Längsachse 87,5 Millimeter misst und der Durchmesser des Mittelteils 84,7 Millimeter. Die Abweichung von der Kugelform ist mit bloßem Auge erkennbar. Die Kugel wiegt 617 Gramm, das Volumen beträgt 320 Kubikzentimeter; daraus ergibt sich eine durchschnittliche Dichte von $1,9 \text{ g/cm}^3$. Das ist wesentlich weniger dicht als Glas ($2,3 \text{ g/cm}^3 - 6,6 \text{ g/cm}^3$), als Quarz ($2,3 \text{ g/cm}^3$) und als Obsidian ($2,2-2,3 \text{ g/cm}^3$).

Zur Zeit der Untersuchung war die Oberfläche der Kugel zu zwei Dritteln mit einer relativ weichen Schicht einer gelb-grauen Substanz bedeckt, offensichtlich verursacht durch Flechtenbewuchs. Auf einem Drittel der Oberfläche war sie verloren gegangen, anscheinend aufgrund der »Energie« entnehmenden Hände der Parapsychologen.



Skizze der Kugel. (Rubtsov)

Ist die Kugel so alt - oder älter - wie die geologische Schicht, in der sie entdeckt wurde? Diese Lehmschicht wurde auf etliche Millionen Jahre datiert. Es wäre jedoch auch möglich, dass die Kugel durch irgendeinen Zwischenfall dorthin geriet. Sie könnte näher an oder auf der Erdoberfläche gelegen haben und in den Lehmabbruch gefallen sein. Deshalb erwog Dr. Fomenko eine unabhängige Datierung; falls das Resultat sich nicht allzu sehr vom geologischen unterscheidet, so müsste man das als das richtige Alter akzeptieren. Eine Altersschätzung bietet beispielsweise die Dicke der Flechtenschicht auf der Kugeloberfläche.

Die Flechtenschichtstärke beträgt 1,5 Millimeter. Es ist bekannt, dass Fensterglas mit einer Rate von etwa 0,000003 Millimetern pro Jahr mit Flechten bewachsen wird. Somit würde es etwa 500000 Jahre dauern, um eine Schicht von 1,5 Millimetern Dicke zu bilden. Doch die Wachstumsrate von Flechten ist nicht immer konstant. Mit der Vergrößerung der Bewuchsschicht nimmt die Wachstumsrate ab, weil die Flechtenbestandteile (Wasser, Lösungen von Säuren und Basen) die Oberfläche des Glases oder eines Gegenstandes nicht mehr so leicht erreichen können. So betrachtet sind 500000 Jahre nur ein niedriger Schätzwert für das wahre Alter der Kugel. Tatsächlich sind so auch ein paar Millionen Jahre vorstellbar.

Eine Röntgenstrahlenstudie der Kugel, durchgeführt durch Dr. Fomenko, führte zur Entdeckung eines inneren Kerns, der geformt ist wie die Hälfte eines Eies. Das Volumen des Kerns beträgt nahezu 80 Kubikzentimeter, das sind 25 Prozent des Kugelvolumens.

Um die Dichte von Kugel und Kern ohne Kenntnis über deren Material zu bestimmen, benutzte Valentin Fomenko eine Methode, basierend auf den Daten über die Lage des Gravitationszentrums der Kugel. Leider reichte die Zeit im Labor nur für eine einzige, relativ einfache Methode zur Bestimmung des Gravitationszentrums, weshalb das Ergebnis nur als vorläufig gewertet werden kann. Die Dichte von Kugel und Kern beträgt nach dieser Methode $4,1 \text{ g/cm}^3$ für die Kugel und - (minus!) $4,5 \text{ g/cm}^3$ für den Kern. Die Masse der Kugel wurde mit 980 Gramm und die des Kerns mit 363 Gramm ermittelt. Dies Ergebnis ist in der Tat sehr befremdlich; die Dichte des Kerns ist negativ! Haben wir es hier mit einer negativen Masse zu tun?

Um das Ergebnis zu überprüfen und einen Irrtum bei der Lokalisation des Gravitationszentrums der Kugel auszuschließen, der zu diesem Paradox geführt haben könnte, ließ Dr. V. Fomenko eine Computersimulation laufen. Dabei stellte sich heraus, dass die Möglichkeit für einen Irrtum vernachlässigbar gering ist.

Folgende Fakten sprechen laut dem untersuchenden Forscher für einen künstlichen Ursprung der Kugel:

- Sie ist zu groß für ein natürlich entstandenes Objekt; natürlich vorkommende Kugeln, Sphäroide und Ovoide sind eher sehr klein oder sehr groß.
- Die glasähnliche Substanz der Kugel scheint nicht natürlich vorzukommen.
- Die Kugelmaße basieren auf einem fremdartigen Zahlensystem: Eine nahe Betrachtung der Kugelform und deren Oberflächenbogenlinien zeigte, dass jeder dieser Bögen ein Vielfaches von 15° aufweist = den 24. Teil eines Kreises. Diese Tatsache lässt annehmen, dass der Designer der Kugel die Zahl 24 als Basis seines Zahlen- und Maßsystems benutzte. Dr. Fomenko versuchte festzustellen, ob das auf der Zahl 24 basierende System ebenfalls charakteristisch ist für die linearen Dimensionen der Kugel. Er nahm als Längeneinheit den 24. Teil der Längsachse = 3,65 Millimeter. Es stellte sich heraus, dass alle Bogenradien, die Entfernungen zwischen ihren Zentren und die Dimensionen des Kerns in der Tat ein Mehrfaches von 3,65 Millimeter sind.

Es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass all diese Maße nur zufällig das Mehrfache derselben linearen Einheit darstellen. Das auf der Zahl 24 basierende Nummernsystem kann als das perfekte betrachtet werden. Die Basis unseres allgemeinen Nummernsystems - die Zahl 10 - kann nur durch 2 und 5 geteilt werden, während 24 sechs Teiler hat: 2, 3, 4, 6, 8 und 12, was für Rechnungen viel brauchbarer ist. Dr. Fomenko und seine Kollegen forschten daraufhin in der Geschichte unserer Zivilisation nach jeweils benutzten Längeneinheiten; es gab solche, die auf den Zahlen 2, 5, 10, 12, 20, 40 oder 60 basierten, aber nirgendwo und niemals auf der Zahl 24.

All diese Merkmale lassen darauf schließen, dass die Kugel planmäßig entworfen und hergestellt wurde. Da ihre Maße auf einem Zahlensystem beruhen, das den irdischen Kulturen fremd war und ist, müsste die Kugel, so das Fazit von Dr. Fomenko und Kollegen, entweder auf einem anderen Planeten hergestellt worden sein oder zumindest durch extraterrestrische Wesen. Dafür spricht auch das geschätzte Alter der Kugel.

Bügeleisenvorläufer oder Antimateriebehälter?

Während der Untersuchungen im Labor erwog das Team auch alternative Erklärungen für den Ursprung der Kugel. Sie kamen dabei auf sechs Möglichkeiten, die sich aber alle als nicht überzeugend herausstellten. Unter anderem wurde gefragt, ob es sich um eine Variante der Kugeln aus Glas, Stein oder Metall handeln könnte - sogenannte »Gallos« -, die im 18. und 19. Jahrhundert in der Ukraine als Bügelhilfe in Gebrauch gewesen waren. Es hatte sie gegeben mit Durchmessern von 50 bis 80 Millimetern, was dem Durchmesser der Schwarzen Kugel in der Tat sehr nahe käme. Auch diese Hypothese wurde verworfen; Material und Form der Kugel sowie deren seltsamer Kern sprachen dagegen, denn diese wären für den banalen Alltagszweck nicht nötig gewesen. Auch die dicke Flechtenschicht auf der Kugeloberfläche wäre so nicht erklärbar.

Ist das Ergebnis der »negativen Masse« zuverlässig? Ist die Kugel ein Behältnis für Antimaterie, die einst als Energiequelle für ein extraterrestrisches Raumschiff benutzt wurde, das möglicherweise auf unseren Planeten stürzte? Weist Antimaterie die Eigenschaft Antigravitation auf? Wir wissen es noch nicht, aber eine solche Vermutung ist sicher nicht zu abwegig.

Konnte Antimaterie zehn Millionen Jahre lang von der normalen Materie isoliert werden? Dr. Valentin Fomenko richtete seine Aufmerksamkeit auf die Tatsache, dass die Ränder des Kerns durch eine dunkle Linie markiert sind. Gibt es, so fragte er sich, entlang dieser Grenzlinie eine sehr dünne Schicht von Isoliermaterial?

Mehrere Merkmale der Kugel bestätigen, dass deren Designer Ingenieurmethoden benutzten, die selbst aus heutiger Sicht rational und verständlich erscheinen. Sollten weitere Berechnungen die »negative Masse« im Innern der Kugel bestätigen, könnten wir eventuell schlussfolgern, dass die Schwarze Kugel das erste extraterrestrische Artefakt ist, dessen Natur und Herkunft als bewiesen angesehen werden kann. Man kann nur hoffen, dass niemand versuchen wird, dies mit einer Holzhammermethode zu beweisen: dem Öffnen des vermutlichen Antimateriekerns.

Leider konnte Dr. Fomenko weder den »negativen Kern« im Innern der Kugel bestätigen noch die Erforschung des Objektes weiterführen oder abschließen. Der Besitzer der Kugel bestreitet, sie wiederbekommen zu haben, während die Wissenschaftler versichern, dass sie sie ihm zurückgegeben haben.

Der KGB und die Kugel

Etliche Jahre später brachte eine der größten russischen Zeitungen - die *Izvestiya* - einen langen Artikel von Yury Kholodny mit dem Titel »Eine mysteriöse Kugel in den Kellern von Lubyanka«. Laut Kholodny, einem Professor für Kriminalwissenschaft des russischen Geheimdienstes, wurden im Februar 1981 zwei leitende Beamte des KGB zum Kreml vorgeladen und dort vor die nicht weniger allmächtige Militär-Industrie-Kommission des russischen Innenministeriums zitiert. Dort wurden sie in Kenntnis gesetzt über die Untersuchungsergebnisse eines Dr. »F«, womit zweifellos Dr. Fomenko gemeint war.

Die Kommission bat die KGB-Beamten, herauszufinden, wer im Besitz der Kugel sei, und besagtes Objekt dann umgehend einzukassieren. Es näherte sich der 26. Kongress der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, und vorher sollte die Kugel »neutralisiert« werden. Ein paar Tage später sandte die Kommission eine Kopie des Forschungsberichtes von »F« an das Hauptquartier des KGB.

Der KGB stellte eine Spezialarbeitsgruppe zusammen, unter deren Mitgliedern sich Dr. Yury Kholodny befand. Bald nahm die Gruppe Kontakt

mit »D« (einem der Moskauer Parapsychologen) auf, der anscheinend die Kugel von dem Vorbesitzer Naumenko erhalten hatte. »D«, so konnte in Erfahrung gebracht werden, benutzte die Kugel als aktives Element eines »Biofeldgenerators«, der nach »Ds« Worten lebende Wesen mit positiven, heilsamen und nicht-heilsamen Kräften beeinflussen könne. Die KGB-Beamten beschlagnahmten den kompletten »Generator« von »D«, nahmen ihn auseinander und entdeckten im Innern eine braune Kugel. Diese Kugel wurde etwa zwei Monate lang intensiv untersucht. Das Ergebnis lautete:

- Die Kugel besteht aus Glas, wenn auch in unnatürlicher Zusammensetzung (ohne Natriumanteil, aber mit großem Strontiumanteil).
- In der Hülle der Kugel gibt es mikroskopische Risse, durch die Flüssigkeit ins Innere eindringen kann. Die Kugel ist weder wasser- noch luftdicht. Sie kann kein Behälter für Antimaterie sein.
- Die »negative Masse« ist das Ergebnis eines Irrtums beim Ermitteln der Koordinaten des Gravitationszentrums der Kugel.

Über das Alter der Kugel schreibt Prof. Yury Kholodny:

»Bei der Radiokarbondatierung, durchgeführt von Spezialisten des Geologischen Instituts der Russischen Akademie der Wissenschaften, ergab sich für das künstlich hergestellte Objekt zwar kein Alter von zehn Millionen Jahren, aber zumindest eines von etlichen Jahrhunderten.«

Die Kugel, so der Zeitungsartikel, soll während der Untersuchung zerbrochen sein. Diese Information ist zwar nicht völlig sicher, aber der Autor spricht von Fragmenten der Kugel, die Faina Petryakova, einer prominenten Spezialistin für die Geschichte von Glas, gezeigt wurden. Diese vermutete, dass das Objekt ein »Gallo« sei, ein primitiver Vorläufer späterer Bügeleisen. Die Dicke der Flechtenschicht auf der Kugeloberfläche lasse auf ein Alter von etwa 150 Jahren schließen. Gegen dieses Statement spricht zum einen die Tatsache, dass »Gallos« aus minderwertigem Schmelzofenabfall hergestellt wurden, und zum anderen die Alterseinschätzung der Flechtenschicht durch Dr. Fomenko.

Da »D« darauf bestand, die Kugel zurückzuerhalten, fertigten die KGB-Spezialisten eine Kopie an und installierten diese in den »Biogenerator«, den sie an »D« zurückgaben. »D« scheint nichts gemerkt zu haben, denn der Apparat habe fortgefahren zu funktionieren und »Bioenergie« zu produzieren.

Leserbrief und Schweigen

So weit zum Artikel von Dr. Yury Kholodny. Obwohl es so aussieht, als sei alles gesagt und getan, geben doch einige Punkte im Artikel Anlass zu Zweifeln. Aus diesem Grund sandte Dr. Fomenko an die *Izvestiya* einen Leserbrief:

An

Herrn Leoniel M. Mlechin, Herausgeber

Izvestiya

Puschkinplatz 5

Moskau

4. Oktober 1994

Sehr geehrter Herr Mlechin,

in Ihrer Zeitung veröffentlichten Sie am 24. September dieses Jahres den Artikel »Eine mysteriöse Kugel in den Kellern von Lubianka« des Autoren Y. Kholodny, eines Mitglieds eines wissenschaftlichen Forschungsinstituts des KGB, der an einer Untersuchung der sogenannten Schwarzen Kugel teilgenommen hatte. Er beschreibt einen Versuch des KGB, die Hypothese abzuklären, die besagt, dass die Schwarze Kugel ein Behälter für Antimaterie sei.

Ich, Valentin Nikolayevich Fomenko, bin der Autor des Berichtes über die Ergebnisse der vorausgehenden Studie der Schwarzen Kugel, die in diesem Artikel erwähnt wird. Aus diesem Grund würde ich mich gerne mit Dr. Kholodny treffen, um mit ihm einige Fragen bezüglich des Materials zu diskutieren.

Schon 1981 tauchten einige Informationen auf, laut denen nicht nur der KGB Herr Deev (»D« im Artikel von Kholodny) eine gefälschte »Gallo« andrehte, sondern Herr Deev seinerseits dem KGB eine Kopie seines Generators unterjubelte.

Außer einem Statement eines Mitarbeiters von Herrn Deev, der diesen Apparat eigenhändig angefertigt und die Schwarze Kugel in einen Block

aus Epoxydharz eingegossen haben will (die Kugel daraus zu befreien wäre sicherlich unmöglich), bestätigen auch noch folgende Punkte im Artikel die Gerüchte:

1. Die Farbe der Kugel im Apparat war braun. Die echte Kugel besteht jedoch aus schwarzer, glasartiger Substanz, bedeckt mit einer grüngrauen Schicht aus Flechten. Es gab keine schwarzen Flecken darauf.
2. Die Farbe der Kugelhülle war ein tiefes Schwarz, was deutlich an den Stellen der Kugeloberfläche gesehen werden konnte, wo die Flechtenschicht entfernt worden war. Die Hülle war lichtundurchlässig, selbst für Licht aus einer starken Halogenlampe. Doch Y. Kholodny beschreibt die Fragmente als flaschengrün.
3. Die Schwarze Kugel weist keine mikroskopischen Risse in der Hülle auf, durch die Wasser ins Innere dringen könnte.
4. Innerhalb der Schwarzen Kugel gibt es keinen Hohlraum, aber einen Kern, dessen Dichte nur viermal geringer war als die der Kugelhülle. Das wurde mittels einer Röntgenstrahlenstudie ermittelt sowie eines fotometrischen Scannings der Röntgenstrahlenfotos.
5. Während des Untersuchungsprozesses wurde auch die Hypothese erwogen - und ausgeschlossen dass es sich bei der Schwarzen Kugel um ein »Gallo« handelt. Insbesondere die Flechtenschicht von bis zu 1,5 Millimetern Dicke kann sich nicht in einem kurzen Zeitraum von 150 Jahren gebildet haben.

Eine mögliche Erklärung ist die, dass die KGB-Spezialisten ein reales »Gallo«-Objekt untersuchten (mit einem Hohlraum im Innern), aber nicht die echte Schwarze Kugel.

Darüber hinaus gibt es einige Ungereimtheiten im Artikel. Insbesondere diese: »Bei der Radiokarbondatierung, die Spezialisten des Geologischen Instituts der Russischen Akademie der Wissenschaften durchführten, ergab sich zwar kein Alter von zehn Millionen Jahren, aber trotzdem eines von mehreren Jahrhunderten für ein höchstwahrscheinlich künstlich hergestelltes Objekt.« Auf der einen Seite passt dieses Alter nicht zu einem »Gallo« von etwa 150 Jahren; auf der anderen Seite ist es absurd, weil es gar kein Radiokarbonalter geben kann, geschweige denn Karbon 14 im »Flaschen«-Glas eines »Gallo«.

In diesem Zusammenhang wäre ich froh, mich mit dem Autor des Artikels treffen zu können oder mit Ihnen persönlich, um die Unklarheiten im Detail zu diskutieren. Falls Sie mir Dr. Kholodnys Telefonnummer nicht

geben können, dann teilen Sie ihm bitte meine eigene mit. Bitte bitten Sie Dr. Kholodny, mich zu jeder ihm passenden Zeit anzurufen.

Mit freundlichem Gruß

*Valentin Fomenko, Ph. D.,
Korrespondenzmitglied der Internationalen
Akademie für Informationswissenschaft*

Die Antwort: Schweigen ...

SETA - die Suche nach außerirdischen Gegenständen

Die Paläo-SETI-Forschung beinhaltet neben Mythenforschung, Archäologie, Ikonografie auch SETA, die Suche nach künstlichen Objekten, die nicht von unserem Planeten stammen oder nicht von Menschen hergestellt wurden. Der Begriff wurde in den frühen 1980er-Jahren durch Robert Freitas und Francisco Valdes geprägt. Inzwischen spricht man auch von Exoarchäologie oder Xenoarchäologie.

Was aber ist ein extraterrestrisches Artefakt (ETA)? Welche Art von ETA können wir zu finden hoffen? Folgende Möglichkeiten sind vorstellbar:

1. Ein Artefakt, dessen Zweck es ist, eine Botschaft zu übermitteln, sobald die Erdbewohner einen bestimmten Stand der Entwicklung erreicht haben. Man könnte es eine Zeitkapsel nennen oder einen Nachrichtenbehälter. Vorstellbar wäre eine außerirdische Raumsonde in unserem Sonnensystem, entdeckbar per Teleskop, Radar, Infrarot oder Raumfahrer. Vorstellbar wäre auch eine Zeitkapsel, deren Inhalt oder Inschrift erst jetzt oder in Zukunft verstanden werden kann.
2. Ein noch immer funktionierendes Artefakt, das nicht für den Kontakt bestimmt ist oder war, sondern einem Zweck für den oder die Hersteller diente. Das könnte ein automatisches Gerät sein oder ein technologisches Instrument, das Besucher aus dem All hier oder auf einem der Himmelskörper unseres Sonnensystems zurückließen.

3. Ein nicht mehr funktionierendes Artefakt. Das könnte ein verlassenes Weltraumfahrzeug sein oder eine aufgebrauchte Energiequelle, Dinge, die Besucher aus dem All hier absichtlich oder unabsichtlich zurückließen.
- 3a. Ein defektes, durch lange Zeit angegriffenes extraterrestrisches Artefakt, dessen einstiges Aussehen noch rekonstruierbar ist.
- 3b. Teile eines defekten Gerätes, dessen einstigen Zustand man zwar nicht mehr rekonstruieren, dessen künstliche Herstellung und nicht-irdische Merkmale man aber noch erkennen oder errahnen kann.

Etlliche weitere Möglichkeiten sind denkbar.

Robert A. Freitas, ein Wissenschaftler vom *Xeontology Research Institute* in Sacramento, Kalifornien, und Francisco Valdes vom *Kitt Peak National Observatory* schlugen folgende Klassifikation vor:

- Objekte, die Kontakt suchen;
- Objekte, die Kontakt vermeiden/verhindern;
- Objekte, für die eine Entdeckung durch uns irrelevant oder unwichtig ist.

Würde ein künstliches Objekt in einer geologischen Schicht gefunden, die in eine Zeit vor dem Aufkommen des Homo sapiens zurückgeht, könnte man kaum an seiner fremden Herkunft zweifeln. Dazu wäre es aber nötig, das entsprechend hohe Alter des Fundstückes zu bestimmen.

Würde ein künstliches Objekt gefunden, dessen technologischer Level nur geringfügig über den gegenwärtig bekannten hinausgeht, so könnte es sich auch um einen Gegenstand handeln, der in einem irdischen Geheimlabor hergestellt wurde.

Ein Gegenstand, der mit einer Technologie angefertigt wurde, die unsere heutige übersteigt, könnte von uns eventuell gar nicht als künstlich erkannt werden.

Würden nur einige Fragmente eines ETA gefunden, müssten wir dessen Originalform ermitteln, ein theoretisches Modell des Objektes aufstellen und es eventuell rekonstruieren. Auch wenn es nicht möglich ist, das Objekt aus seinen Überresten wieder zu rekonstruieren, könnte es möglich sein, dessen extraterrestrischen Ursprung zu belegen anhand seines geologischen oder prähistorischen Alters,

seiner künstlichen Entstehung oder seiner uns technologisch überlegenen Merkmale.

Das Wichtigste nach einem Fund wäre eine interdisziplinäre Untersuchung, die physikalische, chemische, technologische und viele andere Arten der Analyse einschließt.

Wir Menschen selbst haben bereits Objekte außerhalb der Erde hinterlassen, allein auf dem Mond 170 Tonnen irdischer Güter, wobei nicht einmal kleinere Gegenstände mitgezählt sind wie Retroreflektoren, das *Apollo Surface Experiment Package*, Flaggen oder die Gollbälle, die Alan Shepard während der *Apollo-14*-Mission geschlagen hat. Selbst ein künstlerischer Gegenstand - die Statuette »Fallen Astronaut« - befindet sich auf dem Erdtrabant. Es gibt nur keine Mondbewohner, die sie finden könnten.

Auch auf den Oberflächen von Venus, Mars, Jupiter, dem Saturnmond Titan sowie auf den Asteroiden Eros und Itokawa liegen bereits intakte und defekte Gegenstände oder Teile von Geräten, die wir dort hingeschickt haben. Wer weiß, vielleicht stolpern in ferner Zukunft einmal Besucher von außerhalb unseres Sonnensystems über den einen oder anderen Gegenstand. Für sie wären dies rätselhafte - oder offensichtliche - SETA-Objekte.

Quelle: R. A. Freitas Jr./F. Valdes: »The Search for Extraterrestrial Artifacts (SETA)«. In: *Acta Astronautica*, Vol. 12, 1985

VI.

Asiens Geheimnisse

Schatzsuche

VON DR. H.C. ERICH VON DÄNIKEN

Stellen Sie sich vor, Sie müssten heute einen Schatz vergraben. Aber derart raffiniert angelegt, dass erst die Menschen der Zukunft in 5000 Jahren diesen Schatz entdecken. Wie würden Sie vorgehen?

Da türmen sich massenhaft Probleme auf. Der Schatz müsste die Jahrtausende unbeschadet überleben. Er darf weder von roten Ameisen noch von schwarzen Termiten zerfressen werden, darf durch kein Erdbeben und keinen Tsunami zerquetscht werden, darf keiner Feuersbrunst zum Opfer fallen - und er darf nicht zu früh entdeckt werden. *Wann* in der Linie der Zeit ist »zu früh«? Das wäre dann, wenn die Menschen mit der Botschaft nichts anfangen könnten.

Versetzen Sie sich 5000 Jahre in der Zeit zurück. Jetzt möchten Sie die Menschen der Zukunft vor der Kernspaltung und der daraus resultierenden Radioaktivität warnen. Wie machen Sie das? Schreiben sie auf einer Goldtafel: »Warnung an die Menschen der Zukunft: Beginnt niemals das kleinsten Teilchen in der Natur - das Atom - zu spalten. Denn daraus entstehen fürchterliche, zerstörerische Kräfte und tödliche, unsichtbare Strahlen ...«?

Was würde eine Gesellschaft des Mittelalters mit einer derartigen Botschaft anfangen? Sie kennt weder das Atom, noch könnte sie es spalten, geschweige denn hat sie irgendeine Ahnung von Radioaktivität. Die Mitteilung wäre in den Händen der falschen Generation.

Wie warnen wir eigentlich unsere Nachfahren in 5000 Jahren vor einem Atommülllager? Dazu sind bereits vor Jahrzehnten interessante Vorschläge publiziert worden. Man könnte die Atommülldeponien mit riesigen Warnschildern versehen. Weil aber in 5000 Jahren niemand mehr unsere Gegenwartssprachen versteht, wurde eine Mixtur aus Symbolen, Piktogrammen und Bildern ins Gespräch gebracht. In diese Tafeln sollten zeichnerische Drohungen eingraviert werden, damit die Menschen der Zukunft glauben, ein Betreten des Geländes habe eine übernatürliche Rache zur Folge. Andere Forscher schlugen »Stinkbomben« vor, deren Übelgeruch

Jahrtausende wirke. Oder genetisch veränderte Tiere, deren Fell unnatürlich in violett-grün leuchte und die Menschen in Panik versetze.

Weil das Resultat derartiger Warnungen unsicher sei, kam sogar eine Art von »Atom-Orden« ins Gespräch. Nur eine Elite-Priesterschaft oder logenähnliche Gremien seien in der Lage, ein Wissen von Generation zu Generation über Jahrtausende zu transportieren. Diese Variante ist durch unsere Gegenwartsreligionen klipp und klar bewiesen. Große Religionen existieren seit Jahrtausenden und überlieferten ihr Wissen von der tiefen Vergangenheit bis in die Gegenwart.

Und jetzt versetzen Sie sich bitte in die Situation von Außerirdischen, die vor 5000 Jahren vor demselben Problem standen. Die ETs sind damals nicht einfach abgerauscht, sondern hinterließen mindestens einen eindeutigen Beweis ihrer Existenz. Eine Art von »Zeitkapsel«, unzerstörbar über Jahrtausende und so angelegt, dass erst die raumfahrende Generation die Zeitkapsel finden könnte. Welche Zündschnur könnten Aliens gelegt haben, die in der fernen Zukunft zur gesellschaftlichen Explosion führen müsste?

Und wie bringt man Menschen der Zukunft dazu, nach einer »Zeitkapsel« zu suchen, von der sie gar nicht wissen, dass sie existiert? - Man müsste in der Vergangenheit Spuren deponieren. Und diese derart dick auftragen.



Wo liegt der ET-Beweis? Erich von Däniken auf Spurensuche in Sacsayhuaman, Peru. (Foto: Tatjana Ingold)

dass die späteren Generationen darüber stolpern müssen - ob sie es wollen oder nicht. Genau dies geschah vor Jahrtausenden.

Die Spuren quellen aus den alten Überlieferungen. Festgeschrieben vor Jahrtausenden und durch die Religionen von Generation zu Generation weitergegeben. Die Spuren liegen über den Landschaften, aufgetragen in der Steinzeit und derartig klar angelegt, dass selbst die dümmere Wissenschaftler unruhig werden. Da ziehen sich schnurgerade Linien über die Länder, oft Tausende von Kilometern und über Berg und Tal. Und all dies entstand vor Jahrtausenden. (Siehe dazu mein Buch *Die Steinzeit war ganz anders*.) Grotesk: Das gesamte antike Griechenland ist geometrisch angelegt. Unzählige steinzeitliche Heiligtümer liegen unter demselben Raster. Stets mit den gleichen Distanzen und den gleichen Winkeln zueinander. Auffällig und unübersehbar.

»Zwei Dinge sind unendlich«, sagte Albert Einstein. »Das Universum und die menschliche Dummheit. Wobei ich bei Ersterem nicht ganz sicher bin.« Dem wäre noch beizufügen: »und die menschliche Faulheit«.

Die Gesellschaft ist gezwungen, den Ball aus der tiefen Vergangenheit aufzugreifen. Die Hinterlassenschaften sind eindeutig und auch noch unzerstörbar. Zudem können wir Gegenwartsmenschen gar nicht anders, denn die Botschaft der ETs steckt unauslöschbar in unseren Genen.

Unerklärliche Funde in Asikli Hüyük. Schädelreparationen auf dem »Knochenhügel«

VON HARTWIG HAUSDORF

Als ein früher operativer Eingriff am menschlichen Körper gilt die Trepanation, die Eröffnung der Schädeldecke mithilfe eines Schabers oder Bohrers. Bei vielen Völkern lässt sich diese komplizierte Operation bis in prähistorische Zeiten nachweisen. Woher aber bezog der »Chirurg der Steinzeit« sein Wissen über Methode, Operationsbesteck und möglichst sterile Wundheilung?

Ein Dogma bekommt Risse

Auf den ersten Eindruck wähnte ich mich beinahe in China, mit den auch für manche Gegend im Reich der Mitte so typischen Pappelhainen. Doch in Wirklichkeit befand ich mich in Mittelanatolien, westlich Kappadokiens, knapp 40 Kilometer vor der Provinzhauptstadt Aksaray. Etwas außerhalb der Ortschaft Kizilkaya liegt, am Ufer des kleinen Bergflusses Melendiz und eingerahmt von den erwähnten Pappelwäldchen, die hierzulande noch so gut wie unbekannte Ausgrabungsstätte von Asikli Hüyük - zu Deutsch: »Knochenhügel«. Asikli Hüyük liegt inmitten einer uralten Kulturlandschaft, die schon in der ausgehenden Altsteinzeit besiedelt war, und wird von einem der höchsten Berge des Landes überragt: dem mit 3263 Metern Höhe stets schneebedeckten Hassan Dag.

Eine Reise »auf Götterspuren« gemeinsam mit einer Gruppe meiner Leser zu den interessantesten Stätten Zentralanatoliens führte uns bis hinunter zur syrischen Grenze. Auf der Rückfahrt nach Ankara, ein Stück Wegstrecke vor Aksaray, wo sich zwei große Überlandstraßen kreuzen, machte Harun, unser von der für ihn neuen Paläo-SETI-Thematik begeisterter Reiseführer, den Vorschlag zu einem außerplanmäßigen Abstecher. Er hatte

inzwischen ein recht gutes Gespür dafür bekommen, dass die speziellen Vorlieben der Teilnehmer sich auf keinen Fall um Bazare und Teppichmanufakturen drehen.

So verließen wir also kurzerhand die Hauptstraße, um nach etwa 20 Kilometern zu der kleinen Ortschaft Kizilkaya zu gelangen. Von dort aus zweigt ein gepflasterter Weg direkt zur Ausgrabungsstätte ab. Zwar mussten wir die letzten 300 Meter zu Fuß gehen, aber Harun hatte uns nicht zu viel versprochen: Da er die derzeitige Ausgrabungsleiterin und deren Assistentin persönlich kennt, durften wir die Stätte, die bis 2013 noch nicht für die Öffentlichkeit freigegeben war, ausgiebig in Augenschein nehmen und erfuhren bei dieser Gelegenheit von einigen spannenden Funden, die im Zusammenhang mit unerklärlichen chirurgischen Meisterleistungen der Steinzeit auch für die Paläo-SETI-Forschung von großem Interesse sind.

Schon am Eingang fiel mein Blick auf das Herzstück der Anlage - den besagten »Knochenhügel«. Ganz ähnlich wie die Pyramiden in der zentralchinesischen Provinz Shaanxi stellt auch dieser eine künstlich aus Erdreich und Lehm aufgeschüttete pyramidale Erhebung dar. Den Archäologen ist Asikli Hüyük schon seit fast 50 Jahren bekannt, denn eine erste Erforschung fand bereits 1963 durch den Hititologen Edmund Gordon statt, dem 1964 der Archäologe Professor Todd von der Universität Pennsylvania (USA) mit einer Ausgrabungskampagne folgte, in deren Mittelpunkt die Ruinenstätte stand. Nach Abschluss dieser Arbeiten gingen mehr als zwei Jahrzehnte ins Land, während der die Stätte brachlag. 1989 wurden die Grabungen fortgesetzt, dieses Mal begonnen von Professor Ufuk Esin von der Universität Istanbul. Die noch immer andauernden Ausgrabungen, nun geleitet von Mihriban Özbasaran, brachten bemerkenswerte Exponate ans Tageslicht. Zudem machte man sich an eine Rekonstruktion der aus Lehm und Steinen erbauten Wohneinheiten, deren Fundamente und Überreste knapp unter der Hügeloberfläche gefunden wurden.

Diese Fundamente, die man auf dem »Knochenhügel« sichern konnte, wurden ebenso wie viele weitere Funde ins 9. Jahrtausend v. Chr. datiert. In dem tiefer gelegenen Teil der Anlage werden Wohnhäuser rekonstruiert.

Ein Gedanke am Rande: Mit besagter Datierung in eine Zeit vor 11 000 Jahren reicht die Anlage von Asikli Hüyük per Definition bis in die ausgehende Altsteinzeit zurück - und somit in eine Epoche, in der die Menschen nach aktueller Lehrmeinung noch nicht zur Sesshaftigkeit gefunden hatten. Dasselbe ist übrigens auch mit den Ruinen auf dem Göbekli

Tepe bei Sanliurfa, unweit der Grenze zu Syrien, der Fall. Hier wie dort befindet sich die Archäologie in einem gewaltigen Dilemma: In der Altertumskunde besteht bis heute beinahe ein Dogma, dass geistiges Leben und bemerkenswerte Bauvorhaben erst aufkamen, als der Mensch sesshaft wurde. Das, was in der Archäologie als »neolithische Revolution« bezeichnet wird, soll jedoch erst um 7500 v. Chr. eingesetzt haben. Doch existierten die Monumentalbauten auf dem Göbekli Tepe zu jenem Zeitpunkt schon fast 3000 Jahre lang, die von Asikli Hüyük immerhin schon 1000 bis 1500 Jahre. Der so vehement verteidigte Lehrsatz, dass große intellektuelle Leistungen nicht vor der Sesshaftwerdung des Homo sapiens in Erscheinung traten, hat sichtbare Risse bekommen. Aber vielleicht war sowieso alles, wie so häufig, auch ganz anders. [11

Der spektakulärste Fund

Augenfälligstes Detail am »Knochenhügel« ist ein zehn Meter in der Vertikale messender Grabungsschnitt, der sehr deutlich die Schichten der künstlich errichteten Struktur erkennen lässt. Der gesamte Hügel ist durchsetzt mit Knochen, ebenso mit Obsidianbruch. Obsidian ist ein vulkanisches Gesteinsglas mit einer Färbung, die sich von dunkeloliv bis fast in den schwarzen Bereich erstreckt. Die Bruchkanten sind rasierklingenscharf, was sie in der Schneidefähigkeit modernen Skalpellen vergleichbar macht.

Bereits in der Steinzeit wurden mit Instrumenten aus Obsidian komplizierte Operationen - zumeist am menschlichen Schädel - durchgeführt, was uns zum spektakulärsten Fund führt, der dem Boden von Asikli Hüyük entrissen werden konnte. Die Archäologen der Universität von Istanbul fanden einen auf das 9. vorchristliche Jahrtausend datierten Schädel, der eindeutige Merkmale solch eines operativen Eingriffes erkennen lässt. Da wurden mehrere exakte, kreisrunde Öffnungen gelegt, möglicherweise um einen - durch Verletzung oder einen Tumor - verursachten Druck vom Gehirn zu nehmen. Die Patientin, eine auf 20 bis 25 Jahre geschätzte Frau, hat den Eingriff überlebt, wenngleich nur um einige Wochen. Über die Gründe ihres Ablebens vergleichsweise kurze Zeit nach der Operation kann man heute nur noch spekulieren.

Das Schicksal der Frau ist eher ungewöhnlich. Denn man kennt zahllose Funde trepanierter Schädel aus den verschiedensten Weltgegenden, deren postoperative Knochenneubildung eindeutig erkennen lassen, dass die



Oben: Asikli Hüyük, archäologischer Grabungsschnitt. (Foto: Hausdorf)

Links: Der in Asikli Hüyük ausgegrabene Schädel einer Anfang 20 Jahre alten Frau. (Archiv Hausdorf)

Patienten die gefährlichen und selbst nach heutigen medizinischen Maßstäben nicht gerade unkomplizierten Eingriffe um Monate, wenn nicht sogar um Jahre überlebten.

Da diese Zeugnisse steinzeitlicher Gehirnchirurgie absolut nicht in den zeitlichen Kontext zu passen scheinen, stellen sie eines der größten und unerklärlichsten Rätsel in der Geschichte der Menschheit dar. Zudem kann jeder Mediziner bestätigen, dass diese chirurgischen Eingriffe - sie zählen zu den ältesten am Menschen vorgenommenen Operationen! - gleichzeitig auch zu den gefährlichsten und kompliziertesten gehören. [2] Hierbei steht und fällt der Erfolg des Eingriffs mit der Notwendigkeit, dass die Gehirnhaut unverletzt bleibt. Die Dura mater, wie der Fachbegriff lautet, umgibt als äußerste dreier Hüllen Rückenmark und Gehirn und stellt folglich die wichtigste Infektionsbarriere dar. [3]

Präzises Werkzeug - routiniertes Arbeiten

Mit Sicherheit war das Leben in der Steinzeit nicht ungefährlicher als heute, und so stellten Frakturen am Kopf eine fast alltägliche Verletzung dar. Diese führten damals wie heute zu Blutergüssen, die zunehmend stärker auf das Gehirn drücken. Soll die Verletzung im schlimmsten Fall nicht zum Tode führen, ist rasche chirurgische Hilfe nötig - und die gab es bereits vor Jahrtausenden. Archäologen datieren das gehäufte Aufkommen von Schädelöffnungen in die ausgehende Altsteinzeit, vor mindestens 10000 Jahren. Die Werkzeuge, die seinerzeit zum Einsatz kamen, waren präzise angefertigte Messer - zum Beispiel aus Obsidian -, zudem Bohrer und Sägen. Den unbekanntem Operateuren ermöglichten sie ein routiniertes Öffnen der verletzten Schädeldecke und ein rasches, gezieltes Vorgehen mit der Aussicht auf eine weitestgehende Genesung des Verletzten.

Auf ein Alter um die 12000 Jahre wird ein Schädel datiert, den man in der Nekropole von Tatoralt (Marokko) fand. Dieses Meisterstück steinzeitlicher Gehirnchirurgie lässt alle Merkmale einer gelungenen Operation erkennen, die der Patient auf lange Sicht überlebt hat. Die sauber und professionell ausgeschnittenen Knochenränder vernarben ohne jedes Anzeichen für Komplikationen wie etwa einer Sepsis. Experimente in neuerer Zeit mit Instrumenten aus dem Paläolithikum ergaben, dass deren Schnitte oft noch präziser waren als von heutigen Metallklingen. [4] Die Frage stellt sich fast von selbst: Waren es überhaupt unsere Vorfahren, die das notwendige medizinische Wissen entwickelten?

Schon vor über 50 Jahren analysierte der deutsche Mediziner Dr. Peter Hein die Häufigkeit und die Verbreitung von Trepanationen in der Vor- und Frühgeschichte Europas. Er untersuchte damals 334 Schädel und kam zu dem verblüffenden Ergebnis, dass 73 Prozent der Patienten den Eingriff überlebt hatten. [5]

Ein richtiges »Zentrum« für derartige Eingriffe befand sich im Alten Peru. In dortigen Gräbern fand man eine fast unübersehbare Anzahl trepanierter Schädel, ebenso konnte man ein reichhaltiges Arsenal chirurgischer Instrumente bergen. Darunter waren aus Obsidian gefertigte Klingen, die präzisere Schnitte erlaubten als manches heutige Skalpell, Schabeinstrumente mit halbrunder Klinge, Stichel, Nadeln sowie Klammern zum Fixieren der Wundränder.

All diese Funde erlaubten es, den operativen Ablauf der beinahe »in Serie« betriebenen Schädelöffnungen detailgetreu nachzuvollziehen. So ungewöhnlich es klingt, so wenig es in die - mittlerweile veralteten - Vorstellungen von der Steinzeit passt: Schon damals wurde perfekte Chirurgie betrieben!

Eine recht häufig benutzte Methode war der sogenannte Überkreuzungsschnitt, der dreieckig, rechteckig oder quadratisch durchgeführt wurde. Die Ärzte wandten aber auch, besonders bei eingedrückten Frakturen, den Bogenschnitt an. Diese Operationsart wird charakterisiert durch das Ineingreifenlassen kurzer Bogenlinien, bis sich nach der Durchtrennung der Lamina externa, des äußeren Blattes des Schädeldaches, eine sichere Schiene für das Trepanationsinstrument ergab. Wenn dann auch noch die Diploe, die zwischen den beiden Tafeln des Schädeldaches liegende schwammige Knochensubstanz, durchschnitten war, folgten das Ausbrechen des umschnittenen Schädelragments und das Glätten der Knochenränder zu einem schrägen Abfall. [6]

Knöcherne Implantate und Wissenstransfer

Kommen wir zurück in den kleinasiatischen Raum, zu dem auch die Region um den Asikli Hüyük zählt. In Armenien, nahe dem Sevan-See, wurden schon vor Jahren Skelette der Churriter gefunden. Dies war ein Volk, das im 2. Jahrtausend v. Chr. dort ansässig war. Ein weiblicher Schädel hatte ein durch eine äußere Verletzung entstandenes Loch, das etwa sechs Millimeter im Durchmesser maß. Die unbekanntenen Chirurgen setzten in diese Wunde ein kleines Implantat aus Knochensubstanz - mögli-

cherweise Tierknochen - ein, das sie genau fixierten. Die selbst für heutige Verhältnisse ungewöhnliche Operation rettete der Frau ganz offensichtlich das Leben, und das knöcherne Implantat wuchs sogar einige Millimeter in den Schädel hinein. [6]

Nicht viel größer waren die Verletzungen, die die Trägerin des in Asikli Hiiyuk aufgefundenen Schädels erlitten hatte. Doch kam es möglicherweise ein bis zwei Wochen nach der Trepanation zu ernststen Komplikationen, oder die Verletzungen waren zu schwer, und die steinzeitliche Patientin erlag einer dieser Ursachen.

Der beschriebene Schädel wie auch weitere am »Knochenhügel« gemachte Funde sind heute im archäologischen Museum von Aksaray, knapp 200 Kilometer südlich der türkischen Hauptstadt Ankara, zu bewundern. Auch wenn man im Hinblick auf die künftige Öffnung der Anlage bemüht ist, mit der Rekonstruktion steinzeitlicher Wohngebäude fortzufahren und den erwähnten Zehn-Meter-Schnitt durch den Hügel zu studieren, um so weitere Anreize für potenzielle Besucher zu schaffen, stellt dieses Zeugnis einer unfassbaren chirurgischen Meisterleistung in früher Vorzeit mit Sicherheit das spektakulärste Artefakt dar, das in Asikli Hiiyuk gefunden wurde.

An der Paläo-SETI-Forschung Interessierte sollten in jedem Fall hellhörig werden, wenn es um vorzeitliche Schädelöffnungen geht. Denn da stehen wir - unerwartet und in zahllosen Frühkulturen rund um den Globus nachweisbar - vor hochkomplizierten chirurgischen Eingriffen. Diese gibt es in großen Mengen, jedoch ohne »Versuchskaninchen«, an denen man vorher hätte üben und seine Fertigkeiten perfektionieren können. [6] Plötzlich, um etwa 10000 vor Beginn unserer Zeitrechnung, war nach übereinstimmender Datierung das nötige Know-how ohne Vorankündigung verfügbar. Die Frage sei daher erlaubt, ja überfällig, durch welche unbekanntenen Intelligenzen dieser Wissenstransfer in vorgeschichtlicher Zeit über alle Kontinente hinweg zustande gekommen sein mag.

»Löcher im Kopf«. Wie die Trepanation begann

Bis in prähistorische Zeit lassen sich die ältesten Formen des operativen Eingriffs am menschlichen Schädel, der sogenannten Trepanation, nachweisen. (Trepanation wird abgeleitet von dem griechischen Wort für Bohrer, »trypanon«.) Über die Absicht einer solchen

Schadeleröffnung lässt sich heute nur spekulieren. Als mögliche Gründe werden männliche Initiationsriten genannt, um die Jungen einer grausamen Prüfung auszusetzen, bevor sie in den Kreis der erwachsenen Männer aufgenommen wurden, aber auch Dämonen-austreibungen werden vermutet, wobei der böse Geist durch die Öffnung entweichen sollte; umgekehrt könnte so auch einem guten Geist Einlass gewährt worden sein. Doch auch die chirurgische Behandlung von Hirnblutungen, nach Fremdkörperwirkung, für Druckentlastung bei Kopfschmerzen oder Anfallserkrankungen werden angenommen.

Schädeltrepanationen finden sich weltweit: auf Haiti, im südamerikanischen Andengebiet, auf Inseln des Bismarckarchipels, den Kanarischen Inseln, in Europa wie in Ägypten, bei Kelten, Berbern und Serben. Manche prähistorische Schädel weisen dabei exakt kreisrunde Löcher auf. Die Heilungschancen lagen mitunter bei bis zu 90 Prozent und somit um ein Vielfaches höher als bei Operationen an Schädeln in historischer Zeit.

Peter Fiebag

Quellen:

Zappe, H: *Loch im Kopf - Zur Geschichte der Schädeltrepanation*. Humboldt-Universität zu Berlin, 2003

Ramseier, F. u. a.: »Ur- und frühgeschichtliche Schädeltrepanationen der Schweiz. Vom Neolithikum bis ins Mittelalter«. *Bulletin der Schweizerischen Gesellschaft für Anthropologie*, 2005/1 und 2

Die Offenbarungen der Encheduanna. Lichtschiffe über Sumer

VON DR. HERMANN BURGARD

Vor mehr als 4300 Jahren berichtete jemand unter Nennung seines Verfasser-
namens, nämlich *Encheduanna*, Erstaunliches über Ereignisse, die zu
seiner Zeit bereits lange Vergangenheit waren. Die Berichte, die unser
Geschichtsverständnis revolutionieren, sind auf Keilschrifttafeln überlie-
fert und in Sumerisch gehalten. Das ist die Sprache, die damals im südli-
chen Teil des heutigen Irak gesprochen wurde. Folgende Fragen stellen
sich:

- Wer war dieser Berichterstatter?
- Was wissen wir über die Quelle?
- Welche sensationellen Offenbarungen lassen sich festhalten?
- Könnte blumige religiöse Folklore uns narren?

Aus der Zeit, während der die Texte geschrieben worden sind, kennen wir
in Sumerisch mit Verfasser-nennung nur Königsinschriften, weshalb man
ursprünglich als Autor einen König Encheduanna annahm. Nach und nach
kristallisierte sich jedoch heraus, dass es sich um die erstgeborene Tochter
Sargons des Großen handelte, des Gründers des Reiches von Akkad, des
ersten geschichtlich nachweisbaren Vielvölker-Großflächenstaates, der ab
dem 24. Jahrhundert vor unserer Zeit für etwa 200 Jahre zeitweilig die
heutigen Gebiete des Iraks, Irans, der Golfstaaten, des Libanons, Syriens
und der südlichen Türkei bis weit nach Anatolien abdeckte.

Priesterfürstin im höchsten Einweihungs-rang

Die Autorin war mehr als 50 Jahre lang doppelte Hohe Priesterin der
Reichstempel in Ur und Uruk und damit Priesterfürstin des Reiches - in Ur
nach eigener Aussage als »Erdengattin des Nanna«, in Uruk als oberste
Dienerin einer Inanna. Die orthodoxe Sumerologie bezeichnet hingegen

die beiden genannten Persönlichkeiten in Übereinstimmung mit *späteren* (!) babylonischen Quellen als »Götter« - Aussagen der Priesterfürstin, die sich auf die Frühzeit beziehen, widerlegen dies indes als Unsinn. 11,2] Encheduanna war eine der höchsten Autoritäten ihrer Zeit. Sie war Trägerin des konischen Kopfschmuckes des obersten Ranges der Sternweisen sowie gleichzeitig Priesterfürstin der höchsten Einweihungsstufe und somit die bestinformierte Person des Reiches, wenn es um die Vorgeschichte des Tempeldienstes - der sumerisch-akkadischen Staatsreligion - ging. [3,4] Als erster namentlich bekannter Autor der Weltgeschichte, dem eindeutig mehrere größere Dichtungen und eine Reihe kleiner Texte zugeordnet werden können, schrieb sie mit einer Wortgewalt, die ihr von Sumerologenseite das Lob als »sumerischer Shakespeare« einbrachte. Vater Sargon dem Großen und zwei Brüdern hielt sie nacheinander während deren Herrschaft über das Reich von Akkad religionspolitisch den Rücken frei. In der anschließend gegen ihren Neffen als nächstem Herrscher von Akkad gerichteten »Großen Revolution« gelang es ihr, wie sie in ihrer Großdichtung *nin me shar-ra* beschreibt, zu dessen Gunsten Beistand »von oben« zu verschaffen, den sie einer »Königin des Himmels/Herrin am Firmament« zuschreibt. Aus anderen Quellen ist nachgewiesen, dass die Revolutionswirren tatsächlich zugunsten des Neffens beendet wurden.

Die Stadt Nippur (sumerisch: nibru ki) lag mitten im heutigen Irak (südöstlich von Bagdad). Ihre archäologisch nachprüfbare Geschichte reicht zurück bis in das 6. vorchristliche Jahrtausend. Dort entdeckte man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die auf Tontafeln geschriebene Keilschriftbibliothek eines assyrischen Königs und verbrachte sie in die USA in das *University of Pennsylvania Museum* von Philadelphia. Eine der Tafeln trägt die Registriernummer CBM 19 767. Die Keilschriftzeichen waren von einem französischen Wissenschaftler, dem Orientalisten Hugo Radau, kopiert worden, der selbst nicht damit arbeitete, aber seine Kopie dem deutschen Sumerologen Heinrich Zimmern vorübergehend übergab. Der machte nach eigenen Angaben eine mehr oder weniger genaue Abschrift - und ließ diese lange ruhen.

Gegen Ende der 20er-Jahre des vorigen Jahrhunderts brachte ihn dann der - wie er schreibt - »eigenartige Inhalt« dazu, den Text erstmalig zu bearbeiten. Wegen der teilweise schlechten Lesbarkeit der Tontafel und seiner eigenen, teilweise unzureichenden Abschrift war ihm dies nur unvollständig möglich. Immerhin kamen dann doch rund 30 Druckseiten zusammen, als er 1930 einen wissenschaftlichen Artikel veröffentlichte,

der den Titel »Ein Zyklus altsumerischer Lieder auf die Haupttempel Babyloniens« trägt. [5]

Bevor Heinrich Zimmern den gefundenen Text auszugsweise zu übersetzen versuchte, widmete er sich den Schlusszeilen der Tontafel mit der Verfasserangabe. Er dechiffrierte »Encheduanna« und hielt diesen Autor fälschlicherweise für einen König.

Nach Heinrich Zimmern versuchten sich einige Autoren an einzelnen Hymnen der Sammlung, als immer neue Fundstücke auftauchten. Neue Erkenntnisse zum Inhalt wurden herausgearbeitet, aber die Keilschriftexperten gaben nichtsdestoweniger an entscheidenden Stellen entweder den Übersetzungsversuch auf oder flüchteten sich zu naturalisierenden Übertragungen, die zwar gut klangen, aber in sich nicht kohärent waren. Parallel dazu wurden im Laufe der Zeit immer mehr Tontafeln gefunden, auf denen in anderem Zusammenhang von einer »Hohen Priesterin Encheduanna« die Rede war.

»Tempelhymnen«

Ein umfassender Übertragungsversuch für die Texte wurde dann 1969 von Sjöberg und Bergmann veröffentlicht [6]: eine Umschreibung der Keilschriftzeichen für alle Hymnen in lateinische Buchstaben mit umfangreicher Auflistung von für die Interpretation wichtigen Textvarianten und einer vordergründig glatten Übertragung ins Englische unter bewusstem Rückgriff auf sakral/rituale Deutungen. Ein umfangreicher Kommentar versuchte, diese Deutungen zu stützen. Immer noch blieben indessen - angesichts des damaligen unzureichenden Standes der Sumerologie - viele vom Sinn her nicht kohärente Passagen und auch zahlreiche weiße Stellen des Versagens. Schlimmer noch: Verben und Halbsätze wurden hinzuerfunden oder im Gegenteil einfach unterdrückt, wenn der uralte Text sich nicht knacken ließ oder nicht in den vermuteten sakralen Zusammenhang passte. Immerhin wurden die Schlusszeilen richtig erfasst und als Verfasserin die Königstochter und Hohe Priesterin Encheduanna erkannt. Im Internet ist seit einigen Jahren eine darauf aufbauende weitere umfassende Übersetzung ins Englische von Krecher und Jagersma zu finden. [7] Bei der Umschreibung der Keilschrift in lateinische Buchstaben werden von diesen Autoren minimale Änderungen vorgenommen. Die Übersetzung bemüht sich krankhaft um einen sakral/ritualen Sinn, will sich trotz der Fehlstellen auf den Keilschrifttafeln praktisch ohne Lücken präsentie-

ren und liest sich schön und aalglatt - sehr zulasten des sumerischen Originals, weil oft Passagen vergewaltigt, mit viel Fantasie hinzuerfunden oder als »unpassend« weggelassen werden.

Seit Jahren wird an einer Neuübersetzung der von der Eingeweihten und Königstochter hinterlassenen rund 500 Zeilen gearbeitet, nachdem erkannt worden war, dass die Schreiberin auf weite Strecken einen Code verwendet hat, um den wahren Inhalt der Texte weitgehend zu verschleiern. Bisher konnte dabei über die Hälfte der Zeilen der Encheduanna »geknackt« werden. Was als *geschriebener* Text vordergründig und mit viel Fantasie irgendwie als geheiligte »Tempelhymnen« gelesen werden konnte, gibt - unter Beachtung von mehr als 50 Jahren Sumerologie-Zusatzwissen - als *gesprochener/gehörter* Text für weit zurückliegende Zeiten sachliche Berichte über Orte, Gebäude und deren Nutzer frei, die erstaunliche technologische Einblicke gewähren.

Mit diesen Berichten erläutert die Hohe Priesterin den Ursprung des Tempelwesens - ihr, wie sie selbst schreibt, »ergebenes Dienen« wird von ihr demnach nicht einfach als Glaube hingenommen, sondern mit überlieferten Fakten begründet.

Geheimnisse der »Dingir«

Die in den Tempelberichten von der Autorin mehrfach ausdrücklich vorgestellten ursprünglichen Tempelnutzer werden bisher von Forschern in der sogenannten Umschrift, das heißt, der Übertragung der Keilschriftzeichen in lateinische Buchstaben, als *Dingir* bezeichnet. Dies entspricht einer Übereinkunft, die indessen den Lautwert des sumerischen Ausdrucks nicht richtig wiedergibt. In der Mitte des Wortes müsste ein Gaumenlaut gekennzeichnet werden, was mit normalen lateinischen Buchstaben nicht möglich ist. Über die Probleme, die wegen dieser Konvention bei der Deutung des Begriffes auftreten, geht die Sumerologie mit einer anderen Konvention hinweg. Mehrheitlich hat man sich auf eine Übersetzung »Gott/Göttin/Götter« geeinigt.

Doch auch diese Konvention lässt sich nicht halten, wie Aufzeichnungen der im Euphrat-Tigris-Raum rund fünf Jahrhunderte nach der Priesterfürstin lebenden Babylonier beweisen. Prof. Deimel [8] hat aufgrund babylonischer Unterlagen schon 1925 für den umstrittenen Keilschriftbegriff die zugehörigen Zeichennamen zusammengestellt. Und dort findet man

dann unter anderem - wegen der Wortzeichen per Konvention mit lateinischen Großbuchstaben zu schreiben - DI.IN.GIR.

Das aber heißt auf Deutsch: »Die Entscheider/Gebietler mit/aus den sich bewegenden Durchschneidern/Blitzenden/Skorpionen«. Die Letzteren bezeichnen nicht nur im Sprachgebrauch der Encheduanna Flugapparate, die sich blitzend durch die Luft bewegen und diese durchschneiden. Dies passt sehr gut zu der Ableitung, dass die erwähnten Wesen als »Entscheider/Gebietler mit Flugapparaten« zu begreifen sind.

Die von uns bei der Neuübertragung gefundenen Sachaussagen könnten in geringem Umfang nicht oder nicht genauso von Encheduanna stammen, weil sich beim jahrhundertelangen Kopieren der Originaltexte Änderungen ergaben. Sicherlich könnte auch trotz größter Sorgfalt hier und da eine andere Übersetzung die von der Hohen Priesterin gewollte Übermittlung an die Nachwelt noch richtiger erfassen. Doch kann es (siehe die abschließenden Bemerkungen zum Wahrheitsgehalt der Offenbarungen) keinen Zweifel am Kern der Aussagen geben. Encheduanna selbst berichtet nämlich, wie für den oben erwähnten Großtext festgehalten, von Eingriffen einer *In.an.na* vom Firmament her in den Geschichtsablauf ihrer eigenen Zeit. Daher lassen sich unserer Auffassung nach einige Kernaussagen der Offenbarungen als Geschichtsquelle für eine Zeit vor Encheduanna formulieren, wobei wir möglichst nahe an der Diktion der Berichterstatte-rin bleiben und dies hier bei wörtlichem Zitat durch *Schrägschrift* kennzeichnen. In den in Buchform vorgelegten *Geheimen Offenbarungen* [4] kann jeder anhand des auch dort in Kursivschrift wiedergegebenen Originaltextes die Übereinstimmung überprüfen.

- In der vorgeschichtlichen Zeit landeten vor einer *zerstörerischen Flut* im Vorderen Orient intelligente menschenähnliche Wesen, die - zur Zeit der Encheduanna - als *dingir/DI.IN.GIR* = »Entscheider aus den/mit den Fluggeräten« bezeichnet wurden.
- Zu ihnen gehörte *im All* ein nicht zur Landung auf der Erde bestimmtes *Gerät*, mit dem sie mit einem kleineren *Gerät* auf- und absteigenden Verkehr abwickelten. Das *Gerät* im All hatte bei den Sumerern die Bezeichnung *Himmel*; das Verbindungs-Schwebes*chiff* umschrieben diese als das *Licht* oder den *Neben-das-Gerät-Geher*.
- Für das *Licht* wird berichtet, es habe *beim Aufstieg sogar zur Mittagszeit durch sein Leuchten mit der Sonne rivalisiert*. Das Andocken am *Himmel* erfolgte in einer Landebucht, die sich *wie eine Falle schloss*.

Die Landetruppe schuf ein Netz von Erdbasen, deren *Gebäude* später Tempel genannt wurden. Sie erhielt dabei *in der Frühzeit* tatkräftige Hilfe vom *Himmel*.

Ihre Bauwerke werden teils als *stufenförmig*, teils als *rund* beschrieben. Manche hatten oben eine *Plattform*, andere auf der Plattform kleinere Gebäude, wieder andere schlossen mit einer *Metallkuppel* ab.

Flugverkehr wurde nicht nur durch das *Licht* mit dem *Himmel* abgewickelt, sondern mit mehreren anderen, näher beschriebenen Fluggerätetypen auch rege zwischen den beschriebenen Erdbasen betrieben.

Start oder Landung erfolgten teils *nach oben mitten aus einem Bau* beziehungsweise *von oben mitten in das Gebäude*, öfters von den erwähnten *oberen Plattformen* aus, manchmal von *Rampen* am Fuß der Tempel, manchmal von einem *Seitenflügel* beziehungsweise einer *Seitenrampe*. *Kupferplatten* werden für *Rundöffnungen nach oben* beschrieben. Für Eridu, die *Stelle einer Dingir-Hinfahrstruktur*, wird ein *großes Startgerüst* erwähnt, für andere Stellen eine Art *konkave Startmulde aus gebrannten Tonsteinen*.

Zwischen den Erdbasen und mit dem *oben schwebenden Gerät* gab es Sprechfunkverbindungen.

Eine der Erdbasen diente als Flugleitstelle für den Luftraum unmittelbar über der Erde. Andere wurden als *Umkehrstellen* benutzt.

Als *Treibstoff* für den Flugverkehr wird auf der Erde insbesondere aus Kalkstein ein *Gas* erzeugt und mit einem Erdölabkömmling vermischt. Für zwei der Erdbasen werden *Ölvorräte* ausdrücklich erwähnt. Der Produktionsprozess wird physikalisch eindeutig und chemisch nachvollziehbar beschrieben.

Die Erdbasen *erhielten vom Himmel Anleitungen* für Wissens- und Machtinstrumente, in Sumer *me* genannt. Als zu diesen *me* gehörend werden von Encheduanna *Rechenapparate, Gegensprechanlagen, Abtaststrahlen, Kontrollradar, Laserkanonen, Hitzeeerzeuger* usw. beschrieben.

Im besetzten Gebiet hatten die Menschen bedingungslos zu gehorchen und zu dienen. Die oberste Menschenklasse *diente ergeben* in den Herrschaftsgebäuden als Priester.

Für die gefährvolle und gesundheitsschädliche Produktion des beschriebenen Treibgases wurden andere Menschen abkommandiert oder *gefangen und deportiert*. Dabei kam es mindestens zu einem riesigen *Explosionsunglück mit schrecklichem Feuer und*

grausiger Zerstörung, das so *gewaltig* war, dass es ins Gedächtnis der Menschen als »Hölle« einging.

Sicher ist, dass von der Erde *zum Himmel* regelmäßig *Gold* eines bestimmten Reinheitsgrades zu liefern war. Im Gegenzug wurden nach der im Raumschiff erfolgenden *Reinheitsprüfung* der Lieferstelle auf der Erde besondere *Produkte* zugeteilt, die am *Überfluss des Himmels* teilnehmen ließen und die auch *Gaben des Himmels* genannt wurden.

Gemäß dem in Tempelhymne 27 neu entdeckten Flutbericht der Encheduanna wurde eine *zerstörerische Flut* von den *Dingir* zwar bewusst herbeigeführt, aber es bleibt bei ihr letztlich offen, ob die Menschen oder nur ein Teil von ihnen lediglich bestraft oder gar vertilgt werden sollten.

Die Flut kam zumindest für den Teil der *Dingir*, die am *Ort der Gerichtssprüche* weilten, stärker oder schneller als erwartet, weshalb sie nur mit näher beschriebenen Notmaßnahmen genügend *Treibstoff* produzieren konnten, um, sich rettend, zum *Himmel* starten zu können.



Encheduanna bringt dem Dingir Nanna ein Trankopfer dar.
Alabasterscheibe (University Museum of Pennsylvania).

Die rund 200 bisher als Neuübersetzung veröffentlichten Zeilen machen mit diesen Aussagen, wie oben angedeutet, endgültig Schluss mit den Göttermärchen von Professoren. Es gab keinen »Mondgott«, sondern einen *Dingir*, der mit seinem *aufsteigenden Lichtschiff* am nächtlichen Firmament sogar den Mond überstrahlte. Was die konventionellen Wissenschaftler als »Sonnengott« bezeichnen, war ein leiblicher Sohn des vorgeannten Herrn, der mit dem gleichen *Lichtgefährt* am Tag *sogar zur Mittagszeit* der Sonne Leuchtkonkurrenz machte und selbst mit einer normalen Einwohnerin Sumers einen Sohn zeugte.

Folklore oder Einweihungswissen?

Viele Fragen stellen sich, und der erstaunte Leser könnte vermuten, die Berichte legten letztlich doch keine Fakten offen, sondern seien nur fantasievolle religiöse Folklore.

Zur Zeit der Konzeption der Texte (circa 2350-2300 v.Chr.) war das öffentliche Leben in Sumer und Akkad vom Königtum des Vaters der Berichterstatterin geprägt, der sogar - nach einem späteren Bericht zu urteilen - für sich in Anspruch genommen haben soll, irgendwie genetisch zur Nachfolge der *Dingir* zu gehören. Seine Tochter Encheduanna war aufgrund ihrer Stellung die besteingeweihte Person. Sie übte ihr Amt als oberste Repräsentantin einer Staatsreligion aus, die sich seit Menschengedenken auf vorhandene Tempel und geformte Riten stützte.

Machen wir uns in diesem Zusammenhang einmal klar: Die Realität der Tempel und des Tempeldienstes lässt sich nicht wegdenken. Wo es Tempel und Tempeldienst gab, da muss es irgendwann erste Tempelbauten und ersten Tempeldienst gegeben haben. Kein vernünftiger Mensch kann annehmen, erster Bau und erster Dienst seien in einer fernen Vorzeit gewissermaßen aus sich heraus und ohne Grund und Zweck entstanden. Am Anfang der sumerisch-akkadischen Staatsreligion müssen, so können wir schlussfolgern, eindeutig im Zusammenhang mit einem Raumschiff reale Ereignisse gestanden haben, die zu Bauwesen und Dienst führten. Von nichts kommt nichts ...

Eine im Hinblick auf Paläo-SETI-Überlegungen interessante Stelle ist Zeile 54 in Tempelbericht 4, der ein Bauteil der Erdenzentrale der *Dingir* im sumerischen Nippur beschreibt:

*Kammer des Lehens, für die Nachkommenschaft im Innern
günstig angesichts der ausgeprägten Feindlichkeit und
Dunkelheit des Alls.*

Aus dem Zusammenhang ergibt sich, dass das Raumschiff »Himmel« von den *Dingir* für die Geburt und das Heranwachsen ihrer Kinder als ungeeignet angesehen wurde, jedenfalls aber ihr ursprünglicher Herkunftsort den *Dingir* dafür nicht oder nicht mehr zur Verfügung stand. Die Frage nach dem Warum bleibt bei Encheduanna leider offen ...

Rein von der Logik her kommen vorweg folgende Möglichkeiten in Betracht, wenn in der von Encheduanna so bezeichneten fernen *Frühzeit* eine Landung in Sumer stattgefunden hat, von der wir allerdings nicht wissen, wann dies war (vor welcher *zerstörerischen Flut?*):

- Erstens kann es sich bei den *Dingir* um Reisende aus der Vergangenheit oder der Zukunft der Erde gehandelt haben, die nicht mehr an ihren Ursprungsort zurückkonnten.
- Zweitens könnten sie natürlich auch von einem anderen bewohnbaren Planeten gekommen sein. Dann wäre entweder die Reise dorthin nicht mehr möglich gewesen oder der Herkunftsort so weit entfernt, dass sich eine Stippvisite dorthin zu Zeugung, Geburt und Großwerden der Nachkommen nicht anbot.

Die weit zurückliegenden Gründe und Zwecke des Tempelwesens wurden von seiner höchsten Repräsentantin für die Nachwelt festgehalten. Alle bisher bearbeiteten Textteile sind derart aussagekräftig und in sich abgestimmt, dass ihr Inhalt vor mehr als 4300 Jahren von Encheduanna nicht erfunden worden sein kann. Zwar dürfte sie zu den Menschen mit dem umfassendsten Wissen und höchsten Intellekt ihrer Zeit gehört haben, aber man kann sich sicherlich nicht vorstellen, sie habe

- dutzendweise über Bezeichnungen von Fluggeräten und Flugapparatypen fantasiert, obwohl dergleichen in der Vorgeschichte nicht existierte,
- sich gar ein *Startgerüst* für ein *Flugding* ausgedacht, weil dieses *Lichtschiff* zu groß war, um in ein bestimmtes Gebäude von oben einfahren zu können,
- von einem Standard-P/aJ für ein *Fluggerät* durch die *ewige Nacht* des *unwirklichen Alls* zu einem *oben schwebenden Gerät* fabuliert,
- sich die Einzelheiten eines genauestens beschriebenen Herstellungsprozesses für ein Fluggerättreibgas aus den Fingern gesogen,
- die Unverfrorenheit besessen, den *Dingir*, das heißt, den Wesen, denen sie *ergeben diene*, ein Fehlurteil anzudichten, indem sie versichert, ein Teil von ihnen hätte Umfang und Schnelligkeit einer *zerstörerischen Flut* nicht richtig erkannt usw.

Zudem ermöglichen es die detaillierten Ausführungen der Berichterstatte-
rin, wichtige Begriffe zu klären, die von der Sumerologie bisher nicht
erfasst werden konnten, deren nun offengelegter glaubwürdiger Inhalt
aber die Echtheit ihrer anderen Schilderungen unterstreicht.

Zwei Fakten stehen schließlich punktuell jedem Zweifler entgegen, der
am Wahrheitsgehalt der »Offenbarungen« grundsätzlich herumrögelt und
sie in das Reich folkloristischer Glaubenserzählungen verweisen möchte.
In der Auftaktzeile der Tempelhymne 16 versichert einerseits die Autorin,
ursprünglich habe in Uruk, dem heutigen Warka im Irak, ein Großtempel
des Dingir-Herrschers *An* für *me* bestanden, für die Formgebungen, die wir
als *Dingir*-Instrumente zu Wissen und Macht bezeichnet haben. In der
darauffolgenden Zeile fährt sie fort, durch *Abbrennen* - eine Art rituelle
Entweihungszeremonie - sei daraus irgendwann *ein Hügel* entstanden,
den die Menschen ihrer Zeit gärtnerisch zu *reichem Ertrag nutzen*. Der
entsprechende Hügel wurde unter dem sogenannten »Weißen Tempel« bei
den Ausgrabungen des 20. Jahrhunderts tatsächlich entdeckt!

Die Tempelhymne 9 kommt andererseits nicht von Encheduanna, sondern
wurde *später* zugunsten eines Tempels eingeschoben, der erst unter König
Schulgi in Ur gebaut worden ist. In deren sumerischen Original tauchen
nun aber keine Wortgestaltungen auf, die technologische Bezüge aufwei-
sen. Damit liegt unserer Ansicht nach im Umkehrschluss ein Beweis vor,
dass die technologischen Aussagen *aller anderen* untersuchten Texte von
Encheduanna bewusst formuliert worden sind!

Wer unsere Meinung nicht hinnehmen will, sollte sich den Text vorneh-
men und Aussage für Aussage der Encheduanna in wissenschaftlicher
Einzelkritik ad absurdum führen ...

Zur Religionsgeschichte

Was sich bisher als »Geheime Offenbarungen« der Encheduanna heraus-
kristallisiert hat, gehört zum wichtigsten Kulturgut der Menschheit. Wir
haben den Kern des Glaubensbekenntnisses der sumerisch-akkadischen
Staatsreligion gefunden. Darin spiegeln sich Vorstellungen von einem
»Himmel« und einer »Hölle«, von einer zürnenden und strafenden Obrig-
keit, einem »Herrn im Himmel«, von »Gaben des Himmels« und »ergeben
dienenden Priestern«, die später auch in jüdischer *Bibel*, christlichem
Glauben und dem *Koran* des Islams zu finden sind.

Wer nach einer Verbindung sucht, der sei darauf verwiesen, dass sich diese

drei Religionen alle auf den Urvater Abraham beziehen. Nun war dieser Abraham aber ein Sohn von Terach, einem Priester, der etwas mehr als 200 Jahre nach Encheduanna in deren Tempel in der Stadt Ur in ihrer religiösen Nachfolge stand.

Die Brisanz des geoffenbarten Wissens sollte alle denkenden Menschen interessieren, weil lieb gewonnene Denkschemata abzuschreiben sind. Erstens werden konkret Persönlichkeiten, Orte, Fakten und Ereignisse aus der Vorzeit benannt, die unser Geschichtsdenken erschüttern. Zweitens werden - genau genommen unter Bezugnahme auf eine übermächtige Besatzungsmacht - die wahrlich brutalen und ernüchternden Hintergründe der sumerisch-akkadischen Staatsreligion aufgedeckt. Drittens werden wir technikstolzen Heute-Menschen damit schockiert, dass vor 4300 Jahren für eine damals schon lange zurückliegende Zeit Realisierungen glaubhaft mit präzisen technischen Details beschrieben werden, die in der Neuzeit in den vergangenen 100 Jahren wiedererfunden worden sind oder von denen wir bisher gar noch träumen. Viertens werden für die Sumerologie zahlreiche neue Fenster geöffnet.

Die als Buch vorgelegte Untersuchung steht unter einem Vorbehalt. Darin wird erst etwas mehr als die Hälfte des sumerischen Originaltextes dekodiert, übersetzt und kommentiert. Der Leser sei aufgrund der fortschreitenden Arbeiten aber jetzt schon versichert, dass der demnächst vorliegende zweite Teil der Untersuchung mit den restlichen Tempeltexten weitere, nicht weniger erstaunliche Erkenntnisse bringt. Diese verwischen das gewonnene große Bild nicht nur nicht, sondern zeichnen es nur klarer oder lenken die Sicht hier und da in wahrhaft erstaunliche zusätzliche Richtungen.

Die Legenden der Drachenschlangen. Mythologische, sakrale und außerirdische Deutungen

VON GOTTFRIED BONN

Von der Antike bis heute existieren in zahlreichen Kulturen Erzählungen beziehungsweise Mythen von Drachen, von schrecklich aussehenden Flugwesen: teils Schlange, teils Reptil. Für den Menschen der Gegenwart sind sie lediglich mythologische Wesen. Doch unsere Vorfahren scheinen sehr reale Erlebnisse mit diesen wundersamen Kreaturen verbunden zu haben, Erlebnisse, die möglicherweise auf die Eingriffe einer außerirdischen Intelligenz schließen lassen.

Ursprung der Drachenmythen

Im westlichen Kulturkreis ist es vor allen Dingen der in alten Rittersagen favorisierte Drachenmythos, der bis heute unser Bild vom Drachen bestimmt. Fast jeder kennt das Bild von Siegfried, dem Drachentöter, jenem Siegfried, der der Legende nach einen Drachen erlegte, sein Blut trank und daraufhin fast unverwundbar wurde.

Maßgeblich für solche Erzählungen ist das vorwiegend in unserem Kulturkreis verwendete Bild vom »bösen Drachen«. Bereits in der *Bibel* wird der Drache als Geschöpf des Teufels dargestellt beziehungsweise sogar mit dem Satan gleichgesetzt. Im Gegensatz zur westlichen Mythologie wird der Drache in fernöstlichen Kulturen jedoch als Geschöpf des Glückes angesehen. [1]

Allgemein werden dem Drachen - kulturabhängig - verschiedene Attribute zugeordnet. Eines dieser Attribute umfasst das der Energie oder des Feuers. In mittelalterlichen Legenden speit der Drache beispielsweise Feuer, um seine Angreifer zu töten. Und so könnte man die Sagen über Drachen für pure Ausgeburten der Fantasie halten, wären die Legenden

über jene Echsen oder schlangenartige Wesen nicht wellweit bei fast allen Kulturen unseres Planeten zu finden.

Wo liegt jedoch der Ursprung jener Mythen? Ist er unter anderem in für unsere Vorfahren unverstandenen Naturkatastrophen, wie etwa Vulkanausbrüchen, zu suchen? Manchmal wird der Drache in den Mythen der Völker denn auch tatsächlich als symbolische Umschreibung für Naturphänomene oder Energie verwendet. Die chinesische Mythologie spricht sogar von den Adern des Drachen, die unseren Planeten in Gestalt von Energielinien durchziehen. Da unsere antiken Vorfahren die Erde als lebendig betrachteten, lag es nahe, diese, wie jedes andere Lebewesen auch, mit Adern »auszustatten« respektive eine entsprechende sprachliche Metapher zu verwenden. [2]

Die Frage ist allerdings zu stellen: Existierten Drachen tatsächlich nur als symbolische Umschreibungen unserer Vorfahren für unverständliche Naturphänomene? Und: Sind diese Wesen wirklich nur Ausgeburten der Fantasie des antiken beziehungsweise mittelalterlichen Menschen? Oder liegt den Erzählungen über sie ein realer Kern zugrunde?

Was sahen unsere Vorfahren, als sie von Drachen schrieben? Stellte der Drache durch alle Kulturen hinweg - in etwa wie heute die UFO-Erscheinungen - ein unverstandenes Phänomen dar? Oder fußt ihre Legende möglicherweise auf Ur-Erinnerungen an einstmals tatsächlich lebende Dinosaurier? Laut der Paläontologie existierten jedoch zur Zeit der Riesenechsen auf unserem Planeten noch keine Menschen. Des Weiteren sind alle Saurier laut wissenschaftlicher Lehrmeinung durch eine bis heute nicht näher definierbare Katastrophe ausgestorben. - Wirklich alle? Oder gibt und gab es unter Umständen vereinzelte Vertreter jener Spezies, die bis in heutige Zeiten überlebt haben?

Mit jenen Fragen beschäftigt sich die sogenannte Kryptozoologie, eine Wissenschaft auf der Suche nach ausgestorbenen, möglicherweise noch lebenden Tierarten. [3] Neben äußerst umstrittenen, angeblich realen Dinosauriern, wie etwa dem »Ungeheuer von Loch Ness«, weisen zumindest einige Funde der neueren Zeit darauf hin, dass verschiedentlich Tiere, beispielsweise der in Urzeiten lebende Quastenflosser, der bis dato als ausgestorben galt, dennoch überlebten. Auch gibt es tatsächlich einen - wenn auch nicht sonderlich großen - Flugdrachen auf der Erde. Dieses Wesen, »Draco volens« genannt, ist in den tropischen Wäldern Südostasiens beheimatet und etwa 21 Zentimeter groß. Feuerspeien, wie die Drachen der Mythologie, kann der Draco volens jedoch nicht. Außerdem ist er, bedingt durch seine kleine Größe, im Gegensatz zu den Drachen der Sagen

ein harmloses Geschöpf und stellt deswegen wohl eher keine Erklärung für die Schrecken verbreitenden Flugechsen, zum Beispiel des Mittelalters, dar. [4]

Konzentrieren wir uns jedoch noch einmal auf die Form jener Wesen, die als Drachen in die Mythologie der Menschheitsgeschichte eingingen. Bei näherer Betrachtung der Beschreibung des Drachen erkennen wir, dass er in manchen Kulturen auch als Lindwurm dargestellt und sein Körper unter anderem mit dem einer Schlange verglichen wird.

Auch die Schlange, eines der giftigsten Geschöpfe des Tierreichs, hat in den unterschiedlichsten Kulturen eine mythologische Entsprechung. In der *Bibel* verkörpert sie das Böse schlechthin. Des Weiteren wird in zahlreichen mythologischen und esoterischen Schriften fernöstlicher Kulturen die Schlange mit durch den Körper fließender spiritueller Energie (Kundalini) gleichgesetzt.

Interessant ist, dass die Umschreibung der Schlange als spirituelles oder auch erschaffendes Symbol, ebenfalls wie das der Drachen, weltweit in den Sagen der Völker auftaucht. So findet sich beispielsweise bei den australischen Aborigines die Legende von der »Regenbogenschlange«, einem drachenartigen Monster, das in der Sagenwelt der australischen Ureinwohner Landschaften während der Traumzeit schuf und mitunter - so andere Erzählungen - auch Menschen verspeiste. [5]

Was brachte die Menschen der Antike dazu, Schlangen als etwas Heiliges anzusehen? War es der Respekt vor tatsächlich lebenden, gefährlichen Reptilien? Oder assoziierten sie mit der heiligen Schlange deshalb etwas Spirituelles, weil sie am Firmament Dinge sahen, die erstens für sie Ähnlichkeit mit einer Schlange hatten und zweitens äußerst beängstigend waren? Wer oder was stand also Pate für die sogenannten fliegenden Schlangen, die dann weltweit auch als Drachen in die Mythologien der Menschheit eingingen? Handelte es sich bei ihren vermeintlichen Erscheinungen um für unsere Vorfahren unverstandene, möglicherweise außerirdische Technologie, die sie mangels besseren Wissens mit für sie geläufigen Begriffen aus der Tierwelt umschrieben? Wer heutzutage Kondensstreifen von Flugzeugen am Himmel beobachtet, erkennt dabei des Öfteren ein schlangenartiges Muster jener Streifen.

Mit welchen Worten hätte wohl beispielsweise ein mittelalterlicher oder antiker Mensch jene Kondens-Schlangenlinien umschrieben, wenn ihm ein derartiger Flugkörper begegnet wäre? Er verglich das ihm unverständliche Mysterium am Firmament möglicherweise mit Wesen aus der ihm bekannten Tierwelt, eben beispielsweise mit einer Schlange.

Missverstandene Technologie?

Interessant ist, dass der Drachen- oder Schlangenkult weltweit in der Antike bei scheinbar zusammenhanglos existierenden Kulturen die seltensten Blüten trieb und sogar mit spirituellen Heilsbringern in Verbindung gebracht wurde. So findet sich beispielsweise bei der mittelamerikanischen Kultur der Maya die Legende des bärtigen Gottes Kukulkan (bei den Azteken Quetzalcoatl), der vor langer Zeit zu den Maya kam, ihnen Kultur, Ackerbau und Astronomie beibrachte und dann plötzlich mit dem Versprechen, eines Tages wiederzukommen, verschwand. Auffallend in diesem Zusammenhang ist, dass Kukulkan in der Maya-Mythologie (beziehungsweise Quetzalcoatl bei den Azteken) als gefiederte und fliegende Schlange dargestellt wurde. [6]

Im mittelamerikanischen Dschungel lebt der sogenannte Quetzalvogel, ein papageienähnliches Geschöpf mit buntem Gefieder. Doch auf ihn allein kann die Legende von Quetzalcoatl nicht zurückgehen. Eher umgekehrt scheint er aufgrund seines Flugverhaltens mit dem göttlichen Besucher in Verbindung gebracht worden zu sein, denn sein langer Federschwanz schwingt schlangengleich beim Flug durch die Luft.

Das Auftauchen des spirituellen Heilbringers durchzog das Denken und Tun der Maya in Mythos, Religion und Alltag. So sehr war das Herabkommen dieses Gottes in ihrem Weltverständnis verankert, dass sie sein Erscheinen als Lichtspiel an der Stufenpyramide von Chichen Itzá nachempfanden. Jedes Jahr zur Winter- und Sommersonnwende (21. März und 21. September) erlebt der erstaunte Besucher beim Sonnenaufgang das beeindruckende Schauspiel einer Schlange aus Licht und Schatten, die, scheinbar aus dem Himmel kommend, langsam die Stufen der Pyramide hinunterkriecht. [7] Welches Ereignis hat die Priester der Maya so beeindruckt, dass sie es wert fanden, daraus ein derart mathematisch genial ausgeklügeltes System aus Licht und Schatten zu entwerfen? Eine gewöhnliche Schlange gewiss nicht.

Noch erstaunlicher ist, dass das Symbol einer gefiederten Schlange sogar über einen Ozean getrennt im Alten Ägypten zu finden ist. Zunächst einmal ist das Symbol der Schlange als Kopfschmuck der Pharaonen nichts Ungewöhnliches. Merkwürdig ist aber, dass im Grab von Pharao Tutanchamun ebenfalls Abbildungen von gefiederten Schlangen zu sehen sind. Seien es die königlichen Armlehnen des Throns, der goldene Schrein oder die Gürtelschnalle des Pharaos: Alle diese Utensilien zeigen gefieder-

te Kobras mit zum Teil ausgebreiteten Federn. Das Ausbreiten der Federn signalisierte auf einer Gürtelschnalle des Regenten gleichzeitig die Schutzwirkung jenes mächtigen Schlangensymbols - beispielsweise bei Feldzügen des Königs. [8]



Gefiederte Schlangen gab es auch im Alten Ägypten. Hier ein Beispiel aus dem Grab Pharaos Tutanchamuns. (Foto: Fiebag)

Götterschlangen

Für die Zunft der Archäologen ist indes klar, dass die von mir genannten Kulturen sich unabhängig voneinander entwickelt haben. Kulturelle Übereinstimmungen im immerhin weltweiten Pyramidenbau oder Ähnlichkeiten bei fliegenden Schlangenwesen haben für sie allenthalben nur zufälligen Charakter. Wie so üblich in der Welt der westlichen Wissenschaft muss leider auch in der Archäologie immer wieder der große Gott Zufall herhalten. Ist es jedoch auch Zufall, dass manche Kulturen ihre Bauwerke allem Anschein nach präzise genau nach den Gestirnen ausrichteten, und ist es ebenfalls Zufall, dass auch da wieder das Symbol himmlischer, manchmal geflügelter Schlangenwesen erscheint, die dann andernorts als Drachen in die Sagen der Menschheitsgeschichte eingingen?

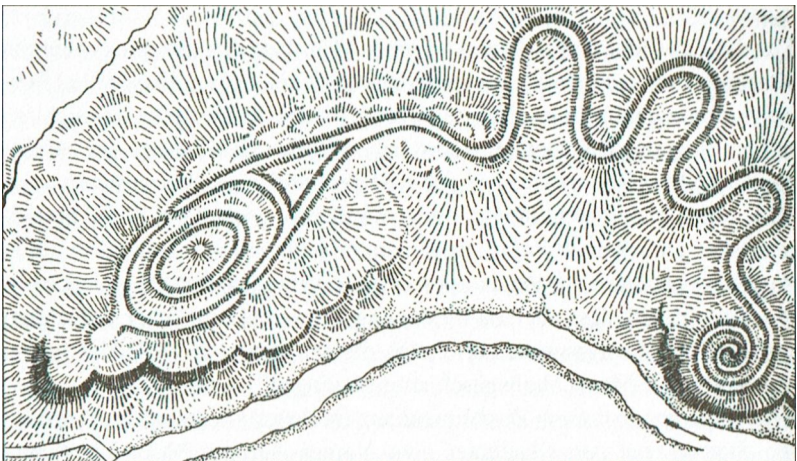
Sehr imposant in diesem Zusammenhang ist sicherlich die in den Vereinigten Staaten von Amerika unter dem Namen Serpent Mound bekannte »Schlange von Ohio«. Jenes 382 Meter lange, aus Tonerde angefertigte,

sich durch die Landschaft windende Schlangengebilde wurde höchstwahrscheinlich von den Indianern der Adena-Kultur errichtet.

Die Konstrukteure derartiger - sehr gut aus der Luft zu sehender - Tiermonumente werden in der archäologischen Fachliteratur als Mound Builders bezeichnet, wobei die Mounds selbst aus Erde zusammengesüttete Hügel darstellen. Der Lebenszeitraum der Völker, die die Mounds bauten, wird von der Archäologie auf etwa »von 1000 v. Chr. bis 1200 n. Chr.« datiert. [9] Forschungen haben ergeben, dass zahlreiche andere in Ohio aufgefundene Erdhügel als Grabstätten dienten. Bei der Schlange von Ohio erfüllte die Anlage in erster Linie eine sakrale Funktion. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass die reale Schlange ein sich häutendes Tier ist, weshalb die Schamanen der frühen Indianerstämme das Häuten symbolisch als den Kreislauf der ewig wiederkehrenden Natur oder auch als Akt der Wiedergeburt der menschlichen Seele interpretierten.

Weitergehende sakrale Zwecke der Ohio-Schlange ergeben sich ebenfalls aus den spiralförmigen Windungen der Darstellung. So stellt das spiralförmige Schwanzende, symbolisch gesehen, einen Eingang zum Totenreich dar, den der Schamane betritt und von da an bis ins Zentrum, den Kopf der Schlange, den sogenannten Serpentinweg beschreitet. [10, 111

Astronomische Ambitionen der Konstrukteure sind gleichfalls bei der Serpent-Mound-Schlange von Ohio nachzuweisen. Wie bei so vielen anderen Sakralbauten unseres Planeten konnte mit der Schlange die Tag- undnachtgleiche am 21. Juni beobachtet werden, wobei man sich dafür



Schlangehügel In Ohio. (Archiv Fiebag)

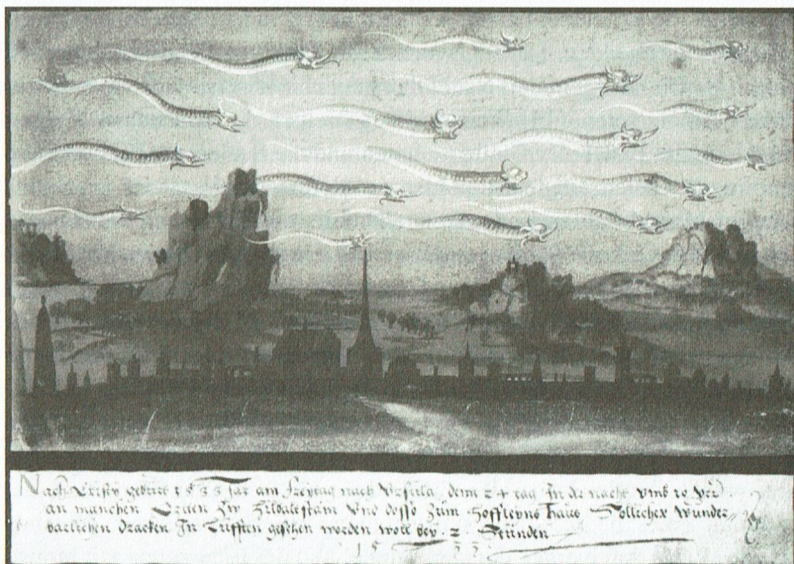
eine Linie vom Schwanzende bis hin zum Kopf der Schlange denken muss. Aufgrund der exakten Ausrichtung war es den Schamanen der Indianer möglich, am Kopf der Schlange den Sonnenuntergang zu beobachten. Die mit dem Great Serpent Mound dargestellte Schlange ist dabei - mit anderen ebenfalls in jenem Kulturkreis ausgerichteten Erdwerken - gleichzeitig ein eindrucksvoller Beweis für die astronomischen Fähigkeiten dieses Naturvolkes. [12] Eine Tatsache, die auch noch dadurch untermauert wird, dass die Great-Serpent-Mound-Schlange an bestimmten Punkten ihres Körpers, vom spiralförmigen Schwanz über die Schlingelungen bis hin zum Kopf, eine Entsprechung zum Sternbild Draco aufweist, was gleichzeitig darauf hindeutet, dass auch hier wieder ein Zusammenhang mit dem weltweiten Drachenkult besteht. [13]

Ferner wurden Schlangen auch in asiatischen Mythen als göttliche Wesen betrachtet. So existieren bei den Völkern der in Siidostasien beheimateten »Negritos« Legenden darüber, wonach die heutigen Chinesen (von den Negritos »Chinoi« genannt) Nachfahren der chinesischen Schlangengöttin »Mat Chinoi« seien. [14] Weiterhin beschreiben die asiatischen Mythen Engel, die im Bauch der Göttin wohnten und die Seelen der Verstorbenen empfangen. Gleichzeitig existiert hier ein interessanter Vergleich zur Great-Serpent-Mound-Schlange, da diese, ebenfalls wie der Bauch der chinesischen »Mat Chinoi«-Schlangengöttin, als Eingang ins Reich der Toten diene. [15]

Hier drängt sich mir unweigerlich eine Parallele zu den zahlreichen Schilderungen heutiger Menschen auf, die behaupten, angeblich durch die Insassen von UFOs entführt worden zu sein, wobei sie die Aliens in manchen Darstellungen ebenfalls wie von einem gleißenden Licht umgebene Engel beschreiben. Zahlreiche UFO-Forscher ziehen deshalb sogar auch hier wieder Vergleiche zu den Erlebnissen klinisch toter Menschen, die während eines neurologisch umstrittenen, außerkörperlichen Zustands von der Reise durch einen dunklen Tunnel und der Begegnung mit himmlisch-engelhaften Wesen berichten. [16] Auch in des großen Dichters Dante »göttlichem Inferno« schildert der Italiener die Begegnung einer menschlichen Seele mit himmlischen Engeln. Und ebenfalls in der mittelalterlichen Bilderkunst hat das spirituelle Erlebnis der Nahtoderfahrten seinen Ausdruck gefunden.

Wie bereits in früheren Abhandlungen beschrieben, halte ich es in diesem Zusammenhang durchaus für denkbar, dass außerirdische Wesen interdimensionale Geschöpfe sind, denen es möglich ist, aus anderen, für uns

unsichtbaren Realitäten Eingriffe in unsere Welt zu vollziehen und uns dabei gleichzeitig in Gestalt von Bildern aus der menschlichen Symbolwelt zu erscheinen. [17] Möglich wäre, dass bewusstseinsweiternde Erfahrungen und die Begegnung mit außerirdischen Wesen auf irgendeine, dem Menschen bis jetzt noch nicht zugängliche Weise zusammengehören. Die moderne Wissenschaft der Neurologie weiß zurzeit noch viel zu wenig über die Funktionsweise des menschlichen Bewusstseins, um endgültige Aussagen über dessen Ursprung und sein eigentliches Wesen treffen zu können. Außerirdische Intelligenzen könnten in dieser Hinsicht viel weiter entwickelt sein als wir Menschen und auch die letzten Rätsel des Bewusstseins ergründet haben. Möglicherweise finden die modernen angeblichen Entführungen durch Außerirdische aus diesem Grund wohl gleichzeitig in einem Zustand höheren Bewusstseins statt.



Was sahen die Einwohner von Hiltpolstein (Bayern) im Jahr 1533 zwei Stunden lang über den Himmel fliegen? Wundersame Drachen oder unbekannte Flugobjekte? Wunderzeichenbuch, 16. Jahrhundert).

Auch der steinzeitliche und antike Mensch erlebte wahrscheinlich häufig Eingriffe nicht-irdischer Wesen, die von ihm als Götter verstanden wurden. Vielleicht waren es gerade die besonders sensitiven Menschen, wie etwa Schamanen, die von den fremden Besuchern zur Kontaktaufnahme er-

wählt wurden. Letztlich fand jedoch der eigentliche Kontakt zu den himmlischen Wesen möglicherweise nicht auf einer materiellen Ebene, sondern in einem interdimensionalen, bewusstseinsweiternden Zustand statt. Darüber hinausgehend wäre es nach meinem Dafürhalten durchaus möglich, dass wir Menschen in einer Art vernetztem Universum leben, wo alles mit allem verbunden ist und außerirdische Intelligenzen den Menschen vielleicht unter anderem mittels telepathischer Fähigkeiten - oder sogar über dessen Träume - kontaktieren. Hightech und paranormale Fähigkeiten gehen bei außerirdischen Intelligenzen vielleicht eine perfekte Symbiose ein und sind für den Beobachter einer unterentwickelten Kultur von Magie nicht mehr zu unterscheiden.

Astronomische Rätsel

Spätestens hier schließt sich der Kreis auch zu den spirituellen und astronomischen Erkenntnissen unserer Vorfahren, die diese in die Konstruktion sakraler Erdwerke oder Gebäude verschlüsselten. Da die Götter von den Sternen kamen, was lag näher, als die sakrale Architektur sogar direkt nach den Gestirnen und Sternbildern auszurichten, und zwar in Korrelation unter anderem zu den Symbolen, die die Menschen bei ihrer Begegnung mit für sie unverständlichen Wesen sahen? Die Schlange ist eines jener himmlischen Zeichen, und es mag nicht weiter verwundern, dass der Altertumsforscher Graham Hancock, vielen bekannt aufgrund seiner in ägyptologischen Kreisen äußerst umstrittenen Thesen bezüglich der Ausrichtung der ägyptischen Pyramiden nach den Gürtelsternen des Orion, nun sogar Indizien für eine Ausrichtung der kambodschanischen Anlagen von Angkor nach den Sternen fand.

Verblüffenderweise sind nämlich auch jene monumentalen Sakraltempelanlagen, angefangen bei der bekanntesten, Angkor Wat, über Angkor Thom, Banteay Thom, Preah Khan, Ta Keo, Tha Prohm, Banteay Kdey bis hin zum Tempel von East Mebon, nach den Gestirnen des Sternzeichens Draco (= Drachen) ausgerichtet, also wieder der uns bereits bekannten Himmelschlange.

Hancock machte sich die Mühe, diese Ausrichtung exakt mit dem Astronomieprogramm eines Computers zurückzurechnen. Angelangt bei den verschiedenen Daten der Bauphasen (erstmalig durch König Indravarman I., 877-889), die die Archäologie normalerweise für den Beginn der sakralen Anlagen von Angkor zugrunde legt [18], stimmt die mithilfe der Präzession zurückgerechnete Korrelation der Angkor-Tempel mit dem

Sternbild Draco nicht Überein. Geht man laut Hancock jedoch noch weiter in die Vergangenheit, nämlich bis ins Jahr 10 500 v. Chr., dann funktioniert plötzlich die Ausrichtung der Anlage von Angkor mit dem Sternbild des Drachens. Da die Entstehung der Anlagen von Angkor, laut den bisherigen Erkenntnissen der Archäologie, nicht bis ins Jahr 10500 v.Chr. zurückreicht, erscheint eine Korrelation der zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht existierenden Gebäude mit den Gestirnen geradezu unglaublich. [19] Verblüffend ist auch, dass die Bauherren von Angkor neben anderen Göttern denn auch tatsächlich giftige Schlangen verehrten, die sie auf zahlreichen an den Tempeln angebrachten Reliefs verewigten. [20, 21]

Wenn Angkors Tempel 10500 v.Chr. noch nicht existierten, war dann möglicherweise die Idee der mit den Gebäuden korrelierenden Sterne zu diesem Zeitpunkt bereits geboren? Laut Graham Hancock funktioniert ebenfalls die Ausrichtung der ägyptischen Pyramiden von Gizeh nach den Sternen des Orion erst bei einer Rückrechnung der Sternkonstellationen mithilfe eines Computers bis ins Jahr 10 500 v. Chr. Was geschah in jenem ominösen Jahr 10500 v. Chr.?

War dies der Zeitpunkt, an dem laut zahlreichen Mythologien der Völker weltweit die Götter vom Himmel auf die Erde kamen? Erschienen diese Götter unseren Vorfahren mit für sie unverständlichen Feuerschiffen? Möglicherweise war das Donnern und Getöse der Triebwerke außerirdischer Raumschiffe für unsere Vorfahren so beängstigend, dass sie es mit Attributen aus der Tierwelt umschrieben, und so entstand vielleicht aus unverständlicher Hochtechnologie das Bild des geflügelten, feuerspeienden Drachens. Die aus ihnen hervorgekommenen Wesen wurden als Götter betrachtet und verehrt. Die Ähnlichkeit der himmlischen Feuerschiffe mit Schlangen veranlasste unsere steinzeitlichen und antiken Vorfahren vielleicht dazu, in Schlangen etwas Heiliges zu sehen. So übertrugen sie, wie etwa in Ohio, die himmlische Schlange auf die Erde oder richteten ihre Bauwerke wie in Angkor nach den Gestirnen des Sternbildes Draco aus.

Alternativ gesehen könnten laut Graham Hancock jene Götter jedoch auch Überlebende des untergegangenen Atlantis sein. Diese verteilten sich weltweit über den Globus und errichteten zum Zweck der Erhaltung ihrer Kultur gigantische sakrale Gebäude nach den Sternen. Dies würde auch die Ähnlichkeit zahlreicher Kulturen, beispielsweise im globalen Pyramidenbau, erklären. Gleichzeitig huldigten unsere Vorfahren einem sakralen Sternenkult, in dem die Seelen der Verstorbenen eins mit den Sternen des Himmels oder sogar zu ihnen selbst wurden. Graham Hancock fand bei

seinen Recherchen weltweit und auch bei den Völkern des antiken Mittelamerikas Indizien für eine derartige Sternenreligion und damit einhergehend Hinweise auf eine global existierende, möglicherweise durch einen Kometeneinschlag ausgelöschte, bereits in der Steinzeit existierende Hochkultur. [22] Sakrale Anlagen, wie beispielsweise Angkor in Kambodscha, die gigantischen Pyramiden von Gizeh, Stonehenge oder die ebenfalls riesigen Monumente der mittelamerikanischen Kulturen, sind somit letzte Zeugen des in Geometrie und Stein verewigten astronomischen und sakralen Sternenwissens einer bereits lange untergegangenen Zivilisation, deren Götter möglicherweise von fernen Planeten kamen.

Hightech im antiken Kampuchea

»Herausragende Beachtung verdient die Geschichte über die Tempel von Angkor. Nahezu alle Elemente des Mythos lassen zwingend an eine - möglicherweise außerirdische - technische Hintergrundrealität der Ereignisse denken. [...] Wenn wir >Götter< mit Außerirdischen assoziieren, haben diese nicht die grandiose Tempelanlage in Kampuchea erbaut. Aber vieles deutet daraufhin, dass sie die Ideengeber waren, die Initiatoren und Lehrmeister des frühen asiatischen Homo sapiens. Die historische Wahrheit könnte weit seltsamer, weit fantastischer sein als Fiktion. Und wer weiß, was unter den Gebäuden der asiatischen Tempel noch verborgen liegt, vor allem wenn wir bedenken, dass alte Völker ihre Städte und Tempel oft auf den Ruinen vergangener Heiligtümer erbauten.«

Rudolf Eckhardt

Chinas Himmelsdrachen. Ursprung eines Mythenmotivs

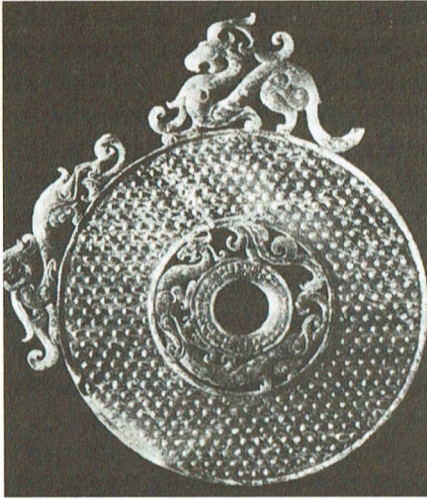
VON FREDERICK DODSON

Waren die Drachen der Mythologie in Wahrheit Flugzeuge oder Raumschiffe? So sehr etablierte Wissenschaftler diese Deutung auch ablehnen, wird sie doch verständlich angesichts der Beschreibungen und Merkmale der chinesischen Drachen, bei denen es sich ursprünglich offenbar um *runde, fliegende, metallische, feuerspeiende Objekte* handelte statt um furchterregende Monster. Metallische Objekte? Das würde passen zu mythologischen Aussagen wie *golden, silbern, bronze- und kupferfarbig und glänzend*. Sie leuchteten im Dunkeln, flogen, landeten und flogen erneut auf, konnten sich sogar unterhalb der Wasseroberfläche fortbewegen und - am wichtigsten - transportierten Wesen oder Götter in ihren »Bäuchen«. Götter landeten mit ihnen und spazierten um sie herum.

Drachen - ursprünglich scheibenförmig?

Als ich mich näher mit den chinesischen Drachen befasste, machte ich eine merkwürdige Entdeckung. Laut einigen Akademikern wurden diese ursprünglich nicht als stilisierte Schlangen dargestellt, sondern ring- und scheibenförmig. Eine dieser frühen - neolithischen - Formen war der sogenannte »Schweinedrachen« oder »Zhulong«, eine »ringartige Kreatur«, deren »Kopf« an den eines Schweines erinnert. Das Zeichen für »Drache« in den ältesten chinesischen Schriften hat eine ähnlich ringförmige Struktur, so wie auch spätere Jadedrachen-Amulette der Shang-Periode. 111

Die Bezeichnung »Schweinedrachen« für diese Frühform ist meiner Meinung nach ein eher unglücklich gewählter Ausdruck, der ebenso unsinnig ist wie viele andere moderne Wortschöpfungen, die voreingenommen uralte Darstellungsmotive umschreiben. Frühe »Schweinedrachen« sind dick und untersetzt, während spätere Beispiele einen graziösen schlangen-



Bi-Scheiben, uralte Symbole der Verbindung von Himmel und Erde und Vorläufer der chinesischen Drachendarstellungen. (Archiv Ermel)

ähnlichen Körper aufweisen. [2] Das bedeutet, dass sich bei den Darstellungen von »Drachen« dieser Ring später öffnete und das Objekt sich allmählich in die Form einer Schlange verwandelte.

Die Tatsache, dass sich das Motiv eines ring- oder scheibenförmigen Objektes im Laufe der Zeit in einen graziösen schlangenähnlichen Körper verwandelte, ist sehr interessant. Es bedeutet, dass fliegende Drachen ursprünglich fliegende Scheiben waren.

All diese steinzeitlichen Drachendarstellungen haben so gar nichts mit dem zu tun, was uns

Disney-Filme, Computerspiele und Cartoons als Drachen weismachen. Etablierte Forscher sehen im Drachenmotiv lieber »fiktive Mythen«, die auf einer angeborenen Angst vor Schlangen basieren, anstatt für möglich zu halten, dass wir es mit Erinnerungen an fliegende Objekte zu tun haben könnten. Solche Kommentare sind ignorant angesichts der Tatsache, dass das Motiv erst viel später Ähnlichkeit mit einer Schlange aufwies.

Der Begriff »Zhulong« erschien erstmals schriftlich in den Texten der Han-Dynastie im 3. Jahrhundert v. Chr. und beschrieb die damals bereits jahrtausendealten Steinfiguren. Der Wortteil »Zhu« bedeutet »Fackel, Kerze, scheinen, illuminieren, aufleuchten«. [3] Für mich, der ich nicht vertraut genug bin mit der chinesischen Sprache, bleibt es ein Rätsel, wie etwas, das ursprünglich als »leuchtender Drache« bezeichnet wurde, zu einem »Schweinedrachen« werden konnte.

Flugapparate der Götter

Beim Konsultieren einer Internet-Enzyklopädie fand ich folgende Definition für »Drachen«: Er ist

»eine legendäre Kreatur mit schlangenartigen oder reptilischen Merk-

malen, vorkommend in den Mythen vieler Kulturen. Die am meisten beschriebenen Drachen sind die europäischen Drachen, herstammend aus verschiedenen europäischen Volksüberlieferungen, und die damit unverwandten orientalischen Drachen, herrührend vom chinesischen Drachen (long).« [3]

Diese auf den ersten Blick simple Definition enthält mehrere Schwachstellen. Weshalb soll der chinesische Drache »unverwandt« sein mit den europäischen Drachen? Wer sagt das? Wir wissen, dass fliegende Schlangen und Drachen in jeder alten Kultur vorkommen, trotzdem heißt es in der etablierten Lehrmeinung, dass sie unverwandt *und* fiktiv seien. Dass so gut wie jede Kultur ihren Ursprung auf fliegende »Wesen« zurückführt, scheint dabei übersehen zu werden.

Wann aber wurden aus diesen runden Scheiben grüne, rotäugige und feuerspeiende Ungeheuer? Selbst der westliche Ursprung des Wortes enthält bemerkenswerte Hinweise: »... vom griechischen >drakon<, >Schlange von großer Gestalt, Python, Drache< ... zu >derkomai<, >mit Blitzen oder Schimmer ausgestattet« [1]. Blitze oder Schimmer? Das stimmt gut überein mit den chinesischen Quellen. Es passt auch viel besser zu »Drachen« als Fahrzeuge der Götter als auf die Götter selbst. Das indische *Mahabharata* erwähnt oftmals »Nagas« (fliegende Schlangen), die hier nicht als Götter geschildert werden, sondern die Götter als auf ihnen »reitend«. Warum aber stellten sich alte Kulturen universell diese »Fahrzeuge der Götter« als reptilische Wesen vor?

Werfen wir einen Blick auf die alte chinesische Siegelform für »Drachen«. Heute wird dieser Buchstabe im Mandarin-Chinesisch »long« ausgesprochen und im Englischen mit »Drachen« übersetzt. Der moderne Buchstabe hat sich inzwischen gewandelt. Schaut man sich den Originalbuchstaben an, so ähnelt er einer Person neben einem vage aerodynamischen Gerät. Dabei denkt man nicht automatisch an ein Schlangenmonster. Die »Schuppen« an der Seite könnten einfach Brenndüsen sein. Ein anderer interessanter Lexikoneintrag lautet: »Auf seinem Kopf hat er einen Gegenstand wie einen breiten Höcker (eine große Beule), genannt >chimu<. Wenn ein Drachen keinen chimu hat, kann er nicht in den Himmel aufsteigen.« [4]

Alte chinesische Texte bieten interessante Details über »Drachen«. »Er kann zwischen den Wolken fliegen oder sich unter Wasser verbergen« (Guan Zhong, 6. Jahrhundert v. Chr.). »Er kann Wolken formen, sich in Wasser oder Feuer verwandeln, kann unsichtbar werden oder im Dunkeln

leuchten«, kann im *Shuowen Jiezi*, dem ersten Schriftzeichenlexikon der chinesischen Schrift, circa 100 v. Chr. entstanden, nachgelesen werden. Am Ende seiner Regentschaft soll der erste legendäre Herrscher Huang Di mit seinem Drachen in den Himmel aufgefahren sein. Da die Chinesen Huang Di als ihren Vorfahren betrachten, bezeichnen sie sich selbst oftmals als »Nachkommen des Drachens«. Diese Legende erklärt auch den Gebrauch des chinesischen Drachens als Symbol für imperiale Macht. [4]

Die Chinesen kennen viele verschiedene Typen von »Drachen«. Die Beschreibungen passen eher auf eine Flotte von Flugapparaten als auf eine Gruppe von Monstern. Hier ein paar Beispiele der zahlreichen »longs«:

- Tialong: »Himmelsdrachen« oder »Sternendrachen«, ein Drachen, der Wagen der Götter zieht und himmlische Orte bewacht,
- Shenlong: »Götterdrachen«,
- Fucalong: »Drachen der verborgenen Schätze«, in Verbindung stehend mit dem Fliegen, Vulkanen und der Unterwelt, wo er Schätze verberge,
- Dilong: »Erddrachen« (das Gegenteil also von Himmelsdrachen), in Verbindung stehend mit Flüssen, Seen und Meeren,
- Yinglong: »Kommunikationsdrachen«,
- Panlong: Ringförmiger Drachen,
- Jialong: Schuppiger Drachen,
- Huanglong: »Gelber Drachen«, das Fahrzeug des Herrschers,
- Feilong: »Fliegender Drachen«, in Verbindung stehend mit dem Fliegen im Himmel und in den Wolken,
- Qinglong: »Himmelblauer Drachen«, in Verbindung stehend mit verschiedenen »mythologischen Kreaturen«,
- Qilong: ein Drachen, mal mit und mal ohne Hörner,
- Longwang: »Drachenkönig«,
- Hong: »Regenbogenschlange«,
- Teng: Fliegender Drachen ohne Beine. [1]

Es gibt zahlreiche weitere Typen, zu viele, um sie hier alle aufzulisten. Das alles soll auf der angeborenen Angst vor Schlangen basieren? Lächerlich! Eher vorstellbar ist, dass all diese Berichte über Drachen rund um den Globus auf eine uralte Realität zurückgehen, die schon lange in Vergessenheit geraten ist. Die ursprüngliche Bedeutung der Wörter wurde in Laufe der Zeit weitgehend stilisiert und mythologisiert.

Huang Di und sein Drachen

Huang Di (2697-2598 v. Chr.), der »Gelbe Kaiser«, gilt als der erste mythische Herrscher Chinas und als Vorfahre aller Chinesen. Schon seit langer Zeit haben Gelehrte darüber gestritten, ob Huang Di eine reale Person oder nur eine mythologische, ein Gottkönig, ein »Sohn des Himmels« oder ein Halbgott gewesen sei. Viele alte Berichte sagen über ihn, er sei im Besitz von seltsamen mechanischen Geräten gewesen.

Eines dieser Objekte war sein »Tripod« (Dreibein). Es soll vier Meter hoch gewesen sein und »mit hundertfacher Energie im Innern angefüllt«; auch habe es »merkwürdige Geräusche« erzeugt. In den Überlieferungen ähnelt der Tripod einem »durch die Wolken fliegenden Drachen«. Sein Landeplatz lag auf dem Summit Lake Mountain (aufgrund der Legenden einer der wichtigsten Berge Chinas), und er verkehrte mit dem Syuan-Yuan-Stern (Regulus). Von diesem Stern soll Huang Di stammen. Der Tripod konnte Daten sammeln und habe das Leben und die Zeiten des Huang Di aufgezeichnet. Somit wird Huang Dis »Drachen« nicht als mythisches Monster beschrieben, sondern als ein Gerät, das zu den Sternen fliegen konnte, dem Transport diene und mehr als 3000 Jahre alt sei. [5]

Die Biografie des Huang Di besagt, dass Changhuan, sein Drachen, eine extreme Entfernung an nur einem Tag zurücklegen konnte und dass eine Person, die auf ihm »reitet«, 2000 Jahre alt werden könne. [5] Haben wir es hier mit einem Hinweis auf Zeitdilatation zu tun? Das wäre sensationell!

Asiens Drachen

Die meiste Zeit wurden Drachen in China als heilig verehrt. So ist es noch heute. Folgende Merkmale in chinesischen Überlieferungen zeigen, dass man in späteren Zeiten die Flugapparate und die damit Fliegenden durcheinanderwarf:

- Drachen haben mit Menschen zu tun und können Nachkommen zeugen.
- Drachen können große Gewichte heben oder halten.
- Drachen lieben Musik und Literatur.
- Drachen können sehr schnell Biegen.
- Drachen können ihre Feinde vernichten.
- Drachen können sehr laut und geräuschvoll sein.

Werfen wir einen Blick auf die Drachenmythen der Länder rund um China. Wenn wir davon ausgehen, dass diese Überlieferungen denselben Ursprung haben, können sie uns sicher weitere wertvolle Hinweise geben.

In Bhutan lautet das Wort für »Donnerdrachen« »Druk«, was interessanterweise eher unserem Wort Drachen ähnelt als dem chinesischen »long«. In seiner eigenen Sprache heißt Bhutan »Druk Yul« (Land des Drachen), und die Regenten heißen »Druk Gyalpo«, Drachenkönige. Donnerdrachen aber heißen das Objekt, weil seine Stimme wie Donner grolle.

In Japan lautet das älteste Wort für Drachen »Tatsu«, ein anderes Wort lautet »Ryu«. In alten japanischen Überlieferungen flogen die Drachen zwar ebenfalls, doch hier werden sie viel öfter geschildert als in das Wasser hineintauchend. Der erste Herrscher Japans, der Halbgott Jimmu, soll von der Göttin Toyotame-hime abstammen, die mit dem Drachengott Ryujin vermählt war. Auch hier haben wir also einen Ländergründer, der von einem Drachen abstammen will. Der »Tatsu« wird beschrieben als fähig, seine Gestalt zu wandeln oder sich in Luft aufzulösen.



*Eine lebendige Legende: der tanzende Drache des Sensō-ji-Tempels in Tokio.
(Foto: Pussel)*

Die koreanischen Drachen sind ebenso flugfähig, werden aber - wie die japanischen Drachen - oft beschrieben als eintauchend in Gewässer und wohnend in den Ozeanen. Möglicherweise fehlt dieser Hinweis in chinesi-

schen Mythen, weil China so groß ist, dass es mehr Landmasse gibt als Ozean, in den Drachen hineintauchen können, während Japan und Korea von Wasser umgeben sind. Koreanische Überlieferungen beschreiben die Drachen als sprechend und kommunizierend - miteinander und mit den an Land lebenden Menschen. Hier sind Drachen auf Darstellungen oftmals zu sehen, wie sie eine Kugel tragen, die bekannt ist als Yuh-Ji-Joo. Von dieser Kugel heißt es, dass derjenige, der sie besitze, alles erschaffen könne, was er wolle - eine deutliche Parallele zum wunscherfüllenden Edelstein Cintamani der Hindu-Literatur und zu den unzähligen Wunschergegenständen weltweiter Überlieferungen.

Es würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen, wollte ich alle Beispiele und Informationen allein über chinesische und asiatische Drachen vortragen. Diese Arbeit aber möge als Anregung dienen, weiterführende Studien zu betreiben.

Rätselhafte Steinzeit in China

Könnte die chinesische Bi-Scheibe ein Vorläufer für den anfangs ring- oder scheibenförmig dargestellten Drachen sein?

Bei der sogenannten Bi-Scheibe handelt es sich um flache Scheiben mit einer Öffnung in der Mitte, meist aus Jade hergestellt. Es gibt sie mit einem Durchmesser von einem bis zu über 30 Zentimetern. Die chronologische Datierung der Bi-Scheiben ist recht schwierig, da der Kontext dieser Artefakte noch relativ wenig erforscht ist. Fest steht bisher nur, dass es sich um die ältesten chinesischen Artefakte überhaupt handelt.

Die frühesten Beispiele stammen aus dem Neolithikum, einer Zeit, in der urplötzlich hochstehende Kulturen auftauchten, darunter die Hongshan- und die Liangzhu-Kultur. Ab etwa 5000 v. Chr. begannen die Steinzeitmenschen damit, arbeitsaufwendige Pyramiden, Plattformen, Kultstätten und Tempel zu errichten, Bronze zu gießen und Ackerbau mit gut entwickelter Bewässerung zu betreiben. Diese Kulturen hatten eine hoch entwickelte Handwerksindustrie und eine Schrift. Aus dieser Zeit stammen die ersten »Zeremonialobjekte« und die ersten Darstellungen von »Drachen«. Chinesische Archäologen beginnen zu ahnen, dass in dieser Zeit etwas Außergewöhnliches geschehen sein muss, das diese Kultursprünge erklären könnte. Aus dieser Zeit stammen auch die ersten Bi-Scheiben. Sie waren nur

spärlich oder gar nicht verziert; ihre ursprüngliche Bedeutung oder Funktion ist bis heute unbekannt. Erst spätere chinesische Texte deuten an, dass sie als Grabbeigaben die Toten in den Himmel geleiten sollten. In späteren Perioden wurden diese Scheiben mit Wolken und Drachen verziert, manchmal mit Göttergesichtern.

Während der Zhou-Dynastie (ab 1045 v. Chr.) galt die Bi-Scheibe als Statussymbol und Verbindung zwischen Himmel und Erde. Der Verfasser des *Zhou Li (Die Riten der Zhou)*, geschrieben gegen Ende der Zhou-Dynastie, überliefert, dass die Bi-Scheiben in uralten Riten als Himmelssymbol dienten, zusammen mit dem quadratischen »cong«, dem Symbol für die Erde. Noch später wurden die Bi-Scheiben immer aufwendiger und fantasievoller verziert, meist aber mit einem Drachen auf der Oberfläche der Scheibe oder auf deren Rand.

Wenn Drachen anfangs Scheiben- oder ringförmig dargestellt wurden, die Bi-Scheiben gleichzeitig mit Drachenabbildungen auftauchten - in einer Zeit, in der mehrere Hochkulturen wie aus dem Nichts entstanden - und die Überlieferungen von Göttern berichten, die vom Himmel auf die Erde kamen und mit »Drachen« zwischen Himmel und Erde verkehrten, ist es naheliegend zu spekulieren, ob Bi-Scheibe und »Drachen« möglicherweise dasselbe bedeuten: Flugobjekte außerirdischer Wesen.

Quellen:

Zhou Ying, *The Dawn of the Oriental Civilization*. Beijing 2007

Teng Shu-P'ing: »The Original Significance of Bi discs«. In: *Journal of East Asian Archaeology*, Vol. 2, Nr. 1 -2, 2000

VII.

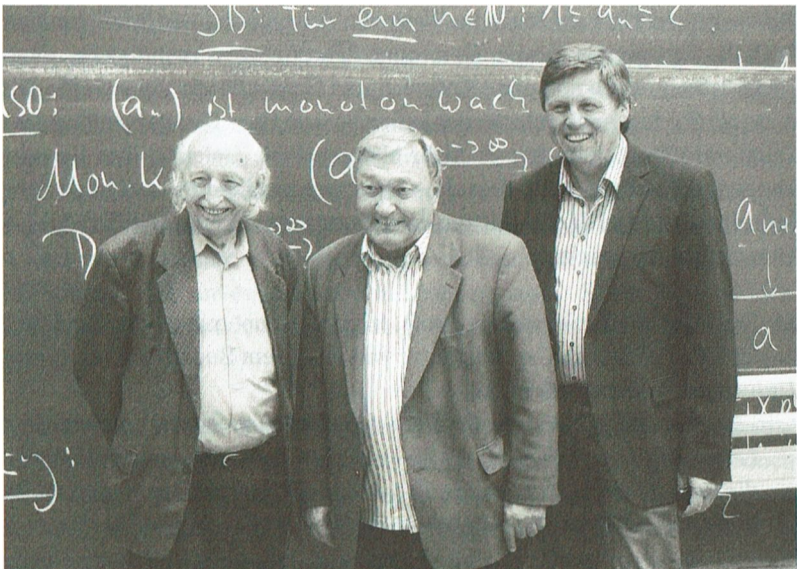
Außerirdisches Leben

Panspermia

VON DR. H. C. ERICH VON DÄNIKEN

Jahr für Jahr halte ich Vorträge in vielen Ländern der Welt und vor vielen Institutionen und Gremien. So auch an der Technischen Hochschule in München, Abteilung Raumfahrttechnologie. Im Auditorium Maximum hörten mir einige hundert Studenten, viele Ingenieure und etliche Professoren zu. Darunter Prof. Dr. Harry Ruppe, der Begründer des Lehrstuhls, und sein Nachfolger, der deutsche Astronaut Prof. Dr. Ulrich Walter. In der anschließenden Diskussion kam das übliche Killerargument auf den Tisch: Außerirdische seien niemals menschenähnlich, in den Tiefen des Alls gehe die Evolution ganz andere Wege.

Stimmt grundsätzlich - und kann trotzdem falsch sein. Meine Fantasie reicht aus, um mir intelligente Krokodile, intelligente Heuschrecken-



Neugierig auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: Prof. Harry O. Ruppe, Erich von Däniken und Wissenschaftsastronaut Prof. Ulrich Walter. (Archiv von Däniken)

schwärme, intelligente Pilzarten und meinetwegen auch intelligente Bäume vorzustellen. Und dennoch kann es im Universum von Humanoiden (menschenähnlichen) Lebensformen wimmeln. Der Widerspruch löst sich durch das Zauberwort PANSPERMIA.

Die Grundidee zu Panspermia stammt vom schwedischen Nobelpreisträger Savante Arrhenius (1859-1927). Arrhenius amtierte als Professor für Physik an der Universität Stockholm und dachte seiner Zeit weit voraus. Irgendwo im Universum - so Arrhenius - entwickelte sich die erste, intelligente Lebensform. Die Frage, wie es zu dieser Lebensform kam, ist so wenig beantwortbar wie die Frage nach dem Beginn eines Kreises. (Was war zuerst, das Huhn oder das Ei?) Diese erste Intelligenz - nennen wir sie »Nummer eins« - hatte ein großes Interesse daran, ihre eigene Lebensform im Universum auszubreiten. Gründe dafür gibt es unzählige. Ähnlich wie Viren infiziert »Nummer eins« einen Sektor ihrer Galaxie mit Trillionen von Lebensbausteinen der eigenen Art. Dabei weiß »Nummer eins« selbstverständlich, dass der größte Teil dieser Lebensbausteine (DNS) irgendwo in Sonnen verglüht, auf völlig ungeeigneten Planeten herniederregnet oder von Ewigkeit zu Ewigkeit wie kosmischer Staub durch das Universum zieht. Doch ein Bruchteil der Bausteine wird auf ähnlichen Planeten anlanden wie dem von »Nummer eins«. Und jetzt erst beginnt die Evolution. Panspermia erklärt auf logische Weise die Ausbreitung der Intelligenz im Weltall. Panspermia funktioniert ohne Überlichtgeschwindigkeit, ohne Raumkrümmungen und ohne Kolonien und Generationenraumschiffe. Ich hatte als Student noch gelernt, das Leben sei aus einer Ursuppe entstanden. Dann veröffentlichten immer mehr blitzgescheite Gelehrte ihre Berechnungen und wiesen nach, dass die »Ursuppengeschichte« unzählige Fehler beinhaltete und den Zufall zur Entstehung eines Proteins (= Eiweiß) ins Unmögliche strapazierte.

Sir Fred Hoyle, jahrzehntelang Professor für Astronomie und Astrophysik an der Universität von Cambridge, vertritt in seinem Buch *Das intelligente Universum* folgende Meinung:

»Auf der Erde hat es das Stadium der >Heimarbeit< nie gegeben. Das Leben existierte schon bis zu einem hohen Informationsgehalt, bevor die Erde überhaupt entstand. Als wir das Leben empfangen, waren alle biologischen Grundfragen schon gelöst.«

Die Unmöglichkeit, weshalb ETs menschenähnlich sein können, ist mit Panspermia möglich. Wir sind Ableger eines anderen Systems. Dies wider-

spricht der Evolution nicht, schließlich existieren auf der Erde Millionen unterschiedlicher Lebensformen, und wir selbst sind ein Produkt der Evolution. Doch auf dem Wege zur technologischen Intelligenz kennt die Evolution zwingende Formen. Nur »Produkte« mit ganz bestimmten schöpferischen und handwerklichen Qualitäten kommen weiter. (Delphine - beispielsweise - mögen noch so intelligent sein, doch um eine Antenne zu bauen, *müssen* sie Metalle schmieden, um Metalle zu schmieden, *müssen* sie Feuer machen, um Feuer zu machen, *müssen* sie aus dem Wasser etc.)

Im *Journal of Cosmology* vertritt Prof. Dr. Michael Mautner (*Virginia Commonwealth University*, Richmond, USA) die Ansicht, es sei des Menschen erste Pflicht, den Fortbestand unserer Lebensart zu sichern. Mautner schlägt vor, eine »gelenkte Panspermia« in Angriff zu nehmen. Wir könnten mikroskopisch kleine Kapseln mit unseren eigenen Lebensbausteinen ins All schießen und damit geeignete Planeten infizieren.

Weshalb »gelenkte Panspermia«? Mautner möchte vermeiden, dass unsere Mikrokapseln auf Planeten niederregnen, auf denen sich bereits eigenes Leben entwickelte. Die Ethik verbiete es, Leben mit fremdem, genetischem Material zu infizieren. Außerdem könnten unsere Lebensbausteine alteingesessene Kreaturen auslöschen. Es sollten - so Prof. Mautner - »nur jungfräuliche Welten ausgewählt werden«.

Und woher sollen wir wissen, ob irgendwelche Planeten, Lichtjahre von uns entfernt, nicht schon mikroskopische Lebensformen hervorbrachten? Ethische Denkweisen mögen wohl rücksichtsvoll sein - aber sinnlos. Unsere Erde wird tagtäglich von kosmischem Staub bombardiert, darunter könnten sich auch außerirdische Viren befinden. Eine technologisch fortgeschrittene Gesellschaft wird damit fertigwerden müssen. Und den primitiven Bakterien auf einem jungen Planeten würden unsere Lebensbausteine - wenn sie überhaupt ins System eingeschleust werden - einige hundert Millionen Jahre an evolutionärem Spiel ersparen. Schließlich würden *unsere* Lebensbausteine auf ungeeigneten Planeten ohnehin zugrunde gehen.

Noch bis vor 25 Jahren vertraten unsere Astronomen die Ansicht, statistisch betrachtet müsste es eigentlich außerirdisches Leben geben - doch die Wahrscheinlichkeit für technologisch fortgeschrittene Lebensformen sei höchst unwahrscheinlich. Schließlich habe nur die Erde das Glück, in einer idealen Distanz um die Sonne zu kreisen. Nicht zu heiß und nicht zu kalt. Inzwischen sind dort draußen viele hundert Exoplaneten entdeckt worden, und die Zahl steigt tagtäglich. Darunter einige mit erdähnlichen

Bedingungen. Das war auch jenen ETs bekannt, die vor Jahrmillionen mit ihrem Spiel der Panspermia begannen. Die wussten sehr genau, welche Planeten für ihre »gelenkte Panspermia« überhaupt infrage kamen. Der Rest entwickelte sich durch die Evolution. Aber nicht irgendwie ins Blaue hinaus, sondern in zwingenden Formen. Die gesamte Information, die Zielrichtung, war bereits in der genetischen Botschaft der ETs enthalten. Nichts anderes verkünden die alten Menschheitsüberlieferungen, inklusive der *Bibel*: Die Götter schufen die Menschen nach ihrem Ebenbild. [Aus dem Samen einer deutschen Eiche wird wieder eine Eiche. Die gesamte Erbinformation ist im Samen enthalten, auch wenn leichte Veränderungen (= Mutationen) möglich sind.]

Weil die »Nummer eins« wusste, in welchen Systemen überhaupt Planeten ihre Sonnen innerhalb der Lebenszone umkreisten, war ihr späterer Besuch kein Zufall. Das gilt genauso für »Nummer zwei« bis »Nummer x«. Jeder raumfahrenden Spezies war bekannt, welche Planeten für eine Evolution »nach ihrem Ebenbilde« infrage kamen. Und schon rollt das Schneeballsystem durch die Galaxie. Aus »Nummer eins« wuchsen die »Nummern xy«, alle mit denselben genetischen Grundinformationen. Und wir Menschen gehören zu dem Spiel und behaupten schlaue: Außerirdische sind niemals humanoid. Nichts als Wunschdenken.

Wohlmeinende Kritiker bohren: Weshalb nicht umgekehrt? Was ist, wenn *wir* Menschen die »Nummer eins« im Universum sind? Wenn *wir* die erste, intelligente Lebensform sind? Wenn alle nur denkbaren Raumfahrt- und Panspermia-Projekte *von uns* gestartet werden? Irgendwann in den kommenden Jahrhunderten?

Diese Denkweise funktioniert deshalb nicht, weil die ETs schon mindestens einmal auf der Erde weilten und wir somit als »Nummer eins« nicht mehr infrage kommen. Ich *kenne* die Namen und die Berufe einiger Außerirdischer, die sich vor Jahrtausenden mit ausgesuchten Menschen unterhielten. Ich weiß, dass ETs Menschen unterwiesen, ihnen Mathematik, Metallurgie, Kalenderwissenschaften und vieles mehr beibrachten. Woher will ich das wissen? Sind mir Geister erschienen?

Ach Unsinn. Jeder, der es wissen will, kann die Namen der Außerirdischen im Buch Henoch nachlesen, das vor Jahrtausenden geschrieben wurde. Und nicht nur im Buch Henoch. In meinen eigenen Werken wimmelt es von kontrollierbaren Quellen über jene »Wächter des Himmels«, wie sie der biblische Prophet Henoch traf. Und alle meine schreibenden Kollegen, von den Gebrüdern Fiebag über Luc Bürgin, Peter Krassa, Hartwig Hausdorf, Uli Dopatka, Reinhard Habeck bis hin zu Zacharia Sitchin und vielen

anderen, wussten und wissen dasselbe. Nur ein Großteil der wissenschaftlichen Gemeinde döst weiter vor sich hin. Lasst sie schlafen. Wir haben sie längst überholt.

Die Existenz im Untergrund. Leben auf anderen Welten immer wahrscheinlicher

VON ROLAND ROTH

Tiefe Höhlensysteme standen bislang nicht gerade auf der »Bestseller-Liste, wenn es um Orte mit extremen Bedingungen ging. Das Interessante an Höhlen ist die Tatsache, dass diese verborgenen Welten umso rätselhafter werden, je tiefer man in sie vordringt. Jede Erkundung ist eine spannende Entdeckungsreise in Richtung »Mittelpunkt der Erde«. So zu sehen am Beispiel der faszinierenden Unterwelt der Carlsbad Caverns. Der Nationalpark in New Mexico, USA, beherbergt eines der spektakulärsten Höhlensysteme der Welt. Der »Big Room«, der Große Saal, 230 Meter unter dem Besucherzentrum gelegen, ist etwa einen halben Kilometer lang und 25 Stockwerke hoch. Tausende von Stalagmiten, Stalaktiten und anderen Formationen finden sich in seinem Inneren. Im Jahr 1960 waren die Höhlensysteme idealer Schauplatz des Hollywood-Films *Reise zum Mittelpunkt der Erde* (*Journey to the Center of the Earth*) mit James Mason. Hier fand man perfekte Bedingungen, um den Jules-Verne-Klassiker zu drehen und danach auf die Leinwand zu bringen.

Doch für die Wissenschaft waren die Höhlensysteme in New Mexico ebenfalls interessant. Hier entdeckten Forscher 1986 die Lechuguilla-Höhle. Sie ist eine der längsten und tiefsten Höhlen der Welt. Derzeit sind lediglich 200 Kilometer (!) des bizarren Labyrinths kartiert, doch das gesamte Höhlensystem ist vermutlich viel größer. Die Höhle gab den Wissenschaftlern Rätsel auf, denn sie wurde offensichtlich nicht vom Wasser geschaffen. Viele Höhlen haben sich im Kalkstein gebildet. Ihr Baumeister war einerseits die Erosionskraft des Wassers, andererseits nimmt das versickernde Regenwasser dabei im Boden Kohlendioxid auf. Es entsteht Kohlensäure. Die Säure löst den Kalkstein auf, und so bilden sich im Laufe der Zeit gigantische Hohlraumsysteme, unterirdische Labyrinth mit bizarren Formen, die sich stetig verändern. Eine beeindruckende, aber auch eine lebensfeindliche Welt. So dachte man bisher.

In der Lechuguilla-Höhle dominieren weiße Kristalle, die aus Gips bestehen. Gips entsteht aber nur in Verbindung mit Schwefelsäure. Die Forscher vermuteten, dass die Baumeister lebende Organismen waren: Bakterien. Doch wie könnten winzige Bakterien Höhlensysteme von solchen Ausmaßen herstellen?

Durch bestimmte chemische Reaktionen steigt Schwefelwasserstoff aus der Tiefe hoch, von dieser Schwefelverbindung ernähren sich die Bakterien und scheiden Schwefelsäure aus. Zunächst war noch unklar, was aus den Bakterien geworden war, die diese gigantischen Unterwelten geschaffen hatten. Die Antwort fand sich in den größeren Tiefen der Höhle, denn hier entdeckten die Forscher nicht nur die Urheber der Schwefelsäurestrukturen, sondern stießen auch auf einen unerwarteten Artenreichtum an Bakterien und Pilzen. Einige Wissenschaftler vermuten sogar, dass sich hier, ähnlich wie in den Tiefen der Weltmeere, ein weitaus größerer biologischer Reichtum verbirgt als auf der Oberfläche unseres Planeten.

Mit Blick auf die aktuelle Planetenforschung zeigt uns der vielfältige Artenreichtum an Leben in tiefen Höhlen, dass die Wahrscheinlichkeit sehr groß ist, in tiefen Höhlensystemen auf dem Planeten Mars oder auf den Top-Favoriten für extraterrestrisches Leben, den Monden Europa oder Titan, auf außerirdisches biologisches Leben zu stoßen.

Leben in fremden Höhlen

Höhlen dienen als Zuflucht und Biotope für Lebensformen, die an der Oberfläche der Erde längst ausgestorben sind. Auf den Planeten und Monden in unserem Sonnensystem besteht daher ebenfalls die Möglichkeit, dass die tiefen Kavernen und Höhlen auf diesen Welten als Zuflucht und Schutz vor der kosmischen Strahlung dienen.

Im Laufe von Jahrmillionen hat sich in den Tiefen unseres Planeten ungestört eine einzigartige Lebenswelt entwickelt. Welche Lebensformen haben sich wohl während dieser Zeitspanne auf den Monden des Jupiter und Saturn oder in den Höhlensystemen des Mars bilden können?

Doch in den Höhlen herrscht ewige Dunkelheit. Wie kann Leben unter diesen Bedingungen überhaupt existieren, und woher kommt die Nahrung für ihre Bewohner? Wer im Dunkeln lebt, muss über spezielle Sinne verfügen. Fledermäuse beispielsweise senden Ultraschalllaute zur Orientierung aus. Das Muster der Reflektionen vermittelt ihnen ein genaues Bild der Umgebung. Und die Fledermäuse können damit sogar ihre Feinde orten, wie beispielsweise eine Schlange, die auf Beutezug ist. Doch auch die

Schlange schnappt im Dunkeln nicht blind zu. Ein Rezeptor in ihrem Kopf registriert die Körperwärme ihrer Beute, zielsicher stößt die Schlange auf ein Tier zu.

Die Evolution hat auf der Erde Lebensformen hervorgebracht, die glatt als Aliens durchgehen könnten. Selbst Wirbeltiere, wie der Cave Angle Fish, haben die Unterwelt erobert. Er lebt in den Wasserfällen von Höhlen, wo er sich mittels winzig kleiner Haken an der abgeflachten Flosse am Fels festhält. Seine Nahrung besteht aus Bakterien, die ihm das Wasser heranschafft.

Ein anderer Überlebenskünstler der Unterwelt ist ein weißer Salamander. Wie alle echten Höhlenbewohner in diesem Dunkel ist er blind. Im Gegensatz zu seinen Verwandten an der Erdoberfläche bildet er keine Pigmente, denn im Finstern haben sie keine Bedeutung. Optische Tarnung ist hier nicht gefragt.

Aber die unwirtlich anmutende Umgebung bietet den Bewohnern den wichtigen Vorteil der Kontinuität. Die Temperatur in der Lechuguilla-Höhle liegt ständig bei etwa acht Grad Celsius, die Luftfeuchtigkeit konstant bei 95 Prozent. Der weiße Salamander musste also nie flexibel auf sich verändernde Bedingungen reagieren. Dadurch spart er Energie in seinem Stoffwechsel. Das ist überlebenswichtig, denn er ist oft gezwungen, mehrere Monate lang zu hungern. Im Extremfall kann der Salamander bis zu sechs Jahre von einer ordentlichen Mahlzeit zehren.

Im Licht der Tiefsee

Welten, die für die Wissenschaft bisher als lebensfeindlich galten, gewinnen so wieder mehr Aufmerksamkeit, denn Leben findet seinen Weg und hat überall im Kosmos die gleichen Absichten: Es ist expansiver Natur, es breitet sich aus und vermehrt sich, und das an den schier unmöglichsten Orten. Man denke in diesem Zusammenhang an die »Oasen der Tiefsee«, wo Bakterien an 350 Grad Celsius heißen Quellen in der Tiefsee existieren. Es zeigte sich, dass diese Mikroorganismen Fotosynthese betreiben - und dies an einem Ort, zu dem niemals auch nur ein einziger Sonnenstrahl vordringt. Sie nutzen als Energiequelle das schwache »Glimmen«, das von heißen Quellen des Meeresgrundes ausgeht. Diese für das Auge unsichtbare Strahlung, das sogenannte geothennische Licht, gibt der Wissenschaft allerdings immer noch Rätsel auf.

Auf das geheimnisvolle Licht der Tiefsee ist Ende der 1980er-Jahre die

amerikanische Biologin Cindy Lee Van Dover aufmerksam geworden. Sie hatte bei Krebsen, die an Thermalquellen auf dem dunklen Meeresboden leben, eigenartige Lichtsinnesorgane entdeckt. Sie befinden sich auf dem Rücken der Tiere. Bei der Suche nach dem biologischen Sinn dieser »Augen« stieß die Forscherin auf das geothermische Licht. Es handelt sich dabei um Strahlung vorwiegend im tiefroten bis nahezu infraroten Bereich. Das heiße Wasser, auch wenn es mit mehr als 300 Grad Celsius aus dem Boden schießt, kommt nicht als alleinige Strahlungsquelle in Betracht. Die Intensität bei manchen Wellenlängen ist viel zu hoch, als dass sie mit Wärmestrahlung erklärt werden könnte. Möglicherweise entsteht »Licht«, wenn das heiße Wasser auf das kalte Meerwasser, dessen Temperatur nur zwei Grad Celsius beträgt, trifft und dabei Mineralien auskristallisieren. Zu den weiteren Erklärungsversuchen gehören Sonolumineszenz, hervorgerufen durch kollabierende Bläschen, und bei chemischen Reaktionen auftretende Lumineszenz.

Mikroorganismen aus den unbekanntenen Tiefen der Weltmeere oder den fantastischen Höhlensystemen im Carlsbad-Caverns-Nationalpark geben so möglicherweise Aufschluss über die Existenz und Überlebensfähigkeit von Lebensformen auf anderen Planeten und Monden unseres und fremder Sonnensysteme. Doch dieses Rätsel werden wohl nicht unsere Roboter-sonden lösen, sondern erst künftige bemannte Missionen zu diesen faszinierenden Welten, die mit entsprechendem Equipment ausgestattet sind und die die menschliche Fähigkeit nutzen, eine gewisse Sensibilität für Ungewöhnliches einsetzen zu können.

Lebewesen aus Metall?

Es klingt wie Science-Fiction, doch auf genau diese Möglichkeit von Leben könnte die Entdeckung schottischer Wissenschaftler hinauslaufen, die bereits zellartige Strukturen aus metallhaltigen Molekülen hergestellt haben.

Prof. Leroy Cronin von der *University of Glasgow*: »Ich bin mir zu 100 Prozent sicher, dass Evolution auch jenseits der organischen Biologie möglich ist.« Die vom Team hergestellten metallhaltigen Moleküle zeigen schon jetzt einige lebensähnliche Eigenschaften. Die Schicht aus Polyoxonmetallaten könne Eigenschaften annehmen, wie sie auch anhand von Membranstrukturen und Zellwänden

biologischer Zellen zu finden sind und beispielsweise einen Chemikalienaustausch ermöglichen.

Das große Ziel der Forscher ist die Herstellung künstlicher chemischer Zellen mit Eigenschaften, wie sie das Leben vor Milliarden Jahren aus einer »anorganischen« Welt entwickeln konnte, und damit metallische Lebewesen, die aus sich selbst versorgenden Zellen mit einem pflanzenähnlichen Stoffwechsel bestehen.

Dieses Projekt hätte gravierende Auswirkungen auf mögliche Lebensformen auf anderen Welten. »Die Wahrscheinlichkeit, dass es im All Lebensformen gibt, die nicht auf Kohlenstoff basieren, ist sehr groß«, so Tadashi Sugawara von der Universität in Tokio. Auf Merkur, so der Wissenschaftler, könne es durchaus Kreaturen geben, die aus anorganischen Elementen bestehen.

Quelle: *Angewandte Chemie*, Vol. 50, Nr. 44, Oktober 2011

Außenseiter des Lebens. Der Kohlenstoff-Chauvinismus

VON HANSJÖRG RUH

Der Begriff »Carbon chauvinism« (Kohlenstoff-Chauvinismus) ist eine Wortneubildung, die die Annahme anzweifelt, wonach die chemischen Abläufe in hypothetischen extraterrestrischen Lebewesen ebenfalls - wie auf der Erde - in erster Linie auf Kohlenstoff basieren. Der Begriff wurde erstmals 1973 von Carl Sagan verwendet, als er die begrenzte menschliche Vorstellung über die Möglichkeiten außerirdischer Lebensformen kritisierte.

Die Alien-Biochemie

Sagan weist darauf hin, dass es für uns Kohlenstoffmenschen, die bisher noch nie irgendeiner außerhalb der irdischen Umwelt entwickelten Lebensform begegnet sind, sehr schwierig ist, uns irgendwelche radikal anderen Lebensformen vorzustellen. Der Astrophysiker Victor J. Stenger doppelte 1999 in einem Artikel nach: »Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass nur eine Art von Leben möglich ist.« Wir wüssten viel zu wenig über Leben in unserem eigenen Universum, ganz abgesehen von »anderen« Universen, um einen solchen Schluss zu ziehen. Und auch Stenger fügte bei, andere chemische Elemente als Kohlenstoff könnten ebenfalls Moleküle von ansehnlicher Komplexität entwickeln. [1]

Auf einem der rund 50 Milliarden Planeten, die nach neuesten Schätzungen allein in unserer Milchstraße existieren sollen [2], wird sich aber sicher Leben finden lassen - und vielleicht unterscheidet es sich ja merklich vom »normalen« Leben auf der Erde. Eine für uns gänzlich fremde Lebensform beschrieb der im August 2001 verstorbene weltbekannte Astrophysiker Fred Hoyle, vor allem durch die Panspermietheorie bekannt, in seinem Science-Fiction-Roman *Die Schwarze Wolke*. [3] Die Geschichte handelt

von einer der zahllosen Gaswolken des Universums, die sich unserem Sonnensystem nähert. Bei der Überwachung dieser Wolke entdecken die Experten in ihr eine superintelligente Kraft - und es stellt sich heraus, dass der Großteil intelligenten Lebens im Universum die Form interstellarer Gaswolken annimmt. Diese sind sogar, dies der Gipfel der Geschichte, überrascht darüber, dass sich intelligentes Leben auch auf Planeten bilden kann! Eine extreme Hypothese, aber warum sollte nicht auch auf dieser Schiene geforscht werden?

Gehen wir auf Suche im Weltall, auf eine Suche, wie sie vom SETI-Programm seit Anfang der 90er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts intensiv geführt wird. Wie könnten mögliche neue Lebensformen aussehen? Darüber wurde schon viel spekuliert. »Wir sind an auf Kohlenstoff basierendes Leben gewöhnt - nur deshalb tendieren wir dazu zu glauben, Kohlenstoff sei für Leben unabdingbar«, sagt der amerikanische Mikrobiologe Steve Benner. [4] Doch es gibt noch ein anderes Element, das wie Kohlenstoff in der Lage ist, lange Molekülketten zu bilden: Silizium. Allerdings sind auf Silizium basierende Moleküle hochgradig instabil - jedenfalls unter irdischen Bedingungen. Das auf Silizium basierende Leben steht denn auch schon seit Langem in der Diskussion. Falls man, so eine Möglichkeit, von anderen Werten bei den Naturkonstanten ausgeht - auf einem fremden Planeten durchaus denkbar -, würden sich möglicherweise auch die Eigenschaften von Silizium und der anderen Elemente ändern, was dazu führen könnte, dass Silizium (oder ein anderes Element) Eigenschaften erlangt, die denen von Kohlenstoff gleichkommen.

Robert A. Freitas Jr. erklärt in seinem Buch *Xenology, An Introduction to the Scientific Study of Extraterrestrial Life, Intelligence, and Civilization* [5], die Idee von Lebenssystemen, die auf gänzlich anderer chemischer Basis als der uns bekannten aufgebaut seien, sei schon lange im Umlauf gewesen: Als im Jahr 1908 Dr. J. E. Reynolds, ein britischer Biochemiker, ein Papier zum Thema vorlegte, schrieb ein Mitarbeiter der *Chemical Abstracts* gemäß Freitas resigniert: »... es enthält nichts Neues.« Die Möglichkeit der Existenz von siliziumbasierten extraterrestrischen Lebensformen wurde, ebenfalls gemäß Freitas, durch den britischen Astronomen Sir Harold Spencer Jones bereits 1940 gefördert. In der jüngeren Vergangenheit wurden die siliziumbasierten Strukturen vermutlich die bestbekanntesten und am besten durchdachten Vorschläge für die mögliche exotische Biochemie von Aliens.

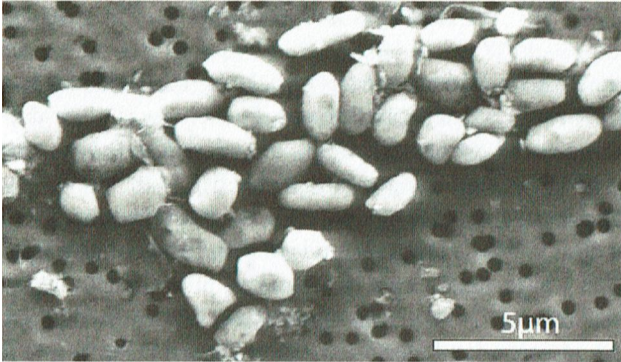
Zurück auf die Erde

Doch nun aus dem Weltall wieder zurück auf unsere Erde. Es gibt auf unserem Planeten erstaunliche Exoten, die sich zwar nicht durch ihren Aufbau, aber durch die Umgebung, in der sie sich aufhalten, oder durch ihre Eigenschaften vom übrigen Leben abheben.

Als der emeritierte Astrobiologe Professor Heinz Oberhummer sich von der Arbeit an der TU Wien zurückzog und auf dem Land auf einem Bauernhof Tiere halten wollte, stieß er auf die Alpakas, pflegeleicht und kinderlieb. Das Gute an ihnen sei, dass sie das Gras auf der Wiese auf einen Zentimeter abfressen und damit den Rasenmäher ersetzen, meint Professor Oberhummer. Für ihn als Astrobiologe ist aber noch etwas Weiteres sehr interessant: Im Kot der Tiere findet man etwas, das er jahrelang erforscht hat: *Deinococcus radiodurans*, das robusteste Bakterium, das dem Menschen bekannt ist. [6] Das Bakterium wurde 1956 von Arthur W. Anderson entdeckt, als er Fleischkonserven mit ionisierender Strahlung bestrahlte, um Keime abzutöten. Dabei wurde das Bakterium durch die vergleichsweise geringe Strahlendosis nicht abgetötet und wurde daraufhin eingehender untersucht. Man stellte eine bislang unbekannte Resistenz gegen Ultraviolett- und Röntgenstrahlen fest. [7]. Wie Untersuchungen von russischen Forschern zeigten, könnte sich das Bakterium diese Eigenschaft auf dem Planeten Mars angeeignet haben und von dort auf die Erde gekommen sein. [8]

Anatoli Pavlov vom physikalisch-technischen Institut St. Petersburg bestrahlte für seinen Versuch das Bakterium *Escherichia coli* in mehreren aufeinanderfolgenden Schritten mit Strahlungsdosen, die jeweils einen Großteil abtöteten. Die Überlebenden durften sich erholen und mussten sich vermehren, bevor das Ganze von Neuem anging. Die Resistenz der Bakterien wurde von Stufe zu Stufe ein wenig größer. Als der Forscher aber die Zeit berechnete, die es braucht, um *Escherichia coli* gleich strahlenresistent werden zu lassen wie *Deinococcus radiodurans*, gelangte er zu dem Schluss, dass die Zeit, seit auf der Erde erstes Leben auftrat (vor 3,8 Milliarden Jahren), nicht ausreichen würde. [9]

Die Überlebenskraft von *Deinococcus radiodurans* ist wirklich unbeschreiblich: Die Bakterien überleben eine Strahlenbelastung, die das 1500-Fache von dem ausmacht, was alle anderen (irdischen) Lebewesen tötet. Bis heute ist nicht klar, wie der Keim die Strahlenschäden an seinem Erbgut repariert. Eine Erklärung deutet darauf hin, dass das Genom eine ringförmige Struktur besitzt. Damit sollte es möglich sein, Schäden am Erbgut fehlerfrei zu reparieren, ohne auf eine intakte Kopie zurückgreifen



Deinococcus radiodurans, das Bakterium, das eine 1500-fache Strahlenbelastung des Wertes aushält, der für normales irdisches Leben tödlich ist.

zu müssen. 115] Weshalb das Bakterium sich diese extremen Eigenschaften angeeignet hat, ist aber nicht erklärbar. Professor Heinz Oberhammer [6] meint:

»Es hätte aber sehr wohl einen Sinn, wenn das Bakterium durch den Weltraum geflogen wäre. In einem Meteor zum Beispiel, denn dort herrscht radioaktive Strahlung. Das heißt, die einzige Erklärung, warum dieses Bakterium so resistent ist gegenüber radioaktiver Strahlung, wäre, dass sich das Leben von einem Planeten zum anderen durch solche Bakterien fortgepflanzt hat.«

Heute kann man sich auch bereits einen Nutzen dieser Strahlungsresistenz vorstellen: Wenn es möglich wird, die Reparaturproteine des Bakteriums in tierische oder sogar menschliche Zellen einzubringen, könnte das künftigen Raumfahrern helfen. Die Strahlungskrankheit stellt bei langen, interstellaren Raumflügen ein potenzielles Problem dar.

Klare irdische Außenseiter sind auch die übrigen Archaeen, früher auch Archaeobakterien oder Urbakterien genannt. Sie bevorzugen als Lebensumwelt all die Orte mit extremen Bedingungen: In Säuren, Laken, bei enormer Hitze und in giftigen Gasen fühlen sie sich wohl. Diese bevorzugten Biotope vieler »Extremophiler« entsprechen wahrscheinlich, so Karl Stetter, ehemaliger ordentlicher Professor und Leiter des Lehrstuhls und des Archaeenzentrums der Universität Regensburg, den sauerstofffreien Erdverhältnissen vor etwa vier Milliarden Jahren. [9]

Die Umgebung von sogenannten »Schwarzen Rauchern« bietet ein äußerst vielfältiges Bild vom Leben. Bei diesen hydrothermalen Quellen (mehrere hundert Grad Celsius heiß) am Grund der Tiefsee wird die Mündung durch eine röhren- oder kegelförmige mineralische Struktur, den Schornstein, geformt, aus dem eine Sedimentwolke austritt. In ihrer heißen Umgebung leben chemosynthetisch aktive Bakterien und Archaeen, die dort Schwefelwasserstoff als Energielieferant nutzen, um Kohlenstoffdioxid in organische Verbindungen umzuwandeln. Sie bilden beispielsweise für Spinnenkrabben ohne Augen, Bartwürmer, Venus- und Miesmuscheln sowie Seesterne die Nahrungsgrundlage. An einem in etwa 2500 Metern Tiefe sitzenden »Schwarzen Raucher« am ostpazifischen Rücken wurde zudem ein grünes Schwefelbakterium entdeckt, das eine anoxygene Photosynthese mit Schwefelwasserstoff oder Schwefel betreibt. [10,11,12]

Ausblick

Die Erforschung einer immer exotischer anmutenden irdischen Lebenswelt und Überlegungen zu einer fremdartigen Biochemie auf fernen Planeten und ihren Trabanten haben in der Exobiologie zu einem Umdenken geführt. So veröffentlichte 2013 die amerikanische Astrophysikerin Sara Seager (*Massachusetts Institute of Technology*) in *Science* Studien, die lebensfreundliche Bedingungen auch auf Planeten annehmen, die unserer Heimatwelt nicht sehr ähnlich sein müssen. [13,14] Ihr Resümee: Das Konzept der Lebenszone müsse erweitert werden. Und sei das Leben erst einmal entstanden, könne es sich auf sehr exotischen Welten ansiedeln und genauso wie irdische Mikroben jede kleinste ökologische Nische erobern und sich vielfältige chemische Energiequellen erschließen. Da Organismen zahlreiche Gase erzeugen, könnten sie vielleicht schon bald mit Teleskopen nachgewiesen werden, die eine solche Signatur im Spektrogramm der Atmosphäre sichtbar machen können.

Aber denkbar wäre auch, dass Organismen eine solch fremdartige Biochemie besitzen, dass wir sie kaum oder gar nicht als Lebewesen erkennen würden. Das Fazit Sara Seagers [13]:

»Wenn es von den Exoplaneten eine Lektion zu lernen gibt, dann diese, dass im Rahmen der Gesetze von Physik und Chemie alles möglich ist.«

Trichoplax adhaerens — nicht von dieser Welt? Die neue Evolutionstheorie

VON ALIREZA ZAREI NEJAD FARSHI

*»Lernen besteht in einem Erinnern von Informationen,
die bereits seit Generationen in der Seele des
Menschen wohnen.«*

Sokrates

Die Lehre des Charles Darwin

Während seiner mehrjährigen Weltumseglung auf der *HMS Beagle* trug der berühmte Naturwissenschaftler Charles Robert Darwin allerlei Informationen über geologische und biologische Eigenschaften der Länder zusammen, die er besuchte. Seine Aufzeichnungen umfassten viele Notizbücher, die für seine späteren Arbeiten von großer Bedeutung waren. Konfrontiert mit der Artenvielfalt der Erde sah sich Darwin nach seiner Rückkehr in London im Jahr 1836 gezwungen, eine Erklärung auszuarbeiten. Er entwickelte die Evolutionslehre unter Berücksichtigung ihres Hauptarguments, der natürlichen Selektion.

Die natürliche Selektion besagt, dass die stärksten und am besten an ihre Umwelt angepassten Individuen einer Population größere Chancen auf eine Fortpflanzung haben und somit langsam, aber sicher zum Untergang der weniger gut angepassten beziehungsweise schwächeren Individuen führen. Diese Selektion lässt sich auch auf ganze Gruppen übertragen, die vorteilhafte Eigenschaften gegenüber ihren Artgenossen aufweisen. Genauso betroffen können auch einzelne Gene sein, die verantwortlich für nützliche Merkmale sind und die Überlebenschancen der Spezies wiederum erhöhen. Hier spielen auch zufällige Veränderungen im genetischen Material der Spezies eine Rolle, die auftreten, wenn bestimmte Basen in

der DNA plötzlich andere Verbindungen eingehen als üblich. In der Fachliteratur wird das Phänomen als »Gendrift« bezeichnet.

Aufbauend auf diesen Grundlagen wurde ein lineares System entwickelt, das streng wissenschaftlich beschreibt, in welcher Verbindung die einzelnen Arten und Gattungen zueinander stehen und wie sich das Leben durch die oben beschriebenen Prozesse stets selbst neu kreierte. Verfolgt man diese Entwicklung bis zu ihrem Ursprung zurück, wird man mit einem schier unlöslichen Problem konfrontiert: dem Urkeim, dem ersten lebenden Organismus, aus dem sich die geradezu endlose Artenvielfalt des Planeten entwickeln konnte.

Es gibt zahlreiche Vermutungen darüber, wie dieser Urkeim entstanden sein soll beziehungsweise wie er auf unseren Planeten gelangte. Das Modell der sogenannten »Ursuppe« ist wohl eines der bekanntesten Überlegungen hierzu.

Die Theorie zur »Ursuppe« wurde erstmals im Jahr 1953 von Stanley Miller und Harold Clayton Urey ausgearbeitet, die in ihrem Laboratorium einfache chemische Substanzen wie Kohlenstoffmonoxid, Wasserstoff, Methan, Ammoniak und Wasser einer hypothetisch frühen Erdatmosphäre aussetzten, präbiotischen Bedingungen, die mithilfe von elektrischen Entladungen neue, wenn möglich organische Verbindungen entstehen lassen sollten. Ihre Ergebnisse, die von vielen Wissenschaftlern wiederholt und bestätigt wurden, schienen zunächst alle Fragen zur Entstehung des Urkeims ausreichend beantwortet zu haben. Ihnen war es mithilfe der kochenden »Ursuppe« in ihren Kolben gelungen, einfache Aminosäuren und Proteine herzustellen, die als Grundbausteine des Lebens gelten.

Doch nach der Strukturaufklärung der organischen Produkte kristallisierte sich schnell heraus, dass die Verbindungen unmöglich zur Entstehung eines Lebewesens haben beigetragen können. Davon abgesehen, dass auch Tausende nicht-organische Verbindungen entstanden und das Gleichgewicht durch die Anwesenheit von Wasser ungünstig verschoben lag, war man lediglich imstande, monofunktionelle Moleküle zu erzeugen, die zu keiner Synthese führen können. Denn für Erbmaterial, wie auch wir Menschen es in uns haben, werden zwingend bifunktionelle Moleküle benötigt, die jeweils am Anfang und am Ende ihrer Struktur neue Verbindungen eingehen können, die zur erforderlichen Kettenbildung führen.

Um die Experimente etwas zu »pushen« und bessere Resultate zu erhalten, fing man an, unrealistische Bedingungen zu schaffen, indem man als Ausgangsstoff Mischungen aus reinen Aminosäuren verwendete und die

uratmosphärische Zusammensetzung vernachlässigte. Das Problem mit der Gleichgewichtsverschiebung löste man, indem von vornherein Wasser keine Verwendung fand. Dies ist jedoch ein Widerspruch in sich, da Wasser aus der Entstehung des Lebens nicht wegzudenken ist. Unter diesen manipulierten Umständen ist es den Wissenschaftler tatsächlich gelungen, größere Ketten an Protenoiden zu erzeugen, die jedoch keine wirklichen Proteine sind.

Protenoide haben die Eigenschaft, quervernetzte Verbindungen einzugehen, die sie für die Kodierung auf DNA-Ebene und für das Leben allgemein vollständig unbrauchbar macht, von der großen Problematik der optisch heterogenen Zusammensetzung ganz abgesehen.

Selbst unter noch künstlicheren Bedingungen und unter Zuhilfenahme von hoch entwickelten chemischen Katalysatoren ist es bis heute nicht gelungen, auch nur ein einziges Protein zu erzeugen, das als Erbmaterial zu gebrauchen wäre. So ist die Wissenschaft seit Beginn der Simulationsexperimente nicht imstande, einen Fortschritt auf diesem Gebiet auszuweisen. Bereits 1986 bekundete Klaus Dose seinen Unmut über die missglückten Experimente:

»1986, also über 30 Jahre nach dem zunächst verheißungsvollen Beginn der Ära der Simulationsexperimente, kann man zum eigentlichen Mechanismus der Lebensentstehung kaum mehr Fakten angeben als Ernst Häckel schon vor 120 Jahren. Man muss leider erkennen, dass ein Großteil der Reaktionsprodukte der Simulationsexperimente dem Leben nicht näher steht als die Inhaltsstoffe des Steinkohleteers.«
[Naturwissenschaftliche Rundschau, 40, 1986]

Panspermie, Makro- und Mikroevolution

Die Vertreter der Panspermiehypothese gehen davon aus, dass der lange gesuchte Urkeim nicht von der Erde stammen kann und durch Meteoriten oder Kometen von anderen Himmelskörpern auf unseren Planeten gelangte. Die anfängliche Kritik der Wissenschaftler, die vehement behaupteten, dass unter den lebensfeindlichen Bedingungen des Weltalls keine Organismen überleben könnten, verstummte schließlich, nachdem man die Raumsonde *Surveyor 3* versehentlich mit Bakterien der Art *Streptococcus mitis* kontaminierte und diese auf den Mond beförderte. Denn nach 31 Monaten auf dem Erdtrabant und ihrem Rücktransport zur Erde stellte man entgegen den Erwartungen fest, dass ein Großteil der Kolonie ihren gewöhnlichen Lebenszyklus wieder aufnahm.

Spätere Projekte wie die BIOPAN-Experimente bewiesen ein für alle Mal, dass Mikroorganismen, selbst ohne jegliche Schutzvorrichtung, im Weltall überleben können. Gleichzeitig wurde festgestellt, dass bereits eine millimeterfeine Staubschicht ihre Überlebensdauer um Jahre steigern und ein größerer Komet oder Meteorit sie praktisch bis in alle Zeit intakt konservieren könnte. Somit wäre es durchaus denkbar, dass ein größerer Gesteinsbrocken, der bestimmte Mikroorganismen enthält, interstellare Räume über größere Zeiträume hinweg zurücklegen kann.

Die Panspermiehypothese ist in mehrere mögliche Szenarien aufgeteilt, von denen eine, die sogenannte »starke Panspermie«, für uns von besonderer Bedeutung ist. Entwickelt wurde die These von Prof. Sir Fred Hoyle, der behauptete, dass kein einfaches Lebewesen auf die Erde gelangte, sondern ein programmierter Prototyp, der die wichtigsten Gene für die Entwicklung von hochkomplexen Lebewesen bereits in sich trug und diese Gene nicht durch evolutionäre Schritte neu erfunden werden mussten. Im Besonderen lehnt die These makroevolutionäre Schritte kategorisch ab und lässt nur mikroevolutionäre Anpassungen der Organismen an der Umwelt gelten.

Der Evolutionstheorie zufolge unterscheidet man zwischen Mikro- und Makroevolution. Mikroevolutionäre Schritte beschränken sich auf kleinere Änderungen einer Spezies, wie beispielsweise die Anpassung der Schnabelform einer bestimmten Vogelart an die Umwelt. Dieses Gebiet ist heute sehr gut erforscht, und die empirischen Beweise werden von keinem Wissenschaftler angezweifelt. Die Makroevolution hingegen beschreibt größere Prozesse, die sich auf völlig neue Entwicklungen beziehen, wie beispielsweise die angenommene Evolution von Reptilien zu Vögeln. Der gängigen Lehrmeinung nach ergeben unzählige aneinandergereihte mikroevolutionäre Prozesse über Jahrtausende hinweg ein makroevolutionäres Ergebnis. Doch dieser Annahme zufolge müssten die geologischen Schichten der Erde voll mit fossilen Übergangsformen sein. Das sind sie aber keineswegs. Darwin selbst schrieb hierzu:

»... warum ist dann nicht jede geologische Formation und jede Fossil-schicht voll von artenverbindenden Zwischengliedern? Die Geologie zeigt mit Sicherheit keinerlei solche fein abgestuften organischen Entwicklungsketten.«

Der Physiker und Bestseller Autor Felix R. Paturi [1] schreibt zum Thema:
»Die Neodarwinisten argumentieren so: Diese Lücken erklären sich vor allem dadurch, dass wir bisher überhaupt nur einen verschwin-

denden Teil der fossilen Arten gefunden haben. Dieses Argument ist aber nicht stichhaltig. Es stimmt nicht mit den Erkenntnissen zahlreicher Paläontologen überein. So sind, wie Wolf-Ekkehard Lönning belegt, von den 771 in Grizimeks Tierleben aufgeführten Gattungen 376 beziehungsweise 48,77 Prozent auch fossil nachgewiesen und von den 123 rezenten Säugetierfamilien sogar 108 beziehungsweise fast 88 Prozent. Nichts spricht dafür, dass sich ausgerechnet die vom Neodarwinismus geforderten Übergangsformen nicht fossil finden lassen sollten. Im Gegenteil: Sowohl die heute lebenden als auch die fossilen Arten sind allen bisherigen Erkenntnissen nach strikt gegeneinander abgegrenzt. Wie Lönning betonen zahlreiche namenhafte Paläontologen, dass die Lücken primär vorhanden sind und es die erhofften evolutionären Bindeglieder niemals gegeben hat.»

Ähnlich verhält es sich mit der Komplexität der Organe, die aus nicht-reduzierbaren Elementen bestehen und somit nicht das Resultat von evolutionären Schritten sein können. Der Naturwissenschaftler Paturi [11] argumentierte 2005:

»Oder man nehme die äußerst komplexen Fangorgane des Wasserschlauches, einer fleischfressenden Pflanze, die mit zu raffinierten Saugfallen umgestalteten Blättern kleine Krebse fängt. Warum sollten sich Blätter durch zahlreiche einzelne Mutationen Schritt für Schritt zu einem derart hoch spezialisierten Mechanismus entwickeln? Selbst wenn das gelänge, hätte die Pflanze nichts davon, bevor sie gelernt hat, die tierische Beute auch zu verdauen. Andererseits: Warum sollte sie äußerst spezielle Verdauungsenzyme entwickeln, bevor sie über die erforderlichen Fangmechanismen verfügt? Es ist auch nicht vorstellbar, dass beides in kleinen Schritten Hand in Hand miteinander entstehen konnte, denn das Gesamtsystem funktioniert erst, wenn es fertig ist.

Solche Beispiele komplexer Strukturen und Prozesse ließen sich mühe-los und fast beliebig vermehren. Darwin hätte ihre Entdeckung als vernichtend für seine Lehre bezeichnet.«

Doch trotz aller Kritik sind die Lebewesen vorhanden und müssen sich auf irgendeine Art und Weise entwickelt haben, auch wenn unsere aktuelle Evolutionslehre nicht ansatzweise die Artenvielfalt unserer Erde erklären kann.

Wie weiter oben beschrieben, setzt die »starke Panspermie« einen Prototypen des Lebens voraus, der bereits alle nötigen Gene in sich bereithält

und je nach Umweltbedingung freisetzen kann. Wäre man imstande, diesen Prototypen zu entdecken, der allen Theorien unserer Biologen trotzt und durch seine geradezu unfassbare Genvielfalt mit jedem Lebewesen des Planeten verwandt sein könnte, so dürfte sich die Panspermiehypothese als bestätigt betrachten, und unsere Biologiebücher müssten umgeschrieben werden. Als ich diesen Prototypen entdeckte, der eigentlich schon lange bekannt ist, glaubte ich meinen Augen nicht.

Trichoplax adhaerens - ein Lebewesen, das es nicht geben dürfte

Im Jahr 1883 entdeckte der deutsche Zoologe Franz Eilhard Schulze in einem Meerwasseraquarium millimetergroße, sich bewegende Punkte. Lange hielt man sie für Jugendstadien von Nesseltieren, bis im Jahr 1970 die Embryonalphase der Lebewesen erforscht war und somit bewiesen wurde, dass die kleinen Tiere einem eigenen Tierstamm angehören müssen. Nach langer Diskussion kristallisiert sich immer mehr heraus, dass die Gattung des Trichoplax als Vorläufer aller komplexen und mehrzelligen Lebensformen anzuerkennen ist. Trotz seines bizarren Aussehens, das mehr einem Bakterium gleicht, gehört der Trichoplax zu den vielzelligen Tieren (Metazoa). Da seine Eigenschaften einzigartig sind und er keiner bekannten Gattung zuzuordnen ist, wurde ihm ein eigener Tierstamm zugeschrieben. Was ihn neben seiner Fortpflanzung so besonders macht, die es ihm erlaubt, sowohl Eier zu legen als auch durch Zellteilung Nachwuchs zu zeugen, sind seine Gene. Der Biologe Prof. Bernd Schierwater (ITZ Hannover) hat sich aktuell der Sache angenommen. [2,3,4] In der Zeitschrift *Science illustrated* ist diesbezüglich Folgendes zu lesen:

»Die gegenwärtig vorliegenden Befunde, edlen voran die Entschlüsselung des Trichoplax-Genoms, heben sich laut Neil Blackstone, Biologe an der Northern Illinois University in DeKalb, USA, grundlegend von der bisherigen Evolutionstheorie ab. Vieles spricht dafür, dass sich die Entwicklungslinie der niederen und höheren Tiere zu einem sehr frühen Zeitpunkt geteilt hat und sich beide Linien fortan in unterschiedlicher Richtung entwickeln.

Die höheren Tiere sind demnach offenbar direkt verwandt mit dem Urwesen und nicht - wie früher angenommen - mit den Hohltieren, die sich wie Rippenquallen und Schwämme parallel zu den höheren Tieren entwickelten. Sie endeten aber in einer evolutionären Sackgasse, obwohl es diese Arten noch heute gibt. Wenn die niederen und die

höheren Tiere aber zwei unterschiedliche Evolutionspfade beschritten, muss das sehr komplexe Nervensystem zwei Mal >erfunden< worden sein, folgert Professor Schierwater.

Das Verblüffende an *Trichoplax* ist sein Erbmaterial. Anatomisch äußerst simpel, verfügt das Urwesen dennoch über ein Erbgut, das ähnlich komplex ist wie das von Fliegen, Vögeln und Säugetieren. Es umfasst insgesamt zwar nur 98 Millionen DNA-Basen - rund drei Prozent der Basen im menschlichen Genom -, aber die Forscher haben bereits 11514 Gene identifizieren können. >Das sind überraschend viele<, so Schierwater: >Der Mensch ist zwar tausend Mal komplexer, er hat jedoch nur rund doppelt so viele Gene.<

Bemerkenswert ist die hohe Qualität des *Trichoplax*-Erbgutes. So entdeckten die Forscher Gene, in denen die Bauanleitungen für Ionenkanäle, Signalstoffe und Rezeptoren enthalten sind. Alles Voraussetzungen, die bei höheren Tieren zum Aufbau des Nervensystems beitragen. Noch eine Überraschung: Obwohl *Trichoplax* keine Augen hat, besitzt es die Gene des Sehpigments Opsin. Für Schierwater spricht alles dafür, dass im *Trichoplax*-Erbgut bereits Prototypen für alle wichtigen Genfamilien des Menschen enthalten sind, zum Beispiel für Rezeptoren und Hormone, die die Kommunikationswege im Gehirn steuern. Darüber hinaus entzifferten die Forscher den Gentyp, der bei höheren Tieren unter anderem die Achse des Körpers definiert - also darüber entscheidet, wo Kopf Fuß, Rücken und Bauch sitzen. [...]« [4]



Die Erkenntnisse sind unglaublich! Das primitivste und wahrscheinlich älteste mehrzellige Lebewesen, das je gefunden wurde, verfügt über Gene, die erst Hunderte Millionen Jahre später gebraucht wurden. Allein durch die Existenz dieses Lebewesens kann sich unsere klassische Evolutionslehre als wi-

Erstaunliche Lebensform:
Trichoplax adhaerens.
 (Zeichnung: von Egmond)

derlegt betrachten. Denn ein solch uraltes Lebewesen, das sich noch mit Zellteilung fortpflanzt, ist wohl kaum imstande, durch natürliche Selektion Gene für Augen, Hormone, Körpersymmetrie und Ähnliches zu entwickeln - von den meisten noch unentschlüsselten Erbmaterialien ganz abgesehen. Ist es vielleicht möglich, dass auch Einzeller vom Trichoplax abstammen? Kann es sein, dass dieses Wesen beide Formen von Leben »kreierte«, um die Erfolgchancen der Organismen auf unserer Erde zu optimieren? Ein durchaus denkbares Szenario, das viele, heute ungeklärte Fragen beantworten würde.

Kombiniert man die starke Panspermiehypothese mit dem Trichoplax Adhaerens, ergibt sich ein lückenloses Bild der Entwicklung des Lebens auf unserem Planeten. Das Nichtauffinden der Übergangsformen wäre womöglich damit zu erklären, dass sich die erforderlichen Gene nicht langsam »entwickeln« beziehungsweise »selektieren«, sondern von vornherein in jedem Lebewesen schlummern und durch bestimmte Impulse kurzfristig und ohne Zwischenschritte aktiviert werden können. Makroevolution wäre demnach kein Produkt der natürlichen Selektion, sondern jener Impulse, die Einfluss auf desaktivierte Gensequenzen haben und bereits innerhalb einer Generation starke Veränderungen der Spezies verursachen. Eine wahrlich waghalsige Behauptung, die ich jedoch mit empirischen und reproduzierbaren Beweisen belegen kann.

Makroevolution aus der Steckdose

Bereits im Jahr 1988 veröffentlichte der Physikochemiker Dr. Guido Ebner zusammen mit seinem Mitarbeiter Heinz Schürch diverse Forschungsergebnisse im Schweizer Fernsehen, die für das Verständnis der Evolution unabdingbar sind. Die damaligen *Ciba-Geigy*-Wissenschaftler demonstrieren, wie sie durch das einfache Anbringen von elektrostatischen Feldern während der Keimphase der Sporen des Wurmfarne es schafften, eine Art genetisches Gedächtnis zu wecken, die eine »neue« Urzeitform derselben Pflanze gediehen ließ. Der neu entstandene Hirschzungenfarn war seiner Form und Abstammung nach einmalig auf der Welt. Glücklicherweise standen den Forschern fossile Proben derselben Pflanze zur Verfügung, die von Anthropologen ausgegraben wurden und als Vergleichsmaterial herangezogen werden konnten. Neben der immensen Größe der Pflanze machte vor allem ihre Blattform auf sich aufmerksam, die eine makroevolutionäre Rückbildung absolviert hatte und anstatt nadeiförmige plötzlich zungen-

förmige Blätter aufwies. Diese Entdeckung war Grund genug für die Wissenschaftler, auf diesem Gebiet weiterzuforschen.

Der Aufbau der Experimente war sehr einfach. In kleinen Plexiglaskästen wurden oben und unten Aluminiumbleche integriert, an denen man von außen eine elektrische Spannung anbringen konnte. Die Aluminiumbleche standen unter einer bestimmten Spannung, waren aber nicht leitend miteinander verbunden. Zwischen den Platten entstand somit ein elektrostatisches Feld. In dieses Feld beziehungsweise zwischen die beiden Aluminiumbleche (Kondensatorplatten) legte man nun die Samen diverser Pflanzen ein, die unter diesen Bedingungen innerhalb weniger Tage keimen sollten. Anschließend wurden sie entfernt und in gewöhnliche Kübel mit Blumenerde gegeben. Je nach Experiment variierte man mit den beiden Faktoren Spannung und Dauer. Demselben Verfahren wurden auch Fischier ausgesetzt, die nach wenigen Tagen in geeignete Aquarien überführt wurden. In allen Fällen wurde stets eine begleitende Vergleichsgruppe in die Experimente eingebracht, die unter denselben Bedingungen heranreifte, aber unter keinem elektrostatischen Feld stand.

Behandelte Regenbogenforellen zeigten starke Abweichungen gegenüber ihren Vergleichsgruppen. Besonders die männlichen Exemplare entwickelten auffallende Merkmale. Es entstand eine Art Forellenwildform, die einen ausgeprägten Lachshaken trug, stärkere Maserungen aufwies, viel größer als normal heranwuchs und eine merkwürdig rote Kiemenfärbung innehatte.

Den Wissenschaftlern war es gelungen, den Evolutionsprozess von Pflanzen und Fischen binnen einer Generation maßgeblich zu verändern und ausgestorbene Arten zu erschaffen. Nachkömmlinge der behandelten Pflanzen, die unter keinem elektrostatischen Feld standen, wiesen eine langsame und bizarre Rückbildung auf, an der man die evolutionären Prozesse, die innerhalb einer Generation stattgefunden hatten, nachträglich nachempfinden konnte.

Anscheinend beeinflusst das elektrostatische Feld die Zellteilung der Pflanzen auf eine Art und Weise, die sich unsere Wissenschaftler heute noch nicht erklären können. Es ist wahrscheinlich, dass die Felder einen Einfluss auf das Verhalten der Basen der DNS ausüben und diese sich entsprechend den Feldstärken ordnen.

Die Antwort auf die hier aktiv werdenden Mechanismen ist mit nur einem Wort geklärt: Epigenetik.

Die Epigenetik besagt, dass durch die Methylierung der Cytidin-Basen (also durch die Modifizierung von Basen, die anschließend eine andere

räumliche Struktur aufweisen) innerhalb eines Cytidin-Guanidin-Dinukleotids bestimmte Abschnitte des Erbmateriels reaktiviert oder deaktiviert werden können. Wir haben es hier folglich mit einer chemischen Abänderung an den Grundbausteinen der Erbsubstanz der Zelle zu tun. Der jeweilige Grundbaustein selbst aber bleibt erhalten, weshalb keine genetische Mutation vorliegt.

Da dieses Forschungsfeld noch relativ jung ist, können keine genaueren Angaben über die Ursachen dieser Vorgänge gemacht werden. Allerdings wurde interessanterweise festgestellt, dass die methylierten Cytidin-Basen bevorzugt an den Promotoren auftreten, den Genabschnitten, die für die Steuerung der Gene verantwortlich sind.

Zweifelsohne spielt das elektrostatische Potenzial der Moleküle eine große Rolle, die über die Bindungsaffinität gegenüber dem Partner (Adenin, Guanin, Thymin) entscheidet und einen beträchtlichen Einfluss auf die wichtigen Wasserstoffbrückenbindungen zwischen den Stickstoff- und Wasserstoffatomen ausübt. Durch das Anbringen eines elektrostatischen Feldes ist man imstande, das elektrostatische Potenzial der Basen stark zu beeinflussen und unvorhersehbare Methylierungen zu verursachen, die wiederum eine große Wirkung auf die Promotoren haben.

Genau dieses Phänomen trat womöglich bei den Forschern aus der Schweiz ein, die mit ihren Experimenten, ohne es zu ahnen, große Effekte in der Methylierung der Basen auslösten, die wiederum die Promotoren so beeinflussten, dass die Zellen der heranwachsenden Pflanzen mit neu aktivierten beziehungsweise deaktivierten Genabschnitten keimten. Das Ergebnis war eine makroevolutionäre Entwicklung nach nur einer Generation. Doch was hat das nun genau mit der Evolutionslehre zu tun?

Die Erde ist permanent Strahlungen aus dem Weltall ausgesetzt. Die Strahlungen bestehen vorwiegend aus Protonen, Elektronen, vollständig ionisierten Atomen und Gammastrahlungen. Hier unterscheidet man im Groben zwischen galaktischen Strahlungen, deren Energien bei 1 GeV und höher liegen, extragalaktischen Strahlungen, die Höchstenergien von bis zu 10^{20} eV erreichen, und Strahlungen, die von unserer Sonne ausgehen, wie beispielsweise Sonnenwinde. Somit steht die Erde unter regelrechtem Dauerbeschuss. Der einzige Schutzmechanismus, den unser Planet diesbezüglich besitzt, ist sein Magnetfeld. Die polarisierten Teilchen werden entlang der Feldlinien der Erde weggeleitet und können an ihrer schwächsten Stelle, an den Polen, auf die Atmosphäre treffen, sofern sie die nötige Überwindungsenergie aufbringen können. Dieser Vorgang ist verantwortlich für die Polarlichter.

Die wirkenden Kräfte, die von der Sonne ausgehen, sind so stark, dass sie das Magnetfeld der Erde dauerhaft verformen. Bedingt durch diese Strahlungen entsteht auf der Erde ein elektrostatisches Feld, da die Erdoberfläche eine Überschussladung von knapp $6 \cdot 10^5 \text{ C}$ aufweist. Die Feldstärke in unserer Luft beträgt heute gemittelt 130 V/m , variiert aber sehr stark. Beispielsweise können während eines Gewitters Feldstärken von bis zu $35\,000 \text{ V/m}$ gemessen werden, die sich in Form von Blitzen entladen. Die Stärke des elektrostatischen Feldes der Erde ist abhängig von zahlreichen Faktoren wie der Flugbahn des Planeten, der Rotationsgeschwindigkeit, der Entfernung zur Sonne, Sonnenaktivitäten und vielem mehr. Sollte sich auch nur einer dieser Faktoren verändern, so würde sich umgehend das Feld auf der Erde anpassen und stärker beziehungsweise schwächer werden. Ausgehend von den Ergebnissen der eidgenössischen Forscher und der Epigenetik würden solch größere Veränderungen der Feldstärke einen gravierenden Einfluss auf das Erbgut der Lebewesen haben. Ich bin mir sicher, dass es solche Veränderungen schon oft gegeben hat, wie man sie anhand der kambrischen Radiation erkennen kann.

»Kambrische Explosion«

Geologisch-anthropologische Funde beweisen, dass vor dem Erdzeitalter des Kambriums (vor 542 Millionen Jahren), im Präkambrium, nur einfache beziehungsweise schalen- und wirbellose Lebewesen den Planeten bevölkerten und die Artenvielfalt zu Beginn des Kambriums regelrecht explodierte. Binnen kürzester Zeit tauchten unzählige neue Arten auf, die völlig neue Eigenschaften aufwiesen. Schalen- und Wirbeltiere entwickelten sich wie aus dem Nichts. Ein Phänomen, das keineswegs mit der Evolutionstheorie allein zu erklären ist.

Sicherlich war das Sonnensystem vor 500 Millionen Jahren nicht so ausbalanciert wie heute. Ein vorbeifliegender Himmelskörper oder eine Kollision mit einem Kometen beziehungsweise Meteoriten hätte problemlos die Erdbahn verändern und den Planeten in Richtung Sonne schieben können. Durch dieses Ereignis hätte sich das elektrostatische Feld der Erde rapide verändert beziehungsweise vervielfacht. Auf den ersten Blick würde man vor einem vermeintlichen Problem stehen, denn eine Erdbahnverschiebung würde gleichzeitig bedeuten, dass vor diesem Ereignis die Erde vermutlich weiter weg von der Sonne ihre Bahnen drehte und das vorhandene Wasser somit höchstwahrscheinlich größtenteils vereist war.

Aber diese Überlegung könnte durch die vorliegende Theorie bestätigt werden!

Wo wären Lebewesen bei einer kosmischen Katastrophe am sichersten beziehungsweise wo könnten sie auf einem Eisplaneten am ehesten überleben? Natürlich in den Tiefen der Ozeane! Zu Recht vermutet man heute, dass sich die ersten Lebewesen in der Tiefsee bildeten, wo hydrothermale Quellen am Grund, durch sogenannte Schwarze beziehungsweise Weiße Raucher, die umgebenden Wassermengen massiv durch Vulkanismus erhitzen. Durch den hohen Druck der Tiefsee konnten sich dort keine Schalen- beziehungsweise Wirbeltiere bilden. Meine Annahme: Erst als die Eismassen durch die neue Sonnennähe schmolzen und mehr Sonnenlicht und Energie die Ozeane durchfluteten, waren die Tiefseebewohner imstande, in höhere Wasserschichten aufzusteigen. Da auch das elektrostatische Feld des Planeten immens an Stärke zugenommen hätte, wäre ein evolutionärer »Boom« ausgelöst worden, den wir tatsächlich vorliegen haben. Die Kombination dieser Umstände, die Erkenntnisse, die uns die schweizerischen Experimente liefern, und die Epigenetik sind imstande, eine zufriedenstellende Antwort auf die Frage nach der Ursache der »Kambrischen Explosion« zu liefern.

Wie wir erfahren haben, war die Gattung des Trichoplax bereits im Besitz von Genen, die erst viel später von viel komplexeren Lebewesen benötigt wurden. Das bedeutet, dass viele Fragen bezüglich der Entwicklung von Organen und Mechanismen völlig überflüssig sind, da die Gene hierzu bereits vorhanden waren und durch die Epigenetik auf ihre Aktivierung warteten. Somit musste das Erbmaterial nicht erst durch natürliche Selektion und Gendrift (nach der aktuellen Evolutionstheorie) »erfunden« werden - es war bereits vorhanden. Ausgehend von der Existenz des Trichoplax und seiner erstaunlichen Gene kann man vermuten, dass die schlummern- den Erbinformationen nur darauf warten, sich durch einen äußeren Impuls zu entfalten und völlig neue Lebewesen zu gestalten. Impulse, die ich weiter oben beschrieben habe.

Eine interessante Frage könnte sich auch bei der Fortpflanzung des Tieres ergeben. Kann es sein, dass es sich nur teilt, wenn es seine eigene Art vermehren will, und erst dann Eizellen produziert, wenn diese neue Gene enthalten, die aus irgendwelchen Gründen aus ihrem Schlummerschlaf aktiviert wurden? Die Zukunft wird sicherlich mehr Aufklärung bringen, falls das Tier näher untersucht werden sollte.

Als Resümee lässt sich ziehen: Es ist nicht mehr nötig, nach dem berüchtigten Urkeim zu suchen, da alles darauf hindeutet, das Trichoplax Adhaerens die Anfänge allen Lebens auf diesem Planeten darstellt. Da dieses Tier unfassbar fortgeschrittene Gene innehat, die erst Hunderte von Millionen Jahren später gebraucht und umgesetzt wurden, muss meines Erachtens eindeutig festgehalten werden, dass es keine Makroevolution nach Darwin gab. Die fehlenden anthropologischen Beweise belegen diese Überlegung.

Der »Starken Panspermiehypothese« folgend, die widerspruchsfrei in die vorliegende Theorie einzugliedern ist, gelangte das kleine Tierchen möglicherweise mithilfe eines größeren Gesteinsbrocken aus dem Weltall auf die Erde. Durch größere Veränderungen des elektrostatischen Feldes der Erde und die damit verbundenen epigenetischen Veränderungen kam es zu einer Artenexplosion. Womöglich lebten die Tiere vor dieser Artenexplosion als wirbel- und schalenlose Tiere in der Tiefsee. Auch das Massensterben diverser Arten könnte durch dieses Phänomen erklärt werden. Die epigenetischen Effekte könnten die Tiere binnen einer Generation unfruchtbar machen, da die benötigten Gene durch Methylierung deaktiviert wurden.

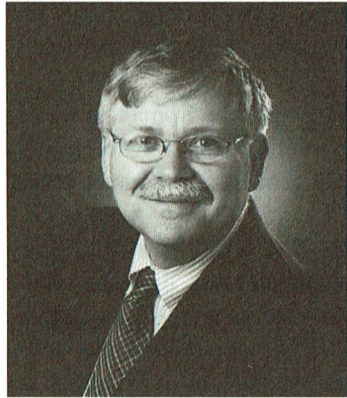
Nichtsdestotrotz verliert Darwins Theorie nicht an Bedeutung, da die natürliche Selektion für sämtliche mikroevolutionäre Schritte der Lebewesen verantwortlich ist.

Es werden in naher Zukunft Kooperationen mit diversen Universitäten angestrebt, um die vorliegende Theorie besser auszuarbeiten und mehr Fachwissenschaftler einzubeziehen. Private Projekte konzentrieren sich aktuell auf den Einfluss von elektrostatischen Feldern auf diverse Pflanzen, deren Ergebnisse für die Realisierung eines ausführlichen Manuskripts herangezogen werden sollen.

Die kulturelle Evolution der ETIs

DIPL.-BIBL. ULRICH DOPATKA INTERVIEWT
DR. STEVEN J. DICK (NASA)

Dr. Steven J. Dick, seit 2003 Direktor und Chefhistoriker des *History Office* der NASA, studierte Astrophysik, Geschichte und Philosophie an der *Indiana University*. Ab 1979 war er als Astronom und Wissenschaftshistoriker am *U. S. Naval Observatory* sowie an der *Naval Observatory's Southern Hemisphere Station* (Neuseeland) tätig. Steven J. Dick ist einer der bekanntesten Experten auf dem Gebiet der Astrobiologie und deren kulturellen Auswirkungen.



U. Dopatka: Weltweit sind sich die meisten Wissenschaftler einerseits einig, dass es außerirdische Intelligenzen gibt - weit, weit entfernt im Kosmos. Andererseits sagen die Wissenschaftler auch, dass, *wenn* eine ETI-Zivilisation existiert, sie sich exponentiell ausbreiten kann, also uns schon besucht haben müsste. Ist dies kein Widerspruch? Ist dies ein Paradox? Könnte eine Art Ausweg sein, dass extraterrestrische Intelligenzen (ETI) so weit in der Evolution fortgeschritten sind, dass deren Zivilisation für uns quasi unsichtbar ist? Sie denken beispielsweise an die Möglichkeit, dass in der Galaxis schon eine post-humane oder post-biologische Evolution mehrheitlich stattgefunden hat.

Dr. S. J. Dick: »Unsichtbarkeit« ist ein eher populärer Begriff. In der Wissenschaft können wir uns nur mit Dingen auseinandersetzen, die auf die eine oder andere Art und Weise greifbar, falsifizierbar sind. Ich glaube, in Bezug auf die ETIs müssen wir deren kulturelle Entwicklung in unsere Überlegungen einbeziehen.

U. Dopatka: In Ihrer Präsentation schreiben Sie: »Space travel is as good as interstellar communication« (»Weltraumfahrt ist genauso gut wie interstellare Kommunikation«). Ist dies vielleicht sogar eine bessere Alternative?

Dr. S. J. Dick: Ja, aus unserer Sicht ist Kommunikation, zum Beispiel mithilfe der Radioastronomie, viel kosteneffizienter und daher vorzuziehen. Aber wenn wir es mit einer Art von technischer Zivilisation, einer post-biologischen Kultur zu tun haben, könnten gerade die physischen Kontakte sinnvoller sein. Die Berücksichtigung (»implications«) technischer Entwicklungen kann für SETI von großer Bedeutung werden und sollte berücksichtigt werden.

U. Dopatka: Könnte es zwischen unserer heutigen Zivilisation und der Evolution sehr weit fortgeschrittener außerirdischer Kulturen irgendwelche gemeinsame Nenner geben?

Dr. S. J. Dick: Eine schwierige Frage, bei der man im Extremfall berücksichtigen muss, dass uns solche ETI-Kulturen Milliarden von Jahren voraus sind. Generell lässt sich hier nur an etwas denken, das wir »artificial intelligence« (künstliche Intelligenz) nennen. Wie solche Gemeinsamkeiten sich äußern ...? Darüber kann man zurzeit nur spekulieren, und das ist das Feld der Science-Fiction!

U. Dopatka: Birgt der direkte Kontakt mit außerirdischem biologischem Material nicht ein Risiko? Ist das irdische Leben, wenn wir an Epidemien denken, nicht durch einen unmittelbaren Kontakt gefährdet?

Dr. S. J. Dick: Selbstverständlich gibt es immer ein Risiko beim Kontakt auch schon mit mikroskopischen Lebensformen. Ich denke aber, dass die beteiligten Wissenschaften diesen Punkt erkannt haben und, sollte man zum Beispiel auf Zellmaterial stoßen, diesen Aspekt sicher berücksichtigen werden.

U. Dopatka: Wenn eine extraterrestrische Intelligenz gefunden wird, sei es, dass sie durch SETI bewiesen wird - wir also zum Beispiel einen definitiven Nachweis per Radioteleskope erhalten - oder es sogar einen direkten Kontakt gäbe: Wie beurteilen Sie dann die Folgen für die Menschheit?

Dr. S. J. Dick: Um diese Frage genau zu beantworten, müssen wir das, was wir unter Nachweis verstehen, differenzieren. Wie Sie sagen: einerseits, wenn es um den reinen Nachweis geht: »Wir sind nicht allein im Universum« - oder andererseits um direkte Kontakte. Zu diesen Gebieten gibt es bereits eine enorme Fachliteratur, die die Gesichtspunkte eingehend beurteilt. Ich selbst denke, dass es keine negativen Auswirkungen haben wird, ich glaube, wir müssen nicht ängstlich sein. Ich bin in dieser Hinsicht eher optimistisch.

»Come search with us!«
Die Forschungstätigkeit
der A. A. S.

VON STD DIPL.-HDL. PETER FIEBAG

»Wir hoffen, ein Forum für einen freien Austausch von Ideen zu fördern und so die Aufmerksamkeit für die Suche nach Beweisen zu fördern, dass außerirdische Wesen die Erde besuchten, lange bevor die Menschen begannen, die Geschichte aufzuzeichnen. [...] Wir begrüßen die Unterstützung und Mitwirkung aller aufgeschlossenen Menschen.«

Gene M. Phillips, Founder of the AAS, 1973

»Ich hatte den Film von Erich von Däniken gesehen und war fasziniert. Däniken selbst befand sich auf einer Vortragstournee durch US-Hochschulen. Wir trafen uns. Er war von meiner Gründung einer gemeinnützigen Gesellschaft begeistert und versprach jede erdenkliche Unterstützung. Daran hielt er sich in dankenswerter Weise«, fasste 1975 Dr. Gene M. Phillips [11, der Präsident der *Ancient Astronaut Society*, rückblickend den Start einer großartigen Idee zusammen. Mit der AAS sollte eine Forschungsgesellschaft entstehen mit dem Zweck des Sammeins, Austauschens und Publizierens von Indizien, die geeignet seien, die folgenden drei theoretischen Ansätze zu unterstützen:

- a) die Erde erhielt in prähistorischen Zeiten Besuch aus dem Weltall (oder),
- b) die gegenwärtige technische Zivilisation auf diesem Planeten ist nicht die erste,
- c) a und b kombiniert.

Der Startschuss

»Es schien mir vernünftig«, so der angesehene Rechtsanwalt Phillips aus Illinois, »eine neue Organisation ins Leben zu rufen, die diesen Dingen unvoreingenommen, ohne Bindung an irgendwelche Doktrinen oder Dogmen nachging. Auch wollte ich interessierten Kreisen aus der ganzen Welt die Möglichkeit bieten, sich aktiv bei der Suche nach den Rätseln der menschlichen Frühgeschichte und der Entstehung der Menschheit zu engagieren.« [2]



Gene M. Phillips, Gründer und Präsident der Ancient Astronaut Society. (Foto:A.A. S./ArchivFiebag)

Gemeinsam mit Erich von Däniken, dem nach seinem Megaseller *Erinnerungen an die Zukunft* weltbekannten Autor aus der Schweiz, konnte das große Unternehmen beginnen. Die Zahl der Mitglieder stieg rasant an. Nur ein Jahr später trafen sich bereits 300 von ihnen zu einer Weltkonferenz in Chicagos *Arlington Park Towers Hotel*. Die

Chicago Tribune [3] schrieb in einer Reportage über die Zusammenkunft hochrangiger Wissenschaftler wie des Philosophieprofessors Luis E. Navia oder des Konstrukteurs der Mondlandefähre, Josef F. Blumrich, dass dieses Treffen »vielleicht der bedeutendste Versuch ist, der Theorie der Ancient Astronauts Glaubwürdigkeit zu verleihen«. Ein Jahr später holte Erich von Däniken zum ersten Mal eine Weltkonferenz der AAS nach Europa. Wie begeistert die Idee der Paläo-SETI aufgegriffen wurde, zeigt, dass schon im Mai 1975, nur 20 Monate nach Gründung der *Ancient Astronaut Society* am 14. September 1973, 1235 Mitglieder aus 16 Ländern der AAS angehörten. Und die Zahl derer, die mitforschen wollten, stieg und stieg. 15 Jahre später umfasste die »Landkarte der Mitglieder« 76 Nationen. [4]

Am Rande des »Eisernen Vorhanges«, in Crikvenica (Jugoslawien), traf sich die AAS 1976 eine ganze Woche lang, damit, so Erich von Däniken [5], »erstmal Teilnehmer aus dem Ostblock Gelegenheit zur Mitarbeit erhalten. Die Erfahrungen verschiedener Forscher auf unserem Fachgebiet aus den kommunistischen Ländern wird zweifellos eine starke Belebung des AAS-Gedankens auf internationalem Parkett bewirken.«

Am Rande des »Eisernen Vorhanges«, in Crikvenica (Jugoslawien), traf sich die AAS 1976 eine ganze Woche lang, damit, so Erich von Däniken [5], »erstmal Teilnehmer aus dem Ostblock Gelegenheit zur Mitarbeit erhalten. Die Erfahrungen verschiedener Forscher auf unserem Fachgebiet aus den kommunistischen Ländern wird zweifellos eine starke Belebung des AAS-Gedankens auf internationalem Parkett bewirken.«

Ein Jahr später flogen AAS-Forscher aus der ganzen Welt nach Rio de Janeiro (Brasilien), 1978 erneut nach Chicago (USA), wo die *Maine Historical Society* (gegründet 1929) Erich von Däniken und Josef Blumrich stellvertretend für die gesamte AAS die Goldmedaille für ihre historischen Forschungen verlieh.

In München fand ein großer Weltkongress schließlich 1979 statt. Klangvolle Namen weltweit bekannter Forscher und Schriftsteller waren von Beginn an unter den Referenten: die Bestsellerautoren Peter Tompkins, Andrew Thomas, Zecharia Sitchin und Tom Valentin aus den USA, Jacques Bergier (Frankreich), Raymond Drake und Robert Tempel (Großbritannien) - und Wissenschaftler von Rang und Namen: zum Beispiel der Geologe Prof. Vladimir Avinsky (UdSSR), der SETI-Astronom Dr. Duncan Lunan (Großbritannien) oder der Archäologe Prof. Hans Schindler Bellamy (Österreich).

Der Philosoph Prof. Pasqual Schivella (USA), Präsident des *National Council for Critical Analysis*, erklärte:

»Die Ancient Astronaut Society erwartet nicht mehr von der Welt, als dass ihr das Recht zugestanden wird, ihre Ideen im gleichen Geiste wie die Wissenschaft verfolgen zu dürfen, und dass ihre Funde mit der gleichen respektvollen Aufmerksamkeit aufgenommen werden wie diejenigen anderer Wissenschaften.«



Bestsellerautoren vereint (von links nach rechts): Robert Bauval, Erich von Däniken, Star-Astrophysiker Prof. Michio Kaku, Luc Bürgin, David H. Childress, Prof. Rostislaw Furduy und Peter Fiebag. (Foto: Tatjana Ingold)

1983 formulierte der Raumfahrtwissenschaftler Prof. Harry O. Ruppe (TU München) dann die »AAS-Hypothese«, wie er sie nannte, indem er einen »umgekehrten Weg« des Beweises vorschlug, um so dem Grundsatz einer wissenschaftlichen Hypothese entsprechen zu können, dass sie widerlegbar sein müsse. H. O. Ruppe [6]: »Prämisse: Im Laufe der Erdentwicklung wurde unser Heimatplanet niemals von einer extraterrestrischen Zivilisation besucht; dementsprechend gibt es keinen Einfluss einer extraterrestrischen Zivilisation auf die Entwicklung zum Menschen hin. Zielsetzung der Prä-Astronautik: zu beweisen, dass die Prämisse falsch ist. Die Beweise sind durch Ausdauer, Fleiß, Wissen und eine gute Portion Glück zu finden.«

Expeditionen, Publikationen, Forschungen

Parallel zur Förderung des geistigen Austausches zwischen den Kontinenten und Ländern startete die neue Organisation die erste Mitgliederexpedition im Juli 1975 nach Peru und Bolivien. Innerhalb weniger Monate, im November 1975 und November 1976, führten weitere Expeditionen nach Mexiko, und mit Jeep, Flugzeug und Boot ging es zu den Maya-Ruinen in Guatemala und Honduras. Ein nicht ganz ungefährliches Unternehmen zu jener Zeit, denn Guerillakämpfer machten diese Region unsicher. Stephen Woolley und John Sission aus England leiteten sogar eine AAS-Expedition in die Sahara, in das Tassili-Gebirge, um die prähistorische Felsenzeichnung des »Großen Marsgottes« mit eigenen Augen sehen zu können. Die Tradition dieser ersten AAS-Reisen setzt bis heute Erich von Däniken fort, der zusammen mit vielen Mitgliedern die interessantesten archäologischen Stätten aufsucht, von Indien über Australien, Neuseeland, die Osterinsel und Tahiti bis nach Süd- und Mittelamerika.

Doch schon in den ersten Jahren machten sich aus den Reihen der AAS immer mehr Einzelforscher auf, unbekannte Gegenden zu besuchen, um weitere Indizien für die Theorie der »Astro-Archäologie«, wie sie zu dieser Zeit bezeichnet wurde, zu finden. Hinzu stießen Forscher wie die Ingenieure und Linguisten George Sassoon und Rodney Dale, die aus der altjüdischen *Kabbala* ein hochmodernes Gerät (die Manna-Maschine) rekonstruieren konnten, der Ägyptologe Prof. Khalil Messiha, der ein Segelflugmodell unter den Schätzen des Kairoer Museums aus pharaonischen Zeiten wiederentdeckte, später Forscher wie Dr. Algund Eenboom, Peter Belting und Conny Lübbers, die das Symbol der AAS, ein flugzeugartiges Goldamulett aus Präkolumbien, im Modell tatsächlich zum Flie-

gen brachten, oder die beiden Wiener Schriftsteller Peter Krassa und Reinhard Habeck, die gemeinsam mit Elektroingenieur Walter Garn die glühlampenartigen Abbildungen des ägyptischen Dendera aufleuchten ließen. Und Dr. Johannes Fiebag trug wesentlich zum theoretischen Unterbau der Paläo-SETI-Hypothese bei.



»Set Course to Explore the Ancient Mysteries of the World!« Der Planetengeologe Dr. Johannes Fiebag und Erich von Daniken. (Foto: Johannes Fiebag)

Die »neue« A. A. S.

1998 entschied sich Erich von Däniken für eine Veränderung: von der *Ancient Astronaut Society* zur Forschungsgesellschaft für Archäologie, Astronautik und SETI. [7,8] Die Auflagen der englisch- und deutschsprachigen AAS-Publikationen gaben dem Konzept der A. A. S. recht. Die besten Beiträge wurden ab 1988 im Goldmann-Verlag in der Buchreihe *Kosmische Spuren* veröffentlicht, seit 2003 publiziert der Kopp Verlag die neuesten Ergebnisse aus der Paläo-SETI-Forschung, die in mehrere Sprachen übersetzt werden.

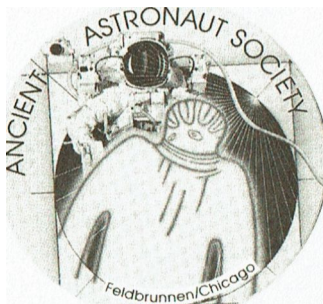
Da die A. A. S. auch zielführende Forschungen finanziell unterstützt, wurde die Möglichkeit zu einer Platin-Mitgliedschaft eröffnet, sodass auf

diesem Wege ein finanzieller Rahmen für Paläo-SETI-Projekte geschaffen wurde. Hinzu kommen die Aktivitäten der Erich-von-Däniken-Stiftung, die in den vergangenen Jahren wissenschaftliche Projekte unter Fragestellungen der Paläo-SETI zum Beispiel in Nasca finanzierte. A. A. S.-Seminare von und mit Erich von Däniken, in den 1990er-Jahren auch von Johannes und Peter Fiebag angeboten, bieten zusätzlich eine exzellente Möglichkeit, sich intensiv mit der Paläo-SETI-Thematik zu befassen.

Stets haben ihre führenden Köpfe und alle A. A. S.-Forscher verstanden, die Signale der Zeit aufzunehmen: Nutzbringend werden theoretische und praktische Forschungen durch die aktuellen wissenschaftlichen Aussagen gestützt und ergänzt, um den grundlegenden Gedanken auf dem neuesten Stand und wachzuhalten, dass mindestens eine außerirdische Zivilisation diesen Planeten bemannt oder unbemannt bereits vor langer Zeit besuchte und dass es möglich sein müsste, eines Tages einen Beweis für diese Hypothese zu finden.

»Eines ist gewiss«, schrieb Erich von Däniken Ende der 1970er-Jahre - und seine Worte sind bis heute aktuell: »Mit unserer Vergangenheit, jener, die Tausende und Zehntausende von Jahren zurückliegt, stimmt etwas nicht. Wir AAS-Mitglieder versuchen, mit konventionellen und unkonventionellen Mitteln diese Vergangenheit transparent werden zu lassen. Das moderne Verständnis der menschlichen Frühgeschichte beginnt erst. >Come search with us!< - >Komm, suche mit uns!<«

Offenen Geistes wird die A. A. S. auch künftig ungewöhnliche Lösungswege vorschlagen und gehen. Jeder ist hierbei willkommen, aktiv dieses große gemeinsame Anliegen voranzubringen, zu diskutieren und neue Forschungen einzuleiten.



Das Emblem der AAS.

Anhang

Literaturverzeichnis

KAPITEL I: TABU UND FORSCHUNG

Ulrich Dopatka: ETI-Forschung als Normalität

- L1J <http://www.iau-c51.org/>
[2] <http://www.origins2011.univ-montp2.fr/>

Peter Fiebag: Bausteine der Geschichte

- [1] Böhm, D.: *Wholeness and the Implacte Order*. 1983
[2] Fiebag, J.: »Editorial Ancient Skies«. In: *Ancient Skies*, 3/1996
[3] Müller, Th. Ch.: *Die wissenschaftliche Arbeit mit Quellen. Grundlagenpapier für das Geschichtsstudium*. Historisches Seminar der Universität Zürich, 1998
[4] Fontenelle, B. L. B. de: *Elements de la Géométrie de L'Infini. Werke, Bd. VI*, S. 38
[5] Pecheu, M.: *Ideologie und Geschichte der Wissenschaften*. Frankfurt 1977
[6] Toulmin, St.: *Voraussicht und Verstehen*. Frankfurt 1981
[7] Iggers, G. G.: *Deutsche Geschichtswissenschaft*. München 1971
[8] Odenwald, M.: »Die erste Schrift der Welt«. In: *Focus Magazin*, Nr. 15,2010
[9] Kosselek, R.: »Ist Geschichte eine Fiktion?«. In: *NZZ Folio*, März 1995
[10] Goertz, H.-J.: *Umgang mit Geschichte, Eine Einführung in die Geschichtstheorie*. Rowohlt's Enzyklopädie. Reinbek bei Hamburg 1995
[11] Humboldt-Universität zu Berlin, Seminar für Afrikawissenschaften, TU: Wissenschaftliche Arbeiten im Fach der Afrikawissenschaften, Vincent Ovaert (vincent.ovaert@rz.hu-berlin.de)
[12] Schäfer, S.: »Steinzeitliches Kino. Filme auf Felsen«. *Spiegel Online*, 01.07.2010

- [13] Ulbrich, R.: »Waren die Götter nur Astronauten?«. In: *Ancient Skies*, November/Dezember 1988

KAPITEL II: PHARAONEN UND PROPHETEN

G. F. L. Stanglmeier: Akte Abydos

- 111 Winlock, H. E.: *The Temple of Ramesses I at Abydos*. Metropolitan Museum of Art, 1937; Reprinted by Arno Press, 1973
- [2] Winlock, H. E.: *The Bas-Reliefs from the Temple of Ramesses I at Abydos*. 1937; Reprinted by Arno Press, 1973
- [3] Meyer, E.: *Geschichte des Alten Ägyptens*. Berlin 1886, S. 143 ff.
Däniken, E. v.: *Der Mittelmeerraum und seine mysteriöse Vorzeit*. Rottenburg 2012, S. 116
- [4] Däniken, E. v.: *Beweise*. Düsseldorf 1977, S. 7
- [5] Bonnet, IL: *Lexikon der ägyptischen Religionsgeschichte*. Hamburg 2000, S. 3
Weeks, Kent R.: *Ramses II, Das Totenhaus der Söhne*. Droemer-Geo, München 1999
- [6] *Terra X: Operation Sethos*. Arte, 15.12.2001, 20.45 Uhr
- [7] Lippert, H.: *Terra X: Von den Oasen Ägyptens zum Fluch des Inka-Goldes*. München 2003
- [8] Reeves, N. und Wilkinson, R. H.: *Das Tal der Könige, Geheimnisvolles Totenreich der Pharaonen*. Düsseldorf 1999

Jürgen Zimmermann: In den Krypten des Harthor-Tempels

- [11] Arnold, D.: *Die Tempel Ägyptens*. Zürich 1992
- [2] Clayton, P. A.: *Das wiederentdeckte alte Ägypten in Reiseberichten und Gemälden des 19. Jahrhunderts*. Bergisch Gladbach 1983
- [3] Däniken, E. v.: *Die Augen der Sphinx*. München 1989
- [4] Dümichen, J.: *Bauurkunde der Tempelanlage von Dendera*. Bad Honnef 1982; Neudruck der Ausgabe Leipzig 1865
- [5] Dümichen, J.: *Baugeschichte des Dendera-Tempels*. Starnberg 1988; Neudruck der Ausgabe Leipzig 1877

- [6] Hannig, R.: *Großes Handwörterbuch Ägyptisch-Deutsch*. Mainz 1995
- [7] Krassa, R und Habeck, R.: *Licht für den Pharao*. Luxemburg, 1982
- [8] Krassa, R und Habeck, R.: *Das Licht der Pharaonen*. München 1992
- [9] Ose, R.: »Elektrizität im alten Ägypten?«. In: *Süddeutsche Zeitung*, 3/2003, S. 8-11
- [10] Pössel, M.: *Phantastische Wissenschaft*. 2000
- [11] Waitkus, W.: *Die Texte in den unteren Krypten des Hathortempels von Dendera. Münchener Ägyptologische Studien - Band 47*. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 1997

Algund Eenboom: Altes Testament reloaded

- 111 Finkelstein, I. und Silberman, N. A.: *Keine Posaunen vor Jericho*. München 2004
- [2] Finkelstein, I. und Silberman, N. A.: *David und Salomo. Archäologen entschlüsseln einen Mythos*. München 2006
- [3] Sassoon, G. und Dale, R.: *Die Manna-Maschine*. Rastatt 1979
- [4] Fiebag, J. und P.: *Die Entdeckung des Heiligen Grals*. Luxemburg, 1983
- [5] Zick, M.: »Die Scherbe des Anstoßes«. *Der Tagesspiegel*, 20.01.2010
- [6] Fiebag, P.: »Tausendundein Irrtum. Tauwetter für eingefrorene Weltbilder«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 1/1009, S. 8-14

Anke und Horst Dunkel: Die Legende der Königin von Saba, ihres Sohnes Menelik und der Bundeslade

- [1] »So entdeckte ein Hamburger den Palast der Königin von Saba«. In: *Hamburger Abendblatt*, 09.05.2008
- [2] »Forscher entdecken den Palast der Königin von Saba«. 20min.ch/news/wissen/story/2001128120, 09.05.2008
- [3] Eggebrecht, H.: »Neues von der Königin von Saba«. In: *Süddeutsche Zeitung*, 09.05.2008
- [4] Dunkel, H.: »Das Geheimnis um die Königin von Saba«. In: *Süddeutsche Zeitung*, 5/1995
- [5] Fiebag, P. und J.: *Die Entdeckung des Grals*. München 2006
- [6] *Kebrä Nagast. Die Herrlichkeit der Könige, nach den Handschriften in Berlin, London, Oxford und Paris, zum ersten Mal im äthiopischen Original*. Leipzig 2006

sehen Urtext herausgegeben und mit deutscher Übersetzung versehen von Carl Bezold. Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften, I. Kl. XXIII, Bd. I., München 1905

- [7] Fiebag, P., Eenboom, A. und Belting, R: *Flugzeuge der Pharaonen. Antike Flugtechniken in drei Kontinenten*. Rottenburg 2004
- [8] »Palast der Königin von Saba entdeckt?«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 09.05.2008
- [9] Marks, G.: »Ein Hamburger Archäologe will den Palast der Königin von Saba entdeckt haben«. In: *Berliner Zeitung*, 23.05.2008

Peter Fiebag: Forscherneid

- [1] Brief von H. Ziegert. Axum-Projekt 2008. »Abstimmung über die Wahrheit«. Brief vom 22.07.2008 an P. Fiebag
- [2] Uhlig, S.: »Hat Helmut Ziegert den Palast der Königin von Saba gefunden?«. Pressemitteilung der Forschungsstelle Äthiopistik vom 21.05.2008
- [3] Ziegert, H.: »>Nur wer fragt, gewinnt. Was will und wem nutzt die Archäologie?«. In: *Stader Jahrbuch 1991/1992*. 1993, S. 7- 21.
- [4] »Palast der Königin von Saba entdeckt?«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 09.05.2008
- [5] Ziegert, H. und Siebers, D.: »Einführung in die archäologische Feldforschung. Quellenerschließung und Quellendokumentation«. Vorlesung an der Universität Hamburg, SS 2012 LV-Nr. 56-214. Proseminar
- [6] »So entdeckte ein Hamburger den Palast der Königin von Saba«. In: *Hamburger Abendblatt*, 09.05.2008
- [7] Brief von P. Fiebag an H. Ziegert. 20.07.2008
- [8] Vgl. Ziegert, H.: »Objekt- und problemorientierte Forschungsansätze in der Archäologie«, 1980

Algund Eenboom: Vergessene Heiligtümer: Abessiniens wundersame Windleiter

- f 1] *The Kebra Nagast*. Übersetzt von E. A. Wallis Budge. London 1932
- [2] Fiebag, J. und P.: *Zeichen am Himmel*. München 1995
- [3] Eenboom, A.: »Die fliegenden Wagen des Königs Salomon - ein vergessenes Heiligtum«. In: *Tagungsband zum One-Day-Meeting*

- der Forschungsgesellschaft für Archäologie, Astronautik und SETI, Berlin 2011. Groß-Gerau 2012, S. I 12-124*
- [4] Eenboom, A.: »Altes Testament reloaded. Das dramatisch neue Bild der Geschichte Israels«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 5/2010
- [5] Anm.: Interessante Ausführungen hierzu machen H. und A. Dunkel in: Fiebag, J. und P.: *Die Ewigkeits-Maschine*. München 1998, S.196-202
- [6] Emmerich, M.: »Neues über die Königin von Saba und ihre Nachfahren«. *Wissenschaft.de*, 21.06.2012.
- [7] Pagani, L. et al.: *American Journal of Human Genetics*. 22.06.2012
- [8] »Königin von Saba hinterließ Spuren im Genom der Äthiopier.« (doi: 10.1016/j.ajhg.2012.05.015). <http://www.scinexx.de/wissen-aktuell-14869-2012-06-22.html>
- [9] Vgl. Belting, P., Eenboom, A. und Fiebag, P.: *Flugzeuge der Pharaonen. Antike Flugtechniken in drei Kontinenten*. Rottenburg 2004
- 110) Winter, S. (Hg.): *Das große Fliegerbuch*. Reutlingen 1962
- 11 11) Budge, B.: »The Queen of Sheba and her only Son Menyelek«. In: *In Parentheses. Publications Ethiopian. Series Cambridge*, Ontario 2000
- 112) Betzold, C.: *Kebra Nagast. Die Herrlichkeit der Könige. Nach den Handschriften in Berlin, London, Oxford und Paris*. Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften. München 1905
- [13] Negussie, A. D.: *The Fetha Nagat and its Ecclesiology*. Bern 2010
- [14] Heyer, F.: *Die Kirchen Äthiopiens*. Berlin und New York 1971

III. KOSMISCHE INDIANERKUETUREN

Erich von Däniken: Verflixter Weltuntergang

- [1] Diego de Landa: *Relation de las cosas de Yucatan*. Madrid 1566
- [2] Ermel, G.: »Bolon Yokte, Gott L und ein Flugobjekt«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 1/2012
- [3] Stuard, D. und G.: *Palenque, Eternal City of the Maya*. London 2008
- [4] Diodor von Sizilien: *Geschichtsbibliothek. 2. Buch*. Stuttgart 1866
- [5] Pessl, H. v.: *Das Chronologische System Manethos*. Leipzig 1878

- [6] Herodot: *Historien*, 2. Buch. Kap. 141 + 142
- [7] Makemson, W. M.: *The Book of the Jaguar Priest. A translation of the book of Chilam Balam of Tizimin*. New York 1951

Gisela Ermel: Tortuguero wiederentdeckt

- 111 Houston, St. und Stuart, D.: »Of Gods, Glyphs, and Kings: Divinity and Rulership among the Classic Maya«. In: *Antiquity*, Vol. 70, 1996
- [2] Houston, St.: »What will not happen in 2012«. In: *Maya Decipherment.*, 20.12.2008, <http://decipherment.wordpress.com/2008/12/20/what-will-not-happen-in-2012>
- [3] Gronemeyer, S. und MacLeod, B.: »What could happen 2012: A Re-Analysis of the 13-Baktun Prophecy on Tortuguero Monument 6«. In: *Wayeh Notes*, Nr. 34, 2010
- [4] Grofe, M. J.: »The Name of God L: Bolon Yokte K'uh?«. In: *Wayeh Notes*, Nr. 30, 2009
- [5] Gillespie, S. D. und Joyce, R. A.: »Deity Relationships in Mesoamerican Cosmology: The Case of the Maya God L«. In: *Ancient Mesoamerica*, Vol. 9, 1998
- [6] Jenkins, J. M.: »Comments on the 2012 Text on Tortuguero Monument 6 and Bolon Yokte K'uh«. Mai 2006, <http://edj.net/mc2012/bolon-yokte.html>
- [7] Boot, E.: »At the Court of Itzam Nah Yax Kokaj Mut. Preliminary Iconographic and Epigraphic Analysis of a Late Classic Vessel«. 30.10.2008, www.mayavase.com/God-D-Court-Vessel.pdf
- 181 Vgl. Fiebag, P.: *Der Götterplan*. München 1995, S. 29ff.
- [9] Stuart, D.: »More on Tortuguero's Monument 6 and the Prophecy that wasn't«. 04.10.2011, <http://decipherment.wordpress.com>

Rafael Videla Eissmann: Das uralte Wissen der Mapuche

- [11 Rosales, D. de.: *Historia general de Reino de Chile. Flandes Indiano*. Imprenta de El Mercurio. Valparaiso 1877-1878
- [2] Santa Cruz Osa, B.: *Legendas y cuentos araucanos. Biblioteca Fantástica, Vol. 17*, Sociedad Imprenta y Litografía Universo, Valparaiso 1938

- [3] Molina, J. I.: *Compendio de la historia geográfica, natural y civil del Reino de Chile (1776)*. Madrid 1788-1795
- [4] Plath, O.: *Geografía del mito y legendas chilenos (1974)*. Santiago de Chile 1983
- [5] Lenz, R.: *Estudios araucanos*. Santiago de Chile 1895-1897
- [6] Lenz, R.: *Tradiciones e ideas de los araucanos acerca de los terremotos*. Santiago de Chile 1912
- [7] Nanculef Huaiquinao, J.: »La cosmovisión la filosofía mapuche«. In: *Revista de estudios criminológicos y penitenciarios*. Ministerio de Justicia, Gendameria de Chile Nr. 6, Santiago de Chile 2003
- [8] Gonzales, C.: *Simbolismo en la alfarería mapuche. Claves astronómicas*. Santiago de Chila 1986
- [9] Izquierdo Gallo, M.: *Mitología americana. Selección de los mitas aborígenes de Americana*. Madrid 1956

Edison Boaventura Jr.: Rätselhafte Felsbilder in Brasilien

- [1] Baldus, H.: *Die Jaguarzwillinge*. Kassel 1958
- [2] Ehrenreich, R: *Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Völker*. Berlin 1905. Außerdem »Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens«. In: *Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde, Bd. 2, 1./2. Heft*. Berlin 1891
- [3] Lukesch, A.: *Schamanen am Rio Xingu*. Wien, Köln 1990
- [4] Steinen, K. von den: *Durch Central-Brasilien. Expedition zur Erforschung des Schingu im Jahre 1884*. Leipzig 1886
- [5] Koch-Grünberg, Th.: *Zwei Jahre unter den Indianern*. Berlin 1909/1910
- [6] Krause, F.: *In den Wildnissen Brasiliens*. Leipzig 1911
- [7] Nimuendaju-Unckel, C.: »Sagen der Tembê-Indianer«. In: *Zeitschrift für Ethnologie*, 47, Berlin 1915

Wolfgang Siebenhaar: Die Inka vor den Inka

- [1] Bingham, H.: *Lost City of the Incas. The Story of Machu Picchu and its Builders*. Lima 1948
- [2] Waisbard, S.: *Machu Picchu. Die heilige Stadt der Inka*. Paris 1974
- [3] »Entdeckte Grabstätten in Peru sind noch älter als die Inka-Stadt Machu Picchu«. *Paradisi.de*, 28.02.2011

- [4] Cieza de León, Pedro de: *Obras Copletas. La Crónica del Peru*. Madrid 1984
- [5] »Inka - ein Mythos stürzt«. In: *Bild der Wissenschaft*, 11/1999
- [6] Gadow, P.: *Erinnerungen an die Wirklichkeit*. Berlin 1969
- [7] Julien, C.: *Die Inka. Geschichte, Kultur, Religion*. München 1998
- [8] Vgl. Urton, G.: *The History of a Myth; Pacariqtambo and the Origin of the Incas*. Austin 1990
- [9] Montesinos, F. de: *Memorias Antiguas Historiales y Politcas del Perú*. 1644
- [10] Savoy, G.: *Antisuyo*. New York 1970
- [11] Markham, Sir C.: *The Incas of Peru*. Lima 1977
- [12] Ubbelohde-Doering, H.: *Kulturen Alt-Perus*. Tübingen 1966

Marie-Marthe Rennel: Inka, Indianer und die verlorene Stadt

- [1] Borries, U. v.: »Die Legende einer verlorenen Stadt«. Interview mit Thierry Jamin und Herbert Cartagena. ZDF, 09.04.2006
- [2] Jamin, Th. und Ruquier, P. A.: *L'eldorado Inca - à la recherche de Paititi*. Paris 2006
- [3] www.granpaititi.com
- [4] Newsletter Thierry Jamin, 03 - Juli 2010
- [5] Debru, S.: *Tahuantisuyu - zu Aymara und Machiguenga. Eine französische Bolivien-Peru Expedition*. Leipzig 1972
- [6] Ertl, H.: *Paititi. Ein Spähtrupp in die Vergangenheit der Inkas im Rahmen der Anden-Amazonas-Expedition 1954/55*. München 1956
- [7] Magazin *Historia*, Spezialausgabe Archäologie, Juli/August 2010

Gary A. David: Die Fliegenden Schilde der Kachinas

- 111 Waters, F.: *The Book of the Hopi*. New York 1963
- [2] www.welcomehome.org/rainbow/prophecy/hopi.html
- [3] Edmund Nequatewa: *Truth of a Hopi. Museum of Northern Arizona Bulletin No. 8*, 1936
- [4] Waters, F.: *Mexico Mystique*. Athens, Ohio, 1989
- [5] Malotki, E. und Lomatuway'ma, M.: *Earth Fire: A Hopi Legend of the Sunset Crater Eruption*. Flagstaff 1987
- [6] Robert Morning Star: »Terra Papers: The Hidden History of Planet Earth«. In: *Perspectives Magazine*, März/April 1996

Gisela Erniel: Kusiut, Nusmata und Sonnenboot

- 111 Mellwraith, T. F.: *The Bella Coola Indians*. University of Toronto Press, Toronto 1948
- [2] Stott, M. A.: *Bella Coola Ceremony and Art*. McGill University Press, 1968
- [3] Mellwraith, T. F.: *At home with Bella Coola Indians. Field Letters, 1922-1924*, National Library of Canada, Vancouver 1924
- [4] Kennedy, D. und Bouchard, R.: »Northern Coast Salish«. In: *Wayne Sutilis: Handbook of North American Indians, Vol. 7*. Washington 1990
- [5] www.nuxalk.net/html/press_releases.htm
- [6] Leen, D.: »A Gallery of northwest petroglyphs: shamanic art of the pacific northwest«, <http://danielleen.org/petroglyphs.html>, 2011
- [7] Boas, F.: »Indianische Sagen von der Nord-Pacifischen Küste Amerikas«. In: *Zeitschrift für Ethnologie*, Vol. 27, Heft I I, Berlin 1895

IV. HEILIGE STÄTTEN

Erich von Däniken:

Der Mittelmeerraum und seine mysteriöse Vorzeit

- 11] Heyerdahl, Th.: *Wege übers Meer*. München 1975
- [2] Hassler, G. v.: *Noahs Weg zum Amazonas*. Hamburg 1976
- [3] Plinius, Cajus Secundus: *Die Naturgeschichte*. Übersetzt von Prof. Dr. G. C. Wittstein. I. Band, Leipzig 1881
- [4] Homer: *Illias und Odysse*. Übersetzung von P. von der Mühl. Basel 1946
- [5] Mooney, G. W.: *The Argonautica of Apollonius Rhodius*. Dublin 1912
- [6] Jellinek, K.: *Moses ben Scheint ob von Leon*. Leipzig 1851
- [7] Fiebag, P., Gruber, E., Holbe, R.: *Mystica*. Augsburg 2002

Peter Fiebag: Planet der Heiligtümer

- [1] Bogacki, B. J.: *Führer durch das Heiligtum St. Michael auf dem Gargano*. Monte S. Angelo 2009

- [2] a) Brief von Papst Galasius I. an Justus, Bischof von Larino (493/494);
 b) Brief von Papst Gelasius I. an Herculentius, Bischof von Potenza (492-496);
 c) *Martyrologium Geronimianum'*,
 d) *Liber de apparitione sancti Michaelis* in Monte Gargano, VIII. Jahrhundert
- [3] »Monte Sant' Angelo. Der Drachentöter aus Apulien«. In: Müller-Gräffshagen, K. und Nerowski, H. (Hg.): *Pilgerstätten und Heiligtümer der Christenheit in aller Welt*. München o. J., S. 224-230
- [4] Neuere Forschungen beziehen dieses Ereignis auf eine Begebenheit während der Kampfhandlungen des Langobardenherzogs Grimoaldo und den Griechen um 662/663
- [5] Fiebag, J.: *Die geheime Botschaft von Fatima*. Tübingen 1986
- [6] Fiebag, J. und P.: *Himmelszeichen. Eingriffe Gottes oder Manifestationen einer fremden Intelligenz?*. München 1992
- [7] Wegener, J. und Lichy, L.: *Fatima - Geschichte und Botschaft*. Steyl 1981
- [8] Siehe auch: Ermel, G.: *Rätselhafte Tilma von Guadelupe*. Marktobendorf 2002
- [9] a) Fiebag, J.: *Die Anderen*. München 1993
 b) Fiebag, J.: *Kontakt*. München 1994
 c) Fiebag, J.: *Sternentore*. München 1996
- [10] Hopkins, B.: *Eindringlinge*. Hamburg 1991
- [11] Jacobs, D. M.: *Geheimes Leben*. Rottenburg 1992
- [12] Grömling, W.: »Heilige und Legenden«. In: Däniken, E. v. (Hg.): *Jäger verlorenen Wissens*. Rottenburg 2003
- [13] Kees, H.: *Der Götterglaube im alten Ägypten*. Berlin 1987. Nach: Couyat-Mentet: *Les inscriptions hiéroglyphiques du Qmâdi Hamamût* (Bd. 34 der *Mém. de l'Inst.*), Le Caire 1912
- [14] Ermann, A. und Ranke, H.: *Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum*. Tübingen 1923; neu bearbeitet 1984
- [15] Kees, H.: *Der Götterglaube im alten Ägypten*. Berlin 1987
- [116] Fiebag, J. und P.: *Zeichen am Himmel. UFOs und Marienerscheinungen*. München 1995

Fabio Broussard: Steinerne Wahrzeichen: Herkunft unbekannt

- [1] della Rosa, F.: *Muratura in opera poligonale*. Gruppo Ricerca Fotografica, Marzo 2002, Pag. 45
- [2] www.murapoligonalil.it
- [3] Fiebag, P.: »Latium - Zyklopenmauern in Italien«. In: Däniken, E. v. (Hg.): *Das Erbe der Götter*. München 1997, S. 193-198
- [4] Baum, St.: »Odysseus und Circe - Erkundung des Monte Circeo«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 1/1998
- [5] Kappel, M.: »Die Kunst der Großsteinbearbeitung im alten Griechenland«. In: Däniken, E. v. (Hg.): *Das Erbe der Götter*. München 1997, S. 389-392
- [6] Arecchi, A.: »Le città ciclopiche del Lazio«. In: *Archeo e Misteri*, Januar 2010, S. 45
- [7] *Wikipedia*, the free encyclopedia, unter »pelasgians«
- [8] *Lexikon der Antike*. Bibliographisches Institut Leipzig, Leipzig 1986
- [9] *Lexikon Alte Kulturen*. Hg.: Brunner, H. u. a., Mannheim u. a. 1993
- [10] della Rosa, F.: a. a. O., S. 46
- [11] Arecchi, A., a. a. O., S. 51-52
- [12] Lugli, G.: *La tecnica edilizia romana*. Roma 1957, S. 65-83
- [113] Fotos, die die zusammengebrochene Mauer zeigen, sind im Internet auf der »Sito Ufficiale Mura Poligonale Comune di Amelia« zu finden (<http://www.comune.amelia.tr.it/mura/crollo.php>)
- [14] della Rosa, F.: a. a. O., S. 48-49

Reinhard Habeck: Kosmische Hieroglyphen

- 111 Habeck, R.: *Texte, die es nicht geben dürfte*. Wien 201 I
- [2] http://de.wikipedia.org/wiki/Steinkugeln_von_Costa_Rica
- [3] Däniken, E. v.: *Zurück zu den Sternen*. Düsseldorf/Wien 1969
- [4] Däniken, E. v.: *Was ist falsch im Maya-Land?*. Rottenburg 2011
- [5] <http://de.wikipedia.org/wiki/Wollsackverwitterung>
- [6] Stone, D.: »A Preliminary Investigation of the Flood Plain«, in: *American Antiquity*, 9. Juli 1943
- [7] <http://www.geschichtsforum.de/>
- [8] <http://preesi.lefora.com/2010/02/25/ball-and-pyramids/>
- [9] Eigene Recherchen in Bosnien-Herzegowina und Serbien, unter anderem in Form eines Interviews mit Milinko Milivojevic, der im

- Jahr 1974 die erste gravierte Steinkugel in Serbien entdeckte. Juli 2011.
- [110] <http://www.european-pyramids.eu/wb/pages/european-pyramids/italy/pyramid-monolith.php>
- [111] <http://de.wikipedia.org/wiki/Phaethon>
- [112] Priuli, A.: Persönliche Mitteilungen, siehe unter anderem im Buch *Dinge, die es nicht geben dürfte*. Wien 2008
- [113] Haarmann, H.: *Universalgeschichte der Schrift*. Frankfurt a. M. 1991
- [114] <http://www.bosnianpyramids.org/>
- [15] Lukacs, G. und Osmanagic, S.: *Die Bosnischen Pyramiden*. Wien 2006 und 2008
- [16] Habeck, R.: *Bilder, die es nicht geben dürfte*. Wien 2009

Ryofu Pussel: Kukai und der Donnerkeil

- [11] Nakamura, H. und Watanabe, Sh.: *Odaishisama*. Tokyo 1954
- [2] Miyata, T.: *A Henro Pilgrimage Guide to the 88 Temples of Shikoku Island*. Los Angeles 2006
- [3] Ruggles, C.: *Ancient Astronomy. An Encyclopedia of Cosmologies and Myth*, Santa Barbara 2005
- [4] Atkinson, R.J.C.: »Megalithic Astronomy«. In: *The Journal of Navigation*, Cambridge 1977
- [5] Däniken, v. E.: *Falsch informiert!*. Rottenburg 2007

V. VERBORGENES WISSEN

Erich von Däniken: Der Jahrtausendpuk

- [1] Däniken, E.V.: *Der Jüngste Tag hat längst begonnen*. München 1995
- [2] Burrows, M.: *Mehr Klarheit Über die Schriftrollen*
- [3] Frischauer, P.: *Es steht geschrieben*. Zürich 1967
- [4] Däniken, C.v.: »Embryo-Transfer im alten Indien«. In: *Ancient Skies*, 15. Jahrgang, Nr. 3/1991
- [5] Plinius, Cajus Secundus: *Die Naturgeschichte*. Hrsg. von G. C. Wittstein, 1. Band, Leipzig 1881

- [6] Fiebag, P.: »Von fliegenden Drachen und feurigen Scheiben - UFO-Sichtungen aus Antike und Mittelalter«. In: *Solar System*, 3. Quartal 1975, Bad Friedrichshall
- [7] Kheplern, J.: *Gründlicher Bericht von einem ungewöhnlichen Stern*. Amberg, MDCV
- [8] Cypziani von Leowitz: *Von dem neuen Stern*. Laugingen/Donau 1573
- [9] Mack, E.: *Abduction - Firsthand Documented Accounts of UFO Abductions*. New York 1992

Armin Schrick: Die hermetische Templersymbolik von Montsaunès

- [1] Bédu, J.-J.: *Rennes-le-Château Autopsie d'un mythe*. Toulouse 1990
- [2] Markale, J.: *Rennes-le-Château et l'énigme de l'or maudit*. Paris 1989
- [3] ders.: *Gisors et l'énigme des Templiers*. Paris 1986
- [4] Schrick, A.: »Die Suche nach dem Gral - Falsche Fährten und neue Forschungsansätze«, Vortrag am One-Day-Meeting der A. A. S., Interlaken, 18.09.2010
- [5] Charpentier, L.: *Die Geheimnisse der Kathedrale von Chartres*. Köln 1972
- [6] Hancock, G.: *Die Wächter des heiligen Siegels*. Bergisch Gladbach 1992
- [7] Augé, P.: »Les fresques du XVI siècle de l'église de Montsaunès«. In: *Revue de Comminges*, No. 94, 1981
- [8] Laborde, F.: »L'Église des Templiers et les vestiges du château de Montsaunès (Haute Garonne)«. In: *Revue de Comminges*, No. 93, 1980
- [9] Higounet, Ch.: *Bulletin Philologique et Historique*, (jusqu'à 1715) Comité des Travaux Historiques et Scientifiques - Années 1955—1956. Presses Universitaires de France, 1957
- [10] <http://www.pythagoras-institut.de/Institut/FoL/Egypt.html>
- [11] Laffargue, J.: *Les peintures templières de Montsaunès, Actes du deuxième Congrès international d'études pyrénéens*. Toulouse 1957
- [12] *Die Bibel, Das Buch der Psalmen*. Sonderausgabe, Köln 1984
- [13] <http://www.christliche-symbole.de/10.html>
- [14] Temple, R. K. G.: *Das Sirius Rätsel*. Frankfurt am Main 1977
- [15] Bauval, R. und Gilbert, A.: *Das Geheimnis des Orion*. Berlin 1995

- 116] Clarus, I.: *Die keltischen Mythen*. Düsseldorf 2005
- 1171 Heinz, S.: *Symbole der Kelten*. Darmstadt 2007
- [18] Burdach, K.: *Der Gral - Forschungen Über seinen Ursprung und seinen Zusammenhang mit der Longinuslegende*. Stuttgart 1928
- [19] Macalister, R. A. S.: *Lebor Gabeila Érenn. The Book of the Taking of Ireland*. Dublin 1941
- [20] Sassoon, G. und Dale, R.: *Die Manna-Maschine*. Frankfurt a. M. 1994
- [21] Fiebigher R und J.: *Das Gralsgeheimnis*. München 2006

Frank Grondkowski: Die Stufenpyramide von Teneriffa

- 111 Abreu Galindo, J. de: *Historia de la conquista de las siete islas de Canarias*. Santa Cruz 1977 (Nachdruck von 1632)
- [2] Navarro Mederos, J. F.: »Arqueología de las Islas Canarias«. In: *Espacio, Tiempo y Forma. Serie I, Prehistoria y Arqueología, Bd. 10*. 1997
- [3] Pirámides de Giiimar: *Parque Etnográfico*. Broschüre des Parkes
- [4] Rother, A. und F.: *Die kanarischen Inseln*. Köln 1988
- [5] Schwidetzky, I.: *Die vorsepanische Bevölkerung der Kanarischen Inseln*. Göttingen 1963

Juri Morozov: Der Ring des Jupiters

- [1] Best, E.: *Astronomical Knowledge of the Maori*. Wellington 1955 (Dominion Museum Monograph No. 3)
- [2] Collyns, R.: *Did Spacemen Colonize the Earth?*. London 1974
- [3] Vasil'ev, V.: »Kosmicheskoe oko dogonov«. *Vokrug sveta*, Moskva 1978, No. 5
- [4] Roxburgh, I. W. und Williams, I. P.: »The Dogon Tribe and Sirius«. *The Observatory*, 1975, Vol. 95, No. 1008
- [5] Vsehsvjatskij, S. K.: »Kol'co komet i meteoritov vokrug Jupitera«. *Priroda*, Moskva 1960, No. 9

Lars A. Fischinger: Das »Aluminium-Objekt von Aiud«

- 111 Gheorghita, F.: »Das Objekt von Aiud«. In: *Ancient Skies*, 3/1992
- 12] ders.: *Enigme in Galaxie*. Iasi 1983

- [3] Trendler, G.: »Zeugen vorgeschichtlicher Technik?«. In: *Ancient Skies*, 6/1988
- [4] Hesemann, M.: »Ich fand das Objekt von Aiud!«. In: *Magazin 2000*, 1/1996 (Nr. 108)
- [5] Fischinger, L. A.: *Historia Mystica*. München 2009
- [6] ders.: »Der Aluminiumfund von Aiud«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 6/2009
- [7] ders.: *Verbotene Geschichte*. München 2010
- [8] ders.: »Das Rätsel von Aiud«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 5/2010
- [9] Bürgin, L.: *Geheimakte Archäologie*. München 1998

Vladimir V. Rubtsov: Nicht von dieser Welt?

- [1] Fomenko, V. N.: »Information on the Results of Preliminary Study of the Black Ball as a Possible Extraterrestrial Artifact«. In: *RIAP Bulletin*, Vol. 3, No. 1-2, 1997
- [2] Fomenko, V. N.: »Investigations of the Glass Ball as a Supposedly Anomalous Object«. In: *RIAP Bulletin*, Vol. 4, No. 4, 1998

VI. ASIENS GEHEIMNISSE

Hartwig Hausdorf: Unerklärliche Funde in Asikli Hüyük

- [11] Hausdorf, H.: »Göbekli Tepe - die älteste Stadt der Welt?«. Vortrag auf dem A. A. S.-One-Day-Meeting 2011 in Berlin, im Tagungsband zum Meeting, Ancient Mail Verlag, Januar 2012
- [2] Bushe, K.-A.: »Von den Anfängen der Schädelrepanation bis zur Gehirnchirurgie heute«, in: *Informationen der Julius-Maximilians-Universität Würzburg*, 1983
- [3] Hausdorf, H.: *Götterbotschaft in den Genen, Wie wir wurden, wer wir sind*. München 2012
- [4] Hillrichs, H. H. (Hg.): *Terra-X. Von den Steppen der Mongolen zu den Inseln über dem Regenwald*. München 1991
- [5] Hein, P.: *Häufigkeit, Verbreitung und Lokalisation der Schädelrepanation in der europäischen Vor- und Frühgeschichte*. Berlin 1959
- [6] Hausdorf, H.: *Wenn Götter Gott spielen*. München 1997

Hermann Burgard: Die Offenbarungen der Encheduanna

- [1] Burgard, H.: »Uruk: >... wo vom Himmel herabgestiegen wird««. In: •*Sagenhafte Zeiten*, 3/1998
- [2] Burgard, H.: »Die Gilgamesch-Connection«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 6/2000 sowie in: Däniken, E. v.: (Hg.): *Jäger verlorenen Wissens*. Rottenburg 2003, S. 85 ff.
- [3] Burgard, H.: »Aratta-Jirof: Wiege der Kultur? Die Tempelhymnen der Encheduanna«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 2/2011
- [4] Burgard, H.: *Encheduanna: Geheime Offenbarungen*. Groß-Gerau 2012
- [5] Zimmern, H.: »Ein Zyklus altsumerischer Lieder auf die Haupttempel Babyloniens«. In: *Zeitschrift für Assyriologie und verwandte Gebiete*, Bd. 39, 1930
- [6] Sjöberg, A. W. und Bergmann, E.: *The Collection of the Sumerian Temple Hymns*. J. J. Augustin Publisher, Locust Valley, N. Y., 1969
- [7] Krecher, J. und Jagersma, B.: »Sumerian Temple Hymns«, www.etcsl.orient.ox.ac.uk/section4/c4801.htm
- [8] Deimel, A.: *Sumerisches Lexikon*. Päpstliches Bibelinstitut, Rom 1925

Gottfried Bonn: Die Legenden der Drachenschlangen

- [11] Bandini, D. und G.: *Das Drachenbuch*. München 2002
- [2] Shaughnessy, E. (Hg.): *Das alte China - Im Land des himmlischen Drachen*. München 2001
- [3] »Drachen - Geschöpfe der Fantasie oder Wirklichkeit?«, History, Welt der Wunder, aus weltdewunder.de
- [4] Ebenda
- [5] Lawlor, R.: *Am Anfang war der Traum - Die Kulturgeschichte der Aborigines*. München 1993
- [6] Berlitz, Ch.: *Geheimnisse versunkener Welten*. Darmstadt 1973
- [7] Baumann, P. und Kirchner, G.: *Terra X - Rätsel alter Weltkulturen*. Frankfurt a. M. 1983
- [8] Ebenda
- [9] XING Studenten, www.studentenpilot.de
- [10] Terra X. Volume 09 - Pyramiden in Amerika. DVD; München 2009
- [1 I |] Bonn, G.: »Das Stonehenge Mysterium«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 2/2009

- [12] *Terra X - Volume 9*, DVD, 2009
- [13] Hamilton, R.: *The mysteries of the sperend mound - In search of the alphabet of the gods*. California, 2001
- [14] Evans, I. H. N.: *The Negritos of Malaya*. London 1935
- [15] »MagMor. Die Anderswelt«. Schlangensymbolik, www.magmor.de
- [16] *Alien Discussions - Von Außerirdischen entführt*. Frankfurt a. M. 1996
- [17] Bonn, G.: »Virtual reality - Die Götter aus dem Cyberspace«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 1/2010
- [18] Hattstein, M.: *Vergangene Reiche und Kulturen*. Bamberg 2009
- [19] Hancock, G.: »10500 BC Atlantis - die letzte Hochkultur«. YouTube-Video, 2009
- [20] Ebenda
- [21 j] Empfehlenswert hierzu: Eckhardt, R.: »Schiffe am Himmelsbogen. Der Mythos über die Tempel von Angkor«. In: Däniken, E. v. (Hg.): *Brisante Archäologie*. Rottenburg 2008, S. 298-308
- [22] Ebenda

Frederick Dodson: Chinas Himmelsdrachen

- [1] http://en.wikipedia.org/wiki/Chinese_dragon
- [2] http://en.wikipedia.org/wiki/Pig_dragon
- [3] [http://en-wikipedia.org/wiki/Zhuyin_\(mythology\)](http://en-wikipedia.org/wiki/Zhuyin_(mythology))
- [4] Yang, L., Deming, A. und Turner, J. A.: *Handbook of Chinese Mythology*. Oxford 2005
- [5] Stevens, K. G.: *Chinese Mythological Gods*. Oxford 2001

VII. AUSSERIRDISCHES LEBEN

Roland Roth: Die Existenz im Untergrund

- [1] Franke, H. W.: *Vorstöß in die Unterwelt. Abenteuer Höhlenforschung*. München 2003
- [2] IMAX DVD: *Fantastische Höhlen*. Euro Video, 2010
- [3] Kempe, S. und Rosendahl, W.: *Höhlen. Verborgene Welten*. Stuttgart 2008. New Mexico Tourism Department

- [4] Ruh, H.: »Außenseiter des Lebens. Die Arsen-Mikroben vom Mono Lake«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 2/2011
- [5] Wenger, R.: *Höhlen - Welt ohne Licht: Entstehung, Erscheinungsformen, Tierleben, Höhlenforschung*. München 2007
- [6] <http://abenteuerforschung.zdf.de>
- [7] <http://www.faz.net>

Hansjörg Ruh: Außenseiter des Lebens

- 111 http://en.wikipedia.org/wiki/Carbon_chauvinism
- [2] »Astronomen vermuten 50 Milliarden Planeten in Milchstraße«. *Spiegel Online*, 20.02.2011
- [3] Hoyle, F.: *Die schwarze Wolke*. München 1977
- [4] »Aliens aus Säure und Silizium«. *Der Tagesspiegel*, 04.06.2008
- [5] Freitas Jr., R. A.: »Xenology, An Introduction to the Scientific Study of Extraterrestrial Life, Intelligence, and Civilization«, 1975-1979/2008, http://www.bibliotecapleyades.net/vida_alien/xenology/contents.htm
- [6] »Alpakas und die Bakterien aus dem All«, <http://www.br-online.de>. 27. Februar 2009
- [7] http://de.wikipedia.org/wiki/Deinococcus_radiodurans
- [8] »Did living on Mars build up a microbe's resistance to radiation?«. In: *New Scientist*, 28.09.2002
- [9] »Ring-Genom schützt vor dem Strahlentod«. *Spiegel Online*. 10.01.2003
- [10] »Manche mögen's heiß«. In: *Geo*, Juli 2005
- [11] <http://de.wikipedia.org/wiki/Wostoksee>
- [12] »Unbekannte Kreaturen in mysteriösem Antarktis-See?«. In: *Der Standard*, 07.02.2011
- [13] »Forscher vermuten Lebenszonen im Universum - Erweitertes Konzept der Lebenszone«, http://www.focus.de/wissen/weltraum/odenwalds_universum/tid-31_109/forscher-vermuten-es-koennte-mehrbewohnbare-planetengeben-als-gedacht-erweitertes-konzept-der-lebenszone_aid_984410.html (2013)
- [14] Saeger, S.: »We stand on a great threshold in the human history of space exploration«. United States House of Representatives, 04.12.2013

Alireza Zarei: *Trichoplax adhaerens* - nicht von dieser Welt?

- [1] Paturi, F. R.: *Die letzten Rätsel der Wissenschaft*. Frankfurt a. M. 2005
- [2] Hadrys, T., DeSalle, R., Sagasser, S., Fischer, N., Schierwater, B.: »The trichoplax PaxB gene: a putative proto-PaxA/B/C gene predating the origin of nerve and sensory cells«. In: *Mol Biol Evol*, 22, 2005, S. 1569-1578
- [3] Schierwater, B.: »My favorite animal, *Trichoplax adhaerens*«. In: *BioEssays*, 27, 2005, S. 1294-1302.
- [4] Schierwater, B., et al.: »Concatenated analysis sheds light on early metazoan evolution and fuels a modern >urmetazoon< hypothesis. In: *PLoS Biol.* 2009; 7:e 1000020. doi: 10.1371/journal.pbio.1000020
- [5] *Science Illustrated*. Oktober 2009

Peter Fiebag: »Come search with us!«

- [1] Ancient Astronaut Society: *2nd World Conference*, Ziirich 29.05.1975, S. 4
- [2] Phillips, G. M.: »Die Ancient Astronaut Society«. In: *Programmheft der 6. Weltkonferenz der Ancient Astronaut Society*. München, 14.-16. Juni 1979, S. 4
- [3] Yates, R.: »Were ancient gods really astronauts?«. In: *Chicago Tribune*, Vol. 127, Nr. 123, 03.05.1974
- [4] Däniken, E. v. (Hg.): *Kosmische Spuren*. München 1988
- [5] Däniken, E. v.: »3. Weltkonferenz der AAS«. In: *Ancient Skies*, Park Ridge, Illinois/USA, No. 5/1975, S. 4
- [6] Ruppe, H. O.: »Philosophische Gedanken zur AAS-Hypothese«. In: *Ancient Skies*, 6/1983
- [7] Däniken, E. v.: »A. A. S. - Kontinuität und Neuanfang«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 1/1998, Beatenberg
- [8] Dopatka, U.: »Die AAS RA. Paläo-SETI-Forschung: weltweit«. In: *Sagenhafte Zeiten*, 2/1998, Beatenberg, S. 26-28

Die Frühgeschichte der Menschheit ist ganz anders verlaufen!

Sind Bewohner anderer Planeten vor vielen tausend Jahren auf der Erde gelandet? Die »offizielle« Wissenschaft bestreitet dies. Unzählige neue Entdeckungen, Forschungsergebnisse und Erkenntnisse, die Ihnen dieses Buch präsentiert, sprechen eine andere Sprache.

- Auf dem anatolischen Hügel Göbekli-Tepe wurde eine monumentale Anlage ausgegraben. Sie ist rund 6000 Jahre älter als die Pyramiden von Gizeh. Bei ihrer Konstruktion wurden Steinblöcke von 50 Tonnen Gewicht bewegt. Wie haben Steinzeitmenschen diese unglaubliche Leistung zuwege gebracht?
- In der Nähe von Belgrad entdeckten Einheimische eine Steinkugel, in die mit ungeheurer Präzision der eiszeitliche Sternenhimmel eingraviert wurde. Wozu? Und warum gibt es so viele ähnliche uralte Steinbilder, auf denen Personen mit »Astronautenhelmen« zu erkennen sind?
- Eine Überlieferung der Mapuche-Indianer berichtet von zwei jungen Männern, die ihre Vorfahren vor einer großen Flut warnten. Als sie sich verabschiedeten, gingen sie zu einem »Berg, der auf vier Beinen stand«. Dieser begann sich zu bewegen und erhob sich blitzend in die Lüfte. Ein Raumschiff?

Begleiten Sie die Autoren durch verschiedenste Länder und Zeitalter zu spektakulären Funden und Erkenntnissen. Erfahren Sie beispielsweise:

- Was uns Grab KV 17 im ägyptischen Abydos über außerirdische Kontakte zu sagen hat
- Weshalb eine Kugel, die in einer zehn Millionen Jahre alten Schicht gefunden wurde, nicht natürlichen Ursprungs sein kann
- Warum eine wenig beachtete Entdeckung die Evolutionslehre widerlegt
- u. v. m.

Belege für eine unbequeme Wahrheit

Seit vielen Jahren vertritt Erich von Däniken die These, dass vor langer Zeit Bewohner von anderen Planeten auf der Erde landeten. Diese Besucher nahmen zu den Menschen Kontakt auf und lenkten ihre Entwicklung durch die Weitergabe bislang unbekanntem Wissens.

Laufend zeigen aktuelle Entdeckungen, wie stichhaltig von Dänikens These ist. Laufend werfen neue Funde provokante Fragen zur Frühgeschichte des Menschen auf. Laufend machen neue Fakten aufgeweckte Zeitgenossen neugierig zu erfahren, was vor mehreren tausend Jahren auf der Erde geschah.

Doch Neugierde scheint verboten zu sein. Zumindest für dogmatische Wissenschaftler mit einem eingeschränkten »Realitätstunnel«.

Mit diesem faszinierenden neuen Buch legt Erich von Däniken als Herausgeber weitere Fakten vor, die das traditionelle Geschichtsbild ins Wanken bringen. Zusammen mit Autoren wie Prof. Navia, Peter Fiebag, Reinhard Habeck oder Hartwig Hausdorf präsentiert er Ihnen zahlreiche neue Erkenntnisse, die einmal mehr zeigen: Die Frühgeschichte der Menschheit, wie sie uns offiziell vermittelt wird, ist falsch!

ISBN 978-3-86445-118-8



9 783864 451188